Erstes Buch.

Die Schwestern.

Roman

von

Baron Joseph Eötvös.

Aus dem Ungarischen

von

Adolph Dux.

Erster Band.

Pest,

Druck und Verlag von Gustav Emich.

1858.

I. Kapitel.

In einer der schönsten Gegenden Oberungarns liegt Ormoslak. Das anspruchlose Dorf dieses Namens kommt meines Wissens in unsern Geschichtsbüchern nirgends vor, und im Komitate selbst ist es Vielen nur dem Namen nach bekannt; aber wer einmal dort gewesen ist, der sehnt sich wieder hin, wo zwar nichts Außerordentliches den Beschauer zur Bewunderung hinreißt, aber Berg und Thal, Wiesen und Felder sich zu einem reizenden Landschaftsbilde verschmelzen, dessen Schönheit nicht in den Details, sondern in der Harmonie des Ganzen liegt.

Das Thal, dessen eines Ende das Dorf einnimmt, ist nach allen Seiten von Bergen mittlerer Höhe umgeben, und in dem Kranz derselben sieht man nur eine schmale Oeffnung, durch welche der das Thal durchschneidende Bach der Hernád zueilt, und ein schmaler neben dem Bach hinlaufender Weg das Dorf mit der Kaschauer Landstraße, und so mit

der Welt in Verbindung bringt. Die Länge des Thales beträgt höchstens eine Meile, die Breite kaum halb so viel. Am Grund des Thales, neben dem Bach, welcher es seiner ganzen Länge nach durchläuft, und jeden Sommer wenigstens einmal über seine Ufer tritt, befinden sich Wiesen und Weiden. An den Bergabhängen sehen wir, so weit es Art und Lage des Bodens zulassen, Aecker liegen. Den obern Theil des Berges bedeckt dichte Waldung, aus welcher hie und da einzelne Felsen hervorragen, die in der Ferne Burgruinen gleichen. Das Dorf befindet sich, wie gesagt, an einem Ende des Thales, aber auf etwas erhöhtem Grunde, so daß man von der in der Mitte stehenden Kirche aus das ganze Thal überschauen kann. Noch um etwas höher liegt das Kastell. Es ist ein im französischen Geschmack aufgeführtes umfangreiches Gebäude, dessen Hof vorn durch ein eisernes Gitter von der Gasse des Dorfes abgeschlossen ist, und das an den andern Seiten von einem Garten begränzt wird. Das Ganze hat, wenn es auch nicht den Anforderungen der Kunst entspricht, das Gepräge der Wohnlichkeit und des Comforts.

In diesem Schlosse wohnt Graf Ormosy; und wenn einer der Gäste, die zuweilen bei ihm einsprechen, vom Erker hinausschauend, seinen Wirth etwa beneidet, so kann man ihm das gar nicht übelnehmen, besonders weil Ormosy vom Schicksal außer diesem schönen Besitz auch noch mit Jugend, Gesundheit, und was noch mehr, mit der Liebe einer liebenswürdigen Gattin gesegnet wurde, mit welcher er sein Glück theilen konnte.

In der Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, nem-

lich gegen Ende Juli 1831, herrschte in Oberungarn eine außerordentliche Aufregung. Der polnische Aufstand, der Militärcordon, der theils gegen den Aufstand, theils wegen der damals in Europa sich zeigenden Cholera errichtet wurde, die Krankheit selbst, welche trotz aller Vorsicht über die Grenze kam, und in den nördlichen Theilen des Komitats ihre Verheerungen begann, erfüllten Jeden mit Besorgniß. Auf der Landstraße fuhren Komitatsärzte und Beamte umher, in den Dörfern wurden große Vorbereitungen zum Begräbniß der Choleraopfer getroffen, in den Hauptörtern der Komitate wurden fortwährend Berathungen gehalten; — aber all dieses Geräusch war bisher noch nicht nach Ormoslak gedrungen. Die Bewohner des Thales sahen der Zukunft umsomehr mit Ruhe und Vertrauen entgegen, da nach der Behauptung des alten Schmied's vor einigen und vierzig Jahren, als im ganzen Komitat die Blattern so wütheten, daß beinahe ein Drittel der Bewohner starb, in Ormoslak und der Umgegend Alles gesund blieb; im Schloße aber war, wie der Beschließer behauptete, um so weniger etwas zu fürchten, da es höher liegt als das Dorf, und im Fall der Noth von demselben durch vor das Thor gestellte Wachen vollständig abgeschlossen werden konnte. Die Folge dieser Behauptung war, daß nicht blos Ormosy und dessen Gemalin, die wie alle glücklichen Menschen der Zukunft mit Vertrauen entgegensahen, sondern auch die übrigen Bewohner des Kastells ohne Furcht waren. In Ormoslak folgte daher alles dem gewöhnlichen Gange, nur daß das Haus, — weil ein Theil der Nachbarn aus Furcht vor der Krankheit die Behausungen ver-

lassen hatte, und Ormosy als Präsident mehrerer Komité's sich sehr oft im Komitatssitz aufhielt — ruhiger als sonst war; und wer zum Beispiel an dem Tag, an welchem unsere Geschichte beginnt, in den Hof des Kastells tritt, könnte leicht in Versuchung gerathen, das ganze Gebäude für unbewohnt zu halten.

Es war einer der heißesten Tage des Jahres. Die Fenstervorhänge des Hauptgebäudes sind herabgelassen, im Flur sieht man außer der Essigflasche der Hausfrau nichts, und selbst die vor der Küche befindliche Bank steht leer da. Im Hof, von wo ein Theil des Dorfes das Wasser holt, und wo sonst ein ganzer Schwarm von Müßiggängern zu sehen war, ist Alles still; nur durch die offenen Thüren der Ställe hört man das Schnauben und Stampfen, mit welchem die Pferde sich die Fliegen abzuhalten bemühen, während der Kutscher und die Jäger, weit geduldiger, trotz der Menge von Fliegen, welche sie umschwärmt, ihren Nachmittagsschlaf ruhig fortsetzen. Nirgends im Hof oder im Kastell regt sich etwas, und durch das Eisengitter, welches den Hof von der Gasse abscheidet, hat man auch keine unterhaltendere Aussicht. Hier schlummert ein altes Weib vor dem Hause, dort spielen einige Kinder im Schatten der Akazien, und außer der Staubsäule, die zuweilen von einem sich bald wieder legenden Windstoß aufgewirbelt wird, geht Niemand auf der Gasse herum. Um so überraschender ist die Wirkung, wenn wir die Halle, welche zu ebener Erde durch die Mitte des Gebäudes führt, durchschreiten, und uns plötzlich in einem der schönsten Gärten befinden.

In der Nähe des Hauses breitet sich ein großer Rasenteppich aus, auf welchem einzelne exotische Pflanzen und Blumenbeete die angenehme Wirkung, welche das frische Grün auf die Augen ausübt, vermehren. In einiger Entfernung stehen Baumgruppen, die Ueberreste eines früheren Gartens oder Waldes, während den weitern, höher gelegenern Raum dunkler Wald bedeckt.

Unter einer der aus hundertjährigen Linden gebildeten Baumgruppen sehen wir zwei Frauen. Die Eine, eine hohe, schlanke Gestalt, die wir an ihrer einfachen, jedoch geschmackvollen und modernen Kleidung als die Frau des Hauses erkennen, sitzt auf einem Gartenstuhl, und heftet, die Arbeit in den Schooß legend, ihren Blick auf einen vor ihr stehenden Wiegen-Korb, in welchem ein Säugling schlummert; die Andere, offenbar die Amme, sitzt neben dem Korb auf einem Schemel und fächelt dem schlummernden Kinde zu, um die Fliegen davon abzuhalten. In der Nähe der beiden Frauen spielt ein ungefähr zwei Jahre altes Kind, das bald den Ball oder ein anderes Spielzeug zur Hand nimmt, bald mit den kleinen Händchen Blumen oder Gras ausrauft, und letztere so stolz, so glücklich zur Mutter bringt, als hätte es in diesen Blumen die Schätze der Welt zu übergeben. Die Mutter folgt lächelnd den Spielen ihres Kindes, und die Stickerei, an welcher sie jetzt ohnedies nicht gearbeitet hat, bei Seite legend, beginnt sie einen Kranz aus Klee- und Süßkleeblüthen zu winden. Das kleine Mädchen schlägt vor Freude die Händchen zusammen, und bringt immer mehr Gras herbei, als wollte es das ganze Feld kahl raufen. Nur, wenn es bemerkt,

daß der Blick der Mutter zuweilen auf dem in dem Korbe schlummernden Schwesterchen ruht, gibt es seine Spielerei auf, und schreit und zerrt die Mutter so lang am Kleide, bis diese es wieder mit einem ermunternden Wort anspricht. Und jetzt kehrt die kleine Eifersüchtige, die nicht gewohnt war die Liebe der Mutter noch mit einem andern Wesen zu theilen, beruhigt und heiter zu ihrem Spiel zurück.

Die ganze Szene hatte etwas unendlich Liebliches an sich. Die alten Linden hatten vielleicht nie ihre Zweige über glücklichere Menschen gebreitet.

Stunden vergingen, und sie nahmen nicht wahr, ja sie ahnten es nicht, daß während sie im Schatten der Linden Zuflucht gegen die sengende Hitze fanden, sich am westlichen Horizont Wolken zusammen zogen. Die Schwalben fingen an, unruhig hin und her zu fliegen, die Erde mit den Flügeln beinahe berührend; ein leichter Windhauch bewegte die Wipfel der Bäume, und die Lichtflecke, welche sich durch die Lücken des Laubes am Boden abbildeten, schwankten je nach den Bewegungen des Laubes hin und her.

— Seh'n Sie nur, gnädige Frau, sprach die Amme freudenvoll, Aennchen lächelt.

— Es fiel ihr nur ein Sonnenstrahl auf's Gesicht, ziehen wir den Korb nach der Seite, damit der Sonnenschein sie nicht wecke.

— Es ist wahr, daß ein Sonnenstrahl auf sie gefallen ist, aber sie hat auch gelächelt — entgegnete die Amme — das liebe Kind spricht im Traum vielleicht mit Engeln.

— Oder es träumt von mir, sprach die Mutter ihr lä-

chelndes Kind anblickend, und ihr Gesicht drückte eine Seligkeit aus, die nur im Mutterherzen Platz findet.

Indeß näherten sich diesem Platz zwei Männer, die aus dem Kastell kamen. Der eine war Ormosy selbst, welcher, wie seine bestaubten Kleider und sein erhitztes Gesicht andeuten, eben von der Reise angelangt ist; der andere war ein ältlicher und ziemlich dicker Mann, der Inspektor Karimásy, der bei all seinem Diensteifer heute kaum im Stande ist, seinem jungen Herrn zu folgen, so große und eilende Schritte machte dieser.

Ormosy ist, wie es scheint, mit außerordentlich wichtigen, oder unangenehmen Angelegenheiten beschäftigt, an seinem Gesicht ist eine ungewöhnliche Aufregung wahrnehmbar, auf dem sonst jovialen Gesicht des Inspektors zeigen sich jetzt Kummer und Niedergeschlagenheit.

Während sie sich dem Platz nähern, wo wir so eben die Gräfin mit ihren Kindern gesehen haben, ist die junge Frau, über den Korb gebeugt, eben damit beschäftigt, ihrem Kinde die Kissen zurecht zu legen, während das ältere Mädchen den von der Mutter geflochtenen Kranz derselben auf den Kopf legt. Ormosy blieb einen Augenblick stehen; er war sichtbar gerührt. Es stand ihm das Bild jenes gemeinsamen Glücks vor Augen, das er bisher genossen, und welches er, wie er ahnte, nicht mehr in solchem Maße finden sollte. Aber die kleine Margarete ersah den Vater, und lief ihm, den Kranz hoch haltend, schreiend entgegen, während die Gräfin durch die unerwartete Ankunft ihres Mannes überrascht, ihm ebenfalls entgegeneilte.

— Das ist eine unerwartete Freude, sprach die Gräfin, ihren Mann, nachdem sie ihn umarmt hatte, unter die Bäume geleitend, ich habe nicht einmal Deinen Wagen rollen gehört.

— Ich bin zu Pferde gekommen, sagte der Graf.

— Von U. bis hierher zu Pferde und in dieser Hitze, während ich Dich erst morgen erwartete; was ist vorgefallen?

Als die Gräfin den veränderten Gesichtsausdruck ihres Mannes bemerkte, erwartete sie ungeduldig seine Antwort.

Meine liebe Anna, sprach der Graf sich zur möglichsten Ruhe zwingend, — die Sache ist für uns auf einen Augenblick mehr unangenehm als gefährlich, aber sie ist unangenehm, sehr unangenehm. Im benachbarten Komitat ist die Bauernempörung ausgebrochen; auch bei uns zeigen sich schon die Vorzeichen des Uebels. Mehrere Dörfer sind im Aufstand gegen ihre Herren und Beamten. Das Militär bewacht die Grenze und aus diesem Grund haben wir keine Macht, die empörte Menge im Zügel zu halten. Es bleibt uns nichts übrig, als der Gefahr auszuweichen, und ich bin gekommen, um Dich nach Kaschau zu bringen. Ich habe alle Anordnungen getroffen, sobald es dunkelt, machen wir uns auf den Weg.

— Was ist die Ursache der Empörung? — fragte die Gräfin erstaunt.

— Der Ursachen gibt es wahrscheinlich mehrere, sagte Ormosy, der Vorwand, unter welchem die Unglücklichen aufgereizt werden, ist der, daß die Herren und die Aerzte das Volk vergiften. Da in manchen Dörfern die Cholera sich bei Mehreren nach dem Gebrauch jener Mittel zeigte, welche das Komitat und die Grundherren in Folge höherer Verordnungen

austheilten: so spricht das Volk jetzt von Vergiftung und sieht in den Herren seine Mörder. Es gibt Leute, welche den Tumult den Wühlereien russischer und polnischer Revolutionsemissäre zuschreiben; Andere wollen in dem Ganzen nur die Folgen jenes Drucks sehen, welchen die Unterthanen von einzelnen Grundherren und Beamten erleiden, aber gewiß ist, daß das Volk an mehreren Orten bis zur Wuth geht, und daß sich die Empörung außerordentlich schnell verbreitet. Indeß kannst Du ruhig sein, fuhr er mit ermunterndem Tone fort, auf dem Weg, den ich gekommen bin, ist noch keine Spur vom Aufstand, ich bin überzeugt, daß man im Dorf von dem Ganzen noch gar nichts weiß, — und wir werden in Kaschau sein, ehe einer der Boten, welche die Empörer von Dorf zu Dorf schicken, hierher gekommen sein wird.

— Aber warum sollen wir uns von hier entfernen, — sagte die Gräfin erstaunt, — von uns können doch die Bauern keine solche Gräuelthat voraussetzen. In unserem ganzen Leben haben wir Keinen von ihnen beleidigt, ja sie nennen uns sogar ihre Wohlthäter.

— Rusticus ungentem pungit, seufzte der Inspektor, der, je mehr er von der Empörung hörte, desto mehr zu schwitzen anfing, und sich die Stirne mit seinem rothen Taschentuch abwischte. Glauben Sie mir, Ew. Gnaden, unsere Bauern sind auch nicht besser als die andern, und —

— Ich glaube das nicht, fiel ihm die Gräfin in's Wort, und wenn es von mir abhinge, so bliebe ich mit aller Seelenruhe hier. Die Ormoslaker werden uns niemals etwas zu Leid thun.

— Sie haben keinen Grund dazu — sprach der Graf — und wenn man mit den Unterthanen überall so umginge wie hier, so wären wir vielleicht nicht in diese Lage gerathen; indeß möchte ich ihnen meine Familie nicht anvertrauen. Ueberdies können Fremde kommen, die Unterthanen anderer Herrschaften, welche die unserigen mitreißen, oder anstatt ihrer das böse Spiel treiben. Glaube mir, meine Liebe, unter solchen Umständen gibt es außer der Stadt keine Sicherheit. Das Ganze wird ohnedies nicht lange dauern, in zwei Wochen längstens kannst Du zurückkommen. Doch hier kommt der hochwürdige Herr, er hat wahrscheinlich schon etwas gehört, und wird gewiß mit mir einer Meinung sein.

Hiermit eilte Ormosy dem Nahenden entgegen, während die Gräfin mit dem zitternden Inspektor allein gelassen, bemerkte, daß sie sich sogleich auf den Weg machen wolle, falls der Pfarrer mit ihrem Gemahl einer Meinung wäre. Er ist ein so muthiger und kaltblütiger Mann, sagte sie, daß wir seinem Rath blindlings folgen können.

— O er ist ein sehr muthiger Mann, und kaltblütig dazu, entgegnete der Inspektor, der vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben dem Pfarrer ein Lob ertheilte, dem aber dieses selbst mitten in seiner Todesangst schwer vom Herzen ging, — er wird auch Einfluß auf's Volk haben, hat er ja genug oft dessen Partei genommen.

Während die Gräfin, und der Inspektor den Pfarrer ungeduldig erwarteten, der sich, mit Ormosy in lebhaftem Gespräch begriffen, mit langsamen Schritten nähert, — wollen wir uns mit dem Manne bekannt machen, der wie es

scheint, auf seinen ganzen Kreis einen so mächtigen Einfluß ausübt.

Der Pfarrer von Ormoslak ist einer jener Männer, die schon durch ihr Aeußeres unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Seine hohe Gestalt, die durch das geistliche Gewand, wie kurz er es auch trägt, noch mehr hervorgehoben wird, seine steife Haltung und eckigen Bewegungen, kurz sein ganzes Aeußere bis zu dem Backenbart und dem kurzgeschorenen grauen Haar, das er ganz nach militärischer Regel trägt, geben seiner Person mehr ein militärisches, als ein geistliches Ansehen. — Der hochwürdige Herr hat niemals die Zeit vergessen können, welche er als Feldkaplan eines Grenadierbataillons größtentheils im Krieg zugebracht hat; und obschon er sein friedlicheres Amt schon seit fünfzehn Jahren bekleidet, so behielt er in seiner Sprache doch auch jetzt noch den Kommandoton bei, und die Ermahnungen, die er an die Gläubigen richtete, klangen zuweilen nicht anders, als ob er mitten im Kanonendonner spräche.

Wenn ein Maler das Ideal eines Seelenhirten malte, so würde die Gestalt dem Pfarrer zu Ormoslak wahrscheinlich wenig gleichen, auch gab es im Benehmen des würdigen Mannes Momente, an welchen die Gläubigen der Gegend Anstoß nahmen. — Der Pfarrer liebte Gesellschaft, und sprach und lachte so laut, wie jeder Andere; vielleicht spielte er mehr Tarok, als nöthig war, und entschuldigte sich nicht, wie es der Dechant zu thun pflegte, mit der Behauptung, er liebe das Spiel uur deshalb, weil man sich dabei den Wankelmuth des Glücks und die Nutzlosigkeit menschlicher Berechnungen

zu Gemüthe führen kann; wenn der Bischof sich zur Visitation anschickte, nahm der Ormoslaker Pfarrer die Flinte auf den Rücken, und kam nicht eher heim, als bis er ein Reh oder wenigstens sechs Haselhühner für seine Gäste mitbrachte, unbekümmert um das, was die Canones gegen die geistlichen Jäger vorbringen. Aber wer ihn näher kannte, und ihn eine Zeit lang im Kreise seiner Gläubigen sah, gelangte trotz dem Allen zu der Ueberzeugung, daß er noch keinen verehrungswürdigeren Menschen, noch auch einen besseren Geistlichen gesehen habe.

Mathias Farkas (zu deutsch Wolf) — denn das Schicksal hat dem frommen Hirten in seltsamer Laune gerade diesen Namen verliehen — hielt hartnäckig an jedem seiner Rechte fest. So wie er im Kreise seiner Vorgesetzten mit Begeisterung jene Selbstständigkeit vertheidigte, welche dem Pfarrer zukommt, so verlangte er auch vom Volke das Seinige bis zum letzten Heller; dabei erfüllte er freilich mit gewissenhafter Strenge die Pflichten, die er selbst hatte, und denjenigen, von welchen er die geistlichen Gebühren mit Genauigkeit eintrieb, gab er oft selbst das nöthige Geld dazu. Was würde, pflegte er zu sagen, aus der Welt werden, wenn wir es duldeten, daß die Menschen ihre Pflichten nicht erfüllen; aber was würde auch aus den Menschen werden, wenn nicht Einer dem Andern hälfe.

Der Pfarrer schien auch auf den ersten Anblick sehr pünktlich und streng zu sein. Wenn er einen Fehler oder eine Unordentlichkeit wahrnahm, so blieb der barsche Verweis nicht aus. Er hielt das für seine Pflicht, und übte dieselbe so treu

und so oft aus, daß seine Stimme endlich, mochte er von was immer sprechen, so klang, als ob er Jemandem einen Verweis ertheilte; aber die Ormoslaker wußten, wie liebe Dinge der Pfarrer mit seiner rauhen Stimme sagen konnte, welchen freundschaftlichen Rath, welch sanften Trost sie erhielten, wenn er mit ihnen in einem Ton sprach, als ob er schrecklich zürnte. Des Pfarrers Stimme ist wie die große Glocke — so sagte das Volk — sie klingt immer rauh, aber es thut einem doch wohl, wenn man sie hört. Beinahe dasselbe ließ sich von seinem Gesichte sagen, das auf den ersten Anblick unangenehm scheinen konnte, das aber diejenigen, welche ihn kannten, endlich doch liebgewannen. Schön konnte man den geistlichen Herrn auch nach der längsten Bekanntschaft nicht nennen. Seine großen Züge, die hervorstehenden Backenknochen, der ungewöhnlich braune Teint, und das steife Haar, das ergrauen, aber durch keine irdische Gewalt geschmeidiger werden konnte, bildeten ein Ganzes, dem die starken Augenbrauen keinen besonders sanften Zug verliehen; aber das dunkle Gesicht nahm zuweilen einen so angenehmen Ausdruck an, daß es Einem ordentlich wohlthat, ihn anzuschauen.

Kurz den Werth des Ormoslaker Pfarrers wußten nur die Ormoslaker zu schätzen. Er war einer jener Menschen, die aus ihrem Kreis herausgerissen, lächerlich scheinen, aber die eben darum so eckig sind, weil sie den Platz, auf welchen sie gestellt wurden, vollkommen ausfüllen.

Mathias Farkas war im Kastell ein täglicher Gast.

Der gegenwärtige Besitzer von Ormoslak war erst

kaum acht Jahre alt, als sein im Krieg dienender Vater, ein Oberst, seinem lieben Feldkaplan die eben damals vacant gewordene Ormoslaker Pfarre verlieh, — und seit jener Zeit, war in dem Hause nichts vorgefallen, woran er nicht theilgenommen hätte. Ormosty konnte sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigen, ohne dem Andenken Farkas's zu begegnen. Wenn er in den Ferien nach Ormoslak kam, ritt er in seiner Gesellschaft aus, mit ihm ging er zum ersten Mal auf die Jagd, ihn sah er am Sterbebett seines Vaters, von ihm hatte er zum ersten Mal den Namen seines Kindes gehört; ist es daher zu verwundern, daß man im Kastell selbst bei kleineren Anlässen den Pfarrer um Rath fragte, und daß der hochwürdige Herr zum Aerger des Verwalters und der übrigen Beamten auf den Grafen und die Gräfin den größten Einfluß besaß? —

— Ich hätte nicht gedacht, sprach Ormosty, daß sich die Empörung so schnell verbreiten werde.

— Das Alles thun die Kohlenbrenner — entgegnete der Pfarrer mit seinem gewöhnlichen kräftigen Ton, — ich habe es Ew. Gnaden gesagt, wir sollen in die Herrschaft keine Fremden aufnehmen. Es ist elender Kehricht, den man von anderswo weggefegt hat, nichtsnutziger Sand, der mit jedem Wind hin und her zieht, und nicht gute Erde; aber Ew. Gnaden haben es nicht geglaubt, und zum Dank dafür, daß Sie ihnen Brot geben, und mit ihnen einen weit günstigeren Vertrag schlossen, als nöthig gewesen wäre, wiegeln sie Ihre Unterthanen gegen Sie auf. Aber sie werden schon bekommen, was ihnen gebührt, ich soll nur mit ihnen zusammenkommen.

Die Hauptsache ist jetzt, daß Ew. Gnaden die Gräfin in Sicherheit bringen.

— Das denke ich selbst, ich habe auch schon alle Anordnungen getroffen. Sobald es dunkel wird, setze ich mich in den Wagen und bringe Anna sammt den Kindern nach Kaschau.

— Das geht nicht, sprach der Pfarrer entschlossen den Kopf schüttelnd, — zwischen Kaschau und unserer Ortschaft ist jedes Dorf im Aufstand. Die Straße wird von bewaffneten Bauern bewacht. Es wäre noch besser hier zu bleiben, als wenn Sie sich in die Gefahr begeben, in die Hände der Fremden zu gerathen. Dieses Volk verübt in seiner Erbitterung grauenhafte Dinge.

— Aber was sollen wir denn thun? fragte Ormesty unruhig.

— Vor Allem muß Alles vermieden werden, was die Aufmerksamkeit der Bauern auf sich ziehen könnte. Keine Vorbereitung. Sagen Sie den Kutschern, daß Sie ihrer nicht bedürfen, sie können ins Wirthshaus gehn. Es ist gut, wenn man sie dort sieht. Es gibt jetzt schon viele Leute im Dorf, die auf jeden Schritt achten, der im Kastell gemacht wird. Indeß gehn Ew. Gnaden mit der Gräfin und den Kindern, wie spazierend, durch den Garten zum Jägerhaus, wo der Miska wohnt, und dort bleiben Sie; ich aber schicke den englischen Reitknecht, zu welchem wir vollständiges Vertrauen haben können, in das Wolfsthal. Wenn man die Pferde durch den Garten führt, so bemerkt es Niemand. Gegen zehn Uhr gehen Ew. Gnaden mit der Gräfin von Miska's Hause direkt in's Wolfsthal hinab, setzen sich da zu Pferd, und gelangen,

wenn Sie sich immer in den Wäldern halten, in einem Tag nach Kaschau, der Weg ist zwar nicht sehr eben, und hie und da ermüdend, aber er ist im Ganzen sicher. Jetzt schwärmen auch diejenigen, welche sonst in den Wäldern leben, in den Dörfern und auf den Landstraßen herum. Die Gräfin ist eine muthige und gute Reiterin, und der alte Pattogós, der Ew. Gnaden im Wolfsthal mit den Pferden erwarten wird, kennt sich im Walde so gut aus, wie ich in unserem Dorf, er hat dort genug oft als Wilddieb umhergestreift.

Als die Gräfin, die sich indeß den Männern angeschlossen hatte, den Rath des Pfarrers hörte, erblaßte sie. Erst jetzt begann sie an die ganze Größe der Gefahr zu glauben, und das wirkte um so mehr auf sie, je sicherer und glücklicher sie sich in ihren gegenwärtigen Kreis fühlte. Aber die Gräfin Ormosy gehörte nicht zu jenen schwachen Geschöpfen, die vor der Gefahr, wie ein von der Klapperschlange gebanntes Vöglein die Geistesgegenwart verlieren, die von Furcht gelähmt, keines Entschlusses fähig sind. Sie schrack weder vor der Entfernung noch vor den Mühen und Gefahren der Reise zurück; aber für sie lag in dem Plan etwas, dem sie sich vom ersten Augenblick an mit der größten Entschlossenheit widersetzte, nemlich: daß sie sich von ihrem jüngern Kinde trennen sollte.

Daß sie den Säugling ohne dessen Amme nicht mitnehmen, daß diese, die nie auf einem Pferde gesessen war, eine so lange Reise nicht zu Pferde machen könne, daß jeder Angriff, auf den man unter den gegenwärtigen Umständen wenigstens gefaßt sein mußte, hundertmal gefährlicher würde,

wenn man anstatt sich auf die Schnelligkeit der Pferde zu verlassen, auf die Amme und das Kind Acht geben muß, — das Alles sah die Gräfin mit klarem Blick; sie verließ sich vollkommen auf die Treue der Amme, und sah auch ein, daß ihre kleine Anna auf den Armen einer bäuerlich gekleideten Frau weit sicherer sei, als wenn sie bei ihr bleibe. Aber trotz dem Allen konnte sie sich mit dem Gedanken nicht befreunden, sich von ihrem Kinde grade in diesem gefährlichen Augenblick zu trennen, und als sie auf die Gründe ihres Gemahls und des Pfarrers nichts mehr zu entgegnen wußte, da fing sie an zu weinen, so daß Mathias Farkas wahrscheinlich auch in Thränen ausgebrochen wäre, wenn er nicht seine großen Augenbrauen bis in die Mitte der Stirne hinaufgezogen und so die sich hervordrängenden Tropfen zurückgehalten hätte.

— Endlich — sprach der Pfarrer — ist es sehr natürlich, wenn sich Ew. Gnaden von der kleinen Anna schwer trennen, und sagen, daß sie Margarete leichter verlassen können. Bei Frauen solchen Herzens ist es immer so. Wenn ihr Kind größer ist, so lieben sie es, weil sie es schon Jahre lang geliebt haben, und wenn es noch klein ist, so lieben sie es, weil sie noch nicht Zeit gehabt haben, es genug zu lieben. Aber die Klugheit — —

— Lassen Sie das, hochwürdiger Herr — sagte die Gräfin weinend — ich sehe Alles recht wohl ein, aber es ist umsonst, es gibt Dinge, die wir als vernünftig anerkennen, zu welchen wir uns aber doch nicht verstehen können.

— So lange, bis wir uns nicht überzeugen, daß es

unsere Pflicht ist, sie zu thun, — fuhr der Geistliche fort ihren Satz ergänzend. — Ew. Gnaden sind eine viel zu gute Mutter und Christin, um das Leben Ihres Kindes bloß darum einer Gefahr auszusetzen, weil es Ihnen schwer fällt, sich von ihm auf einige Tage zu trennen. Aber wir müssen eilen. Der Graf soll in den Stall geh'n, und dem englischen Reitknecht sagen, daß er warte, und dann das thue, was ich ihm sagen werde. Ew. Gnaden werden indeß für sich und die Kinder stärkere Schuhe und wärmere Kleider bringen. Es scheint, als ob es regnen werde.

Es liegt in unserer Natur, daß wir in schwierigen Augenblicken einem entschiedenen Befehl leicht gehorchen. Wenn wir den Schlüssel zu jenem Einfluß suchen, welchen in Revolutionen oder bei Gelegenheit großer Gefahren manchmal ganz unbekannte Individuen auf die Massen üben, so finden wir ihn darin allein, daß in Augenblicken allgemeinen Schreckens gerade nur ein gewisses Individuum die Rolle des Befehlens übernimmt; und eben darum gibt es keine größere Ungerechtigkeit, als wenn man das Volk beschuldigt, daß es sich schlechte Leiter gewählt habe. In schwierigen Augenblicken wählt das Volk eben so wenig, wie die Einzelnen, sondern es erkennt den als Führer an, der zur Uebernahme dieser Rolle genug Muth besitzt, und es ist gerade nicht zu verwundern, daß Führer dieser Art nicht immer die klügsten und gewissenhaftesten Menschen sind. Ormosy und dessen Gemahlin entfernten sich auch ohne Widerspruch, um den Befehl des Pfarrers auszuführen, er aber ging unter die Linden, wo der Säugling in seinem Korb schlummerte, und Margarete ihre

Blumen längst verlassen hatte, um jetzt mit Steinchen zu spielen, indem sie ihren Schatz bald in Haufen zusammensegte, bald ihn auf dem Tisch umherstreute, und zwar mit so eifriger Aufmerksamkeit, daß sie nicht einmal das Nahen ihres Freundes bemerkte, den sie sonst an seinem langen schwarzen Kleide so herzlich zerrte.

Ein kummervolles Gefühl ergriff das Herz des Pfarrers, als er dieses Kind sah. Er sah der nächsten Zukunft mit weit größerer Besorgniß entgegen, als Ormosy dachte. Der Graf hatte zwar an seinen Unterthanen niemals eine Ungerechtigkeit begangen, und die Gräfin wirkte in ihrem Kreise wie eine wohlthätige Vorsehung; aber der Pfarrer wußte, daß es in Ormoslak weder an Unzufriedenen, noch was mehr ist — an Gründen zur Unzufriedenheit fehlte. Das Volk sucht die Ursache seiner Leiden immer an der höchsten Stelle, und aus diesem Grunde macht es für Alles, was die Beamten allein, ohne Wissen des Grafen thaten, diesen verantwortlich, und es fühlte sich um so unzufriedener, weil ein Theil der Ormoslaker, der aus Slaven bestand, mit dem Herrn nicht sprechen konnte, und sich ganz in die Hände der Beamten gegeben glaubte. Mathias Farkas diente als Vermittler zwischen dem Dorf und dem Kastell, und nahm ohne sich um den Haß zu kümmern, mit welchem der Inspektor und die übrigen Beamten ihn beehrten, wo er nur konnte, die Partei seiner Gläubigen; aber Einzelne fühlten sich trotz dem Allen verletzt, theils weil nicht Alles zur Kenntniß des Pfarrers gelangte, theils weil sich die Leute zu Ormoslak eben so gut wie überall nicht blos über wirkliche Verletzungen beklagten, und es dem

Pfarrer nicht verziehen, weil er nicht der Fürsprecher ihrer blos eingebildeten Uebel sein wollte. Er kannte seine Gläubigen zu gut, um sich über den wirklichen Stand der Dinge einer Täuschung hinzugeben, und schon als er vor dem Gemeindehause vorüberging, hörte er unter der Gruppe, die sich um einen, aus einem andern Dorf gekommenen Boten schaarte, drohende Worte genug, die nicht blos gegen die Herrschaft, sondern auch gegen ihn selbst gerichtet waren.

Glückliche Kinder, sprach er für sich, seinen Blick auf die Unschuldigen heftend, sie wissen nicht, in welcher Gefahr sie schweben, aber diese Unwissenheit bewahrt ihnen ihre Ruhe, und über ihnen wachen Andere, während wir trotz all der Mühe und Besorgniß, mit welcher wir uns in unserer eingebildeten Weisheit vor hundert Gefahren beschützen, dennoch verloren wären, wenn nicht eine höhere Vorsicht auch über uns, wie wir über die Kinder, Wache hielte.

Dieser Gedanke gab dem Pfarrer seine Ruhe wieder. In seinem Ton und in der ganzen Art, mit welcher er der Amme den Stand der Dinge, und was man von ihr verlangte, auseinandersetzte, war so etwas Sicheres, daß Kathi nach dem ersten Schrecken sich gleich wieder beruhigte und nur die Gräfin bedauerte.

— Habe um deine Gräfin keinen Kummer, es wird ihr nichts Schlimmes geschehen, sagte Farkas — Pattogós wird sie führen, und ich wette, auf solchen Wegen, daß sie es selbst nicht bemerken wird, wenn sie sich plötzlich vor Kaschau sieht. Die arme Frau ist auch nicht um ihrer selbst willen, sondern deshalb bekümmert, weil sie ihr Kind verlassen muß.

— Deshalb braucht sie sich nicht zu grämen — sagte Kathi — als Gott mein kleines Söhnchen zu sich nahm, und Ew. Hochwürden mich gleich nach seinem Tode, noch vor dem Begräbniß in's Kastell riefen, damit ich meiner Anna Amme sei, die gerade damals geboren wurde, da weinte ich Anfangs; es schien mir so traurig, daß Gott ihnen, den Reichen noch ein Kind gab, während er mir, die ich sonst nichts auf Erden hatte, mein einziges Kind wegnahm. Ich dachte, daß ich dieses fremde Kind niemals werde lieben können, und ich kam nur her, weil Miska es wollte und weil Ew. Hochwürden es befahlen. Aber später sah ich ein, wie gut Sie, hochwürdiger Herr, für mich gesorgt haben. In den ersten Tagen stand mein Sinn nech immer nach Pistika *). Er war um zwölf Tage älter, und wenn ich die feinen Windeln und die Spitzenpolster sah, in welchen mein Aennchen lag, so mußte ich immer daran denken, daß dieses nicht mein Kind sei; aber später gewöhnte ich mich auch daran. Der kleine Engel streckte mir die kleinen Händchen so schön entgegen, ich wäre ohne dieses Kind vor Gram vielleicht gestorben; aber als ich es zum ersten Male an meine Brust legte, da fühlte ich mich schon erleichtert, es schien mir, als ob es mit seinen kleinen Lippen alle Bitterkeit aussaugte, die ich im Herzen trüge. O die Gräfin kann ruhig sein, so lange ich lebe, wird der kleinen Anna kein Leid passiren.

— Das weiß ich sehr gut, auch zweifelt die Gräfin nicht daran, sie fürchtet nur, daß Dir ein Leid zustoßen könne.

---

*) Verkleinerung von Stephan.

— Was könnte mir zustoßen — sprach die Amme mit Zuversicht — wenn ich einmal bei meinem Miska bin, so komme ich von dort aus durch die Wälder leicht zu meiner Base nach Kerekhegy; und was könnte mir dort zustoßen? In Kereghegy wohnen lauter Ungarn, und meine Base, die ich zum letzten Mal sah, als ich in der Hoffnung war, weiß gar nicht, daß mein Kind indeß gestorben ist, und wird die kleine Comtesse für mein Kind halten.

Während der Pfarrer mit der Amme sprach, kam der Inspektor, der immer auf demselben Platze stand, auf welchem er vom Grafen verlassen wurde, in immer größere Angst, je mehr er über den Stand der Dinge nachdachte. Endlich besiegte er aus Angst selbst die Antipathie, die er gegen den Pfarrer hegte, und ging zu ihm, ihn zu fragen, was er ihm rathe?

— Ihnen kann man gar nichts Anderes rathen, als daß Sie sich von hier fort machen, und zwar je eher, desto besser. Das Volk ist auf Niemanden mehr erbost als auf den Herrn Inspektor, es wäre mir nicht lieb, wenn Sie den Leuten in die Hände fielen.

— Das wäre schrecklich — sagte der Verwalter mit bebendem Ton. — Der Graf hat erzählt, was sie mit dem armen Krivanßky, dem Inspektor des Grafen Vary gethan haben. Er war ein bischen streng, das muß man zugeben, aber er war doch gut wie ein Bissen Brot, und so unterhaltend, die Herrschaft konnte ohne ihn gar nicht leben. Die Haare stehen Einem zu Berge, wenn es Einem einfällt, mit welchen Qualen sie ihn umgebracht haben. Einem Kastner

derselben Herrschaft haben sie mit dem Gemeindestier an eine Krippe gebunden, damit er entweder von dem wilden Thiere getödtet werde, oder neben dem Heu vor Hunger sterbe. Man schaudert, wenn es Einem einfällt, daß man sein ganzes Leben unter solchen Kannibalen zubringen muß. Es ist umsonst, sie haben keine Bildung, keine Religion.

Der Pfarrer, der als Mann voll Muth die Furchtsamkeit verachtete, aber mit dem Geängstigten Mitleid hatte, wollte dem Inspektor doch einige Worte des Trostes sagen, als die letzten Worte desselben seinen Zorn anfachten. Keine Religion, sagte er in gereiztem Tone, das ist ein Uebel, nicht wahr, daß das Volk in solcher Zeit keine Religion hat? Aber wer anders ist Schuld an dieser Gottlosigkeit, als Sie und Ihresgleichen? Wenn diejenigen, welche auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, oder welche das dumme Volk wenigstens für gebildet hält, wenn solche Leute gegen die Religion die größte Gleichgiltigkeit bezeugen, wenn sie die kirchlichen Gebräuche verachten, und sich am meisten freuen, wenn sie die Diener der Kirche lächerlich machen können, ist es dann ein Wunder, wenn das Volk ihrem Beispiel folgt? Jedermann liebt es, den höher Stehenden nachzuahmen, und weil das schwer ist, so versucht man es in dem, wozu weder Verstand, noch Muth, noch Kraft nöthig ist. Nach den Begriffen solcher Leute wie Sie sind, gehört die Religion nur für's Volk, damit es sich vor den Oberen in Unterthänigkeit beuge, damit es schön zur Robot gehe, und seine Lasten ohne Murren trage; aber das Volk glaubt, daß die Religion für diejenigen, welchen Gott größere Macht verliehen hat, noch nöthiger sei.

Was Sie in Bezug auf's Volk für unentbehrliche Schranken halten, darin möchte das Volk eine Schutzwehr gegen die Mächtigen finden, und wenn es sie nicht findet, so wird es gleichgiltig gegen das, dessen Nutzen es nicht einzusehen vermag.

Der Inspektor gab seufzend seine Beistimmung zu erkennen, und stand mit einem solchen Armesündergesichte da, daß der Pfarrer ihn bedauerte. Ich glaube fest — sprach er mit sanfterem Ton — daß die gegenwärtigen Ereignisse auch auf Sie Eindruck machen werden. Zur Zeit meines Lagerlebens habe ich gar Viele gekannt, von welchen ich beinahe überzeugt war, daß der Glaube niemals in ihr Herz dringen werde, aber die Angst schüttelte ihnen den Glauben hinein.

Der Inspektor war ganz einverstanden, und bemerkte mit zitternder Stimme, daß, wenn die Geistlichen allen ihren Einfluß zur Aufklärung des Volkes benützen wollten, sie es gewiß zu Verstand bringen könnten.

— Das leidet keinen Zweifel, denn endlich kommt ja jeder Mensch zu Verstand. Der Herr und der Bauer, der Weise und der Unwissende, jeder wird einmal nüchtern; die Frage ist nur, wenn dieses geschehe, und nach dem, was ich im Dorfe gesehen und gehört habe, rathe ich Ihnen nicht, sich auf meinen Einfluß zu stützen. Das Beste ist, ausweichen. Wenn es dunkel wird, so kommen Sie zu mir, und wenn es nicht anders geht, so können Sie die Kutte jenes Mönchs anlegen, der während der Kirchweih bei mir um eine Beisteuer gewesen ist, dem armen Mönch thut niemand etwas zu Leide, und wenn Sie sich den Schnurbart abscheeren, und falls es nöthig ist, sich gar eine Tonsur schneiden lassen, so wird nie-

mand unter der obscuren Hülle einen so aufgeklärten Mann vermuthen, als welcher Sie sich Ihr ganzes Leben hindurch erwiesen haben.

Der Inspektor fühlte die Ironie, welche in diesen Worten lag, indeß hätte er in seiner jetzigen demüthigen Stimmung Alles erduldet, ja er hätte sogar einen Verweis mit Freuden hingenommen, und rieth dem Pfarrer nur so viel, daß er, so lange die Wuth des Volkes anhält, selber ausweiche.

— Das brauchte ich auch noch, sprach Farkas mit einem Ton und einem Ausdruck, der den Inspektor beinahe erschreckte. — Die Symptome der Schwäche zeigen sich, das Volk ist empört, und in einer solchen Zeit soll ich von hier fortgehen? Lieber ließe ich mich in Stücke zerreißen, als daß ich das thäte. Von mir wird Niemand sagen können, daß er mich erschreckt habe.

— Ich meinte nur, Ew. Hochwürden mögen auf kurze Zeit weggehen, nur so lange die erste Wuth anhält, — sagte der Inspektor sich entschuldigend.

— Ja, wenn Alles wieder schön in Ordnung ist, dann soll ich zurückkommen — sprach Farkas mit noch größerer Aufregung, — ein Mantel nach dem Regen. Und wissen Sie, Herr Inspektor, daß das eine Niederträchtigkeit ist, was Sie mir rathen? — Daß ich mich schämen würde zurückzukommen, wenn ich fortginge? Das arme Volk bedurfte meiner niemals mehr, als gerade jetzt.

— Wahrhaftig das Volk verdient gar nicht, daß man sich für dasselbe aufopfere, — seufzte der Inspektor.

— Und ich möchte wissen, warum nicht, — sagte der

Pfarrer hitzig, — etwa weil es einigen niederträchtigen Wühlern nicht zu widerstehen vermag? Es wäre ohne Zweifel besser, wenn es ihnen widerstünde; aber vergessen wir nicht, daß diejenigen, welche zum Genuß der bösen, verbotenen Frucht gereizt werden, und welchen man hiermit alles Wissen und alle Macht der Welt verspricht, vielleicht auch noch hungrig sind, und daß sie nicht so sehr von glänzenden Wünschen, als von der gegenwärtigen Noth hingerissen werden. Ich kenne das Volk, ich habe jeden Einzelnen wachsen oder alt werden gesehen, und ich weiß, daß es größtentheils aus gutmüthigen Menschen besteht. Derselbe Tropfen, welcher des Morgens als Thau an der Blume hing, schwebt des Abends vielleicht als Gewitterwolke über uns, und wenn diese ausgewüthet hat, kann er wieder als heller Thau an einem Grashalm glänzen. Das Volk ist es immer werth, daß sich Einzelne für dasselbe aufopfern, es ist dessen schon deshalb werth, weil es sich ebenfalls so oft selbst aufopfert, und so oft für Einzelne aufgeopfert wird. Das Ormoslaker Volk ist gut und ehrlich, ich werde das immer sagen, möge was immer geschehen. Wenn die Kohlenbrenner nicht da wären, welche ebenfalls Sie aufgenommen haben, so würde ich mich getrauen, für den Frieden gutzustehen.

Ormosty und seine Gemalin, welche indeß aus dem Kastell zurückgekehrt waren, machten dem Gespräch ein Ende. Der Inspektor ging in seine Kanzlei, um dort den Abend abzuwarten, und die Uebrigen brachen, vom Pfarrer gedrängt, nach dem Walde auf. Sie gingen anfangs langsam, als ob sie auf einem Spaziergang begriffen wären, schneller aber sobald

sie sich im Walde befanden, und ihre Eile fiel Niemanden auf.

Ormosy und der Pfarrer sprachen leise miteinander. Vor ihnen ging die Gräfin, ihr kleineres Kind auf dem Arme tragend, und die Amme, die stärker war, trug jetzt Margarete.

— Nach meiner Ansicht, sprach die Gräfin endlich nach längerem Schweigen, ist unser Fortgehen überflüssig, aber ich möchte es gern thun, wenn ich mich nur nicht von meinem kleinen Kinde trennen müßte. Ich ahne ein Unglück.

Der Pfarrer bemühte sich auf's Neue, sie zu beruhigen. Ormosy fing an, die Geduld zu verlieren. — Ich begreife nicht, sagte er, daß eine so kluge Frau, wie Du bist, so kindisch sein kann. Du bist sonst immer so verständig, nur jetzt nicht.

Die Gräfin warf einen schmerzlichen Blick auf ihren Gemal. Ich sage nichts weiter, sprach sie traurig, denn ich sehe, daß es unangenehm ist; aber glaube mir, Lieber, in solchen Dingen besitzt eine Frau nicht so viel Verstand, wie Ihr Männer.

— Und darin sehe ich Gottes Güte, — sprach der Pfarrer — ich weiß nicht wie viel Kinder wir Männer mit all unserem Verstand auferziehen könnten. Aber seien Sie ruhig, liebe Gräfin, über dem unschuldigen Kinde wacht, wenn die Mutter schläft oder fern ist, auch noch die Liebe eines Andern, und dieser wird es in den Tagen der Noth nicht verlassen. Und nun behüthe Gott Ew. Gnaden. Eilen Sie. Es beginnt zu donnern, und ich fürchte, daß wir schlechtes Wetter haben

werden; aber ich hoffe, daß wir uns bald unter einem heiterern Himmel wiedersehen.

Der Pfarrer war, wie man es an seiner Stimme merkte, außerordentlich gerührt; und nachdem er der Gräfin die Hand geküßt, und über die Kinder den Segen gesprochen hatte, entfernte er sich schnell, damit man seine Thränen nicht sehe, die er jetzt, wie sehr er auch die Augenbrauen hinaufzog, nicht zurückhalten konnte.

II. Kapitel

Ormosy setzte mit seiner Familie schweigend den Weg fort. Die Sonne stand noch hoch, aber die dunkeln Wolken, welche sich im Westen aufthürmten, verhüllten ihre Strahlen, und im Walde herrschte, als nahte schon der Abend, ein ungewisses Licht. Alles ist still, die Luft liegt wie warmer Nebel unbeweglich auf der Gegend. Alle Gegenstände sind farblos, wie von einem Schleier verhüllt. Zuweilen regt sich ein jäher Windhauch, wie ein abgerissener Seufzer, über dem Walde, und die Wipfel der Bäume bewegen sich einen Augenblick; dann ist Alles wieder still und unbeweglich.

Sie mochten ungefähr eine halbe Stunde fortgeschritten sein, als Ormosy, der indeß Margarete auf den Arm genommen hatte, stehen blieb und seine Gemahlin aufforderte, auszuruhen. Es war das ein Lieblingsplatz Ormosy's, eine

an allen Seiten von Wald begrenzte Wiese, von welcher aus man, weil sie einen Abhang des Berges einnahm, über die Wipfel der Bäume hinweg in's Thal sehen konnte. Grade unter ihnen lag das Kastell, von welchem man wegen der hohen Bäume des Gartens nur das Schieferdach erblickte, etwas weiter sah man das Dorf und die Kirche, Alles so ruhig wie sonst, nur daß sich von der Kaschauer Straße her ein großer Schwarm von Bauern dem Dorfe näherte. Während dieser Anblick Ormosy's Aufmerksamkeit auf sich zog, beschäftigte sich die Gräfin, den Säugling in ihren Armen haltend, ausschließlich mit diesem, und sagte der Amme leise Alles, worauf sie achten müsse, sobald sie mit dem Kinde allein bleiben wird.

Aber die nahende Gefahr drängte die Rastenden nach kurzem Verweilen zur Eile. Die dunklen Wolken, die sich anfangs wie eine Gebirgskette am Horizont angehäuft hatten, veränderten sich plötzlich. Wie bei jenen riesigen Erschütterungen, durch welche nach der Behauptung der Geologen die Gebirgskette der Alpen oder der Cordilleren entstanden sind, so erheben sich aus der dunklen Wolkenmasse einzelne Berge, sich hoch emporthürmend, bis sie unter ihrer eigenen Last zusammenbrechen, oder von den neben ihnen sich erhebenden Massen erdrückt werden. Alles bewegt, Alles verändert sich. Die weißen Wolken, welche dieses plötzlich entstandene Gebirge gleich Schneespitzen beherrschen, senken sich wie Gletscher in breiten Massen in die dunkeln Thäler dieses Wolkengebirges hinab, und verschmelzen mit ihnen, ihre Farbe wechselnd; dort lösen sich die weißen Knäuel in schnellem Wirbel, und kräuseln wie leichter Rauch über die Berge empor,

oder hängen an den Seiten derselben als lange Bänder herab.

Jeden Augenblick kommen neue Gestalten, neue Farben zum Vorschein, es ist ein ewiger Wechsel, während dessen die dunkle Wolkenmasse sich immer höher erhebt. Die Luft ist noch still, nur einzelne Windstöße schütteln die Wipfel der Bäume, aber die Schnelligkeit, mit welcher die Wolken auf der dem Wind entgegengesetzten Richtung am Horizont heraufziehen, sich versammeln und wieder auseinander fahren, beweist, daß der Sturm, von welchem die Windstöße nur Bruchstücke waren, in der Höhe bereits begonnen hat.

Die vorher so neblige und dunkle Luft wurde jetzt rein und durchsichtig. Die Umrisse der fernsten Berge traten scharf hervor, und dennoch erscheint die ganze Gegend in jener wunderbaren, farblosen Beleuchtung, die wir nur während eines Gewitters sehen. Schon zucken einzelne Blitze am Himmel und der ferne Donner wird immer stärker.

— Es ist Zeit, daß wir gehen, sprach Ormosy, indem er seiner Gemahlin die Hand reichend, ihr beim Aufstehen half, — sieh, welch' dichte Wolke jetzt auch von dieser Seite heranzieht. Im Nu wird sie den noch rein gebliebenen Theil des Himmels, den wir vor unsſehen, bedecken. Hörst Du das ferne Tosen? — Der Sturm und der Regen werden gleich da sein.

— Wenn nur die Kinder nicht naß werden, sprach die Gräfin, indem sie den Säugling inniger an ihre Brust preßte, von dem sie, wie um die Lasten der Mutter noch einmal zu genießen, sich auf dem ganzen Weg nicht trennen konnte.

— Sobald wir tiefer in den Wald kommen, sind wir gesichert, sagte Ormosy, durch das dichte Gezweige dringt der Regen nicht so leicht durch. Eilen wir nur.

Aber Ormosy täuschte sich. Wie sehr sie auch eilten, und obwohl sie sich an der dichtesten Stelle des Waldes befanden, sie konnten dem Unwetter nicht entgehen; der Sturm nahm mit einem Donnerschlag seinen Anfang, der Platzregen brach in einigen Augenblicken durch das dichte Gezweige, und unsere Reisenden setzten durchnäßt ihren Weg fort, der mit jedem Schritt schlüpfriger und beschwerlicher wurde.

Ein Blitz folgte dem andern, Schlag auf Schlag donnerte es. Wo die Tannen nicht mit Buchen vermischt standen, da stürzte der Sturm ganze Reihen um, und das Krachen, mit welchem die Zweige der sinkenden Bäume abbrachen, dröhnte weit durch den Wald, der Platzregen rauschte wie ein naher Wasserfall, während es durch das dichte Gezweige strömte. So gelangten sie, ermüdet und durchnäßt, an den ersten Ruhepunkt ihrer Wanderung, und Ormosy erfreute sich vielleicht nie in seinem Leben so sehr am Besitz eines Hauses, als da er seine Gattin über die Schwelle des bescheidenen Jägerhauses führte. Die Aussicht, welche man von hier aus hatte, war sonst reizend. Vom Gipfel des Berges, auf welchem dieses Haus stand, sah man nicht allein das Ormoslaker Thal, sondern auch die ferner liegende Gegend. Das Auge konnte an einer Seite der über Hügel und Berge in gerader Richtung nach Kaschau führenden Straße und auf der andern Seite dem Fluß folgen, der durch die Krümmungen des Thales sich windend, sein Gewässer der Theiß zuführt. Jetzt war das

Ganze mit Wolken bedeckt. Durch den dichten Nebel waren kaum jene einzelnen Bäume wahrnehmbar, welche auf dem das Jägerhaus umgebenden kleinen Felde standen und eine Hauptschönheit der ganzen Oertlichkeit bildeten.

Miska, der oben in der Vorhalle rauchend dem Wetter zusah, traute seinen Augen nicht, als er durch das Bellen der Jagdhunde aufmerksam gemacht, auf einmal sein Weib, und hinter demselben den Grafen sammt seiner ganzen Familie erblickte. Noch mehr erstaunte er, als er die Ursache der unerwarteten Erscheinung hörte, und daß die Herrschaft noch in dieser Nacht weiter reisen werde. Aber nachdem die Gräfin mit ihren Kindern in die Stube gegangen war, und er in der Vorhalle von seinem Herrn die einzelnen Details der Empörung vernahm, sagte er seufzend, daß er das Alles vorausgewußt habe. Ich wundere mich auch gar nicht, daß die vielerlei Verordnungen, Curen und Medicinen ein solches Ende genommen haben, rannten doch die Aerzte seit sechs bis sieben Wochen überall herum, und fragten die Leute so oft, ob sie noch nicht gestorben seien, daß diese endlich in Verwirrung gerathen mußten. Vorgestern war ich unten in Bernátfalva, und ich habe mir gleich gedacht, daß es etwas geben wird. Die Cholera ist dort schon ausgebrochen, in der Nachbarschaft hat sich noch nichts gezeigt, doch das Herz mußte einem brechen, wenn man das arme Volk sah. Dem Einen sind an einem Nachmittag Vater und Mutter gestorben, der Andere verlor von heute bis morgen sein Weib und seine drei Kinder. Sie waren vollkommen verzweifelt, und mit wem immer ich gesprochen habe, ich

hörte überall die Meinung äußern, daß die Gestorbenen vergiftet worden seien.

— Aber wie konnte in dem Gehirn der Unglücklichen ein solcher Gedanke entstehen? — fragte Ormosy schaudernd.

— Gott weiß wie, — meinte Miska, — aber sie sagen, in Bernátfalva habe die Herrschaft im verflossenen Monat etwas in den Brunnen werfen lassen. Man sagte dabei, es sei Salz und man werfe es hinein, weil das Wasser schlecht war; aber so viel ist gewiß, daß in Bernátfalva nicht blos die Menschen sterben, sondern auch das Kleinvieh, das aus dem Brunnen trinkt, — in der Nachbarschaft hingegen soll sich keine Spur von der Krankheit zeigen, daß sich aber die Bernátfalver Herrschaft nicht sehr darum kümmert, wenn die Bauern sterben, das glaube ich auch.

— Du sprichst so, als ob Du selber daran glaubtest, daß mein Nachbar seine Unterthanen vergifte.

— Ich glaube das keineswegs, gnädiger Herr, — sprach Miska mit einiger Verlegenheit, — ich bin nicht so dumm, aber in Bernátfalva sagt man, daß, als im Jahr siebzehn im Dorf große Noth war, die Herrschaft, deren Speicher voll waren mit Vorrath, den armen Leuten nicht einmal ein Körnchen Frucht gegeben habe; damals sagten die Armen, man möge sie lieber auf einmal vergiften, als so schnöde verkommen lassen.

Ormosy hörte betroffen zu.

— Wenn Ew. Gnaden es erlauben, — sprach der Jäger weiter, nahm die Flinte aus der Küche und hing sie über die Schulter, — so will ich mich ein wenig umsehen. Der

Schwarm, welchen Ew. Gnaden auf der Kaschauer Straße gesehen haben, kommt gewiß von Ohegy, es könnte sich treffen, daß die Bernátfalver ebenfalls nach Ormoslak gehen, diese nehmen aber immer den Weg über den Berg, und pflegen bei mir einzukehren. Ich möchte nicht, daß sie die Gräfin hier treffen.

Hiermit rief Miski seine Jagdhunde und ließ Ormosy allein zurück.

Der Graf schaute dem sich Entfernenden eine Weile traurig nach. Seitdem er wahrnahm, daß selbst dieser alte Diener an die falschen Gerüchte halb und halb glaubte, welche die Bauern in Aufruhr brachten, überzeugte er sich von der ganzen Größe der Gefahr. Er war erbittert, einerseits gegen diejenigen, welche durch ihre niedrige Knickerei im Volk den Haß anfachten, andererseits gegen das Volk selbst, das nur Einzelne liebt, seinen Haß aber auf ganze Klassen ausdehnt. — Wie viel habe ich nicht gethan, um das Vertrauen meiner Unterthanen zu gewinnen, dachte er; die ganze Gegend weiß es, daß ich nicht einen einzigen Menschen beleidigt habe, meine Gattin ist die Wohlthäterin der ganzen Umgebung, und jetzt müssen wir aus unserem eigenen Hause heimlich entfliehen. Irgend Einem fällt es da ein, daß an der größeren Sterblichkeit Vergiftung Schuld sei, und sie schreiben die Schuld daran mir so gut zu wie meinem Nachbar, der sie seit einem halben Jahrhundert tyrannisirt.

Aus diesen bittern Gedanken wurde Ormosy durch Miska erweckt, der eilends zurückkam, und mit durch das Laufen gepreßtem Athem erzählte, daß sich von Bernátfalva

her wirklich ein großer Schwarm dem Berge nähere. — Es dauert wenigstens eine halbe Stunde, bis sie hieher gelangen können; in der Lichtung, über welche sie kommen, ist der Weg steil, und es scheint, daß es unter ihnen Leute gibt, die nicht ganz sicher auf den Füßen sind. Aber wir müssen eilen. Ew. Gnaden gehen mit meinem Weib und den Kindern auf den Boden, und ich werde dafür sorgen, daß wir diese Gäste sobald als möglich los werden.

Nach einer kurzen Weile war Ormesy mit seiner Familie im Versteck, Miska schloß die Bodenthür zu, setzte sich wieder unter das Vordach und zündete die Pfeife an.

Unter peinlicher Erwartung verging beinahe eine Viertelstunde. Die Gräfin hielt die kleine Margarete auf den Armen, erzählte ihr mit leiser Stimme ein Märchen, und versuchte Alles, um das Kind vor der Ankunft der Bauern einzuschläfern, oder wenigstens zum Schweigen zu bringen, aber vergebens. Das kleine Mädchen hielt Alles, was mit ihr geschah, für ein Spiel. Die schmale Leiter, über welche man sie auf den Boden brachte, der Umstand, daß sich ihre Mama in's duftende Heu setzte, auf welchem sie sonst nur ihre Amme gesehen hatte, erschien dem kleinen Mädchen so unendlich belustigend, daß sie selbst Miska's Tasche, welche sie unten in der Stube wie einen Wagen umhergezogen hatte, und später wie eine Puppe an das kleine Herz drückte, wegwarf, die Mutter umhalste, und in einem fort so aus vollem Herzen, so glückselig lachte, daß die arme Frau kaum im Stande war, dem Kinde durch Drohungen die gute Laune zu verderben. Der Säugling schlummerte ruhig an der Brust der Amme.

Ormosy selbst saß schweigend neben seiner Gattin. Schmerz und Wuth erfüllten seine Seele. Wie gut er es auch einsah, daß es Wahnsinn wäre, wenn er der von Branntwein erhitzten Menge entgegenträte, so fühlte er sich dennoch vor seiner eigenen Gemahlin und seinen Dienstleuten erniedrigt, weil er sich vor den Bauern verbarg.

Der Schwarm kam indeß mit großem Lärm zum Haus, und umringte Miska, der sobald er sein Gewehr in die Kammer gestellt ha'te, unter dem Vordach so ruhig saß wie ehedem.

— Schlechtes Wetter, sagte Miska aus der Pfeife große Rauchwolken blasend.

— Sehr schlecht, antworteten Mehrere.

— Der Wind mag großen Schaden angerichtet haben, habt ihr im Heraufkommen nichts bemerkt?

— An der rechten Bergseite gibt es viele Windbrüche, und das Wasser hat einige Stöße Klafterholz fortgetragen, — sprach ein alter Bauer, — aber das braucht dich nicht mehr zu kümmern, Miska. Du brauchst dafür Niemanden mehr Rechenschaft abzulegen.

— Der Teufel nicht. Der Graf sieht auf nichts so sehr wie auf seinen Wald.

— Der Graf! riefen Mehrere mit einem aus Verachtung und Bedauern gemischten Ton. Große Dinge sind geschehen, Miska, Dinge, die dir nicht einmal im Traum eingefallen wären.

— Was tausend — sagte Miska mit geheucheltem Erstaunen, nun ich bin begierig.

— So komm' mit uns in die Stube, — sprach der frü-

here alte Bauer — wir sind bis auf die Haut naß geworden, und der Wind weht so kalt, daß er mir bis in's Mark gedrungen ist.

— Und gib uns Branntwein, aber mach's schnell, wir haben keine Zeit, — sprach ein Anderer mit beinahe drohendem Tone.

— Wenn ihr bitten wollt, so bittet in anderem Ton, sonst bekommt ihr keinen Schluck, — entgegnete Miska, der es wohl fühlte, daß seine Sicherheit nur davon abhing, wenn er vor der Menge sein Ansehn aufrecht erhielt.

— Bitten? Wir haben hier zu befehlen. Von heut' an werden wir die Grafen und die Edelleute sein, — schrie der Frühere wüthend.

— Das wollen wir sehen, — sprach Miska — aber wenn du dich nicht packst, so gebe ich dir ein's in's Genick, daß du noch in deinem späten Alter daran denken sollst, wenn du auch ein Baron oder ein Graf werden solltest.

Der alte Bauer, der, wie es schien, von dem ganzen Schwarm als Oberhaupt betrachtet wurde, beschwichtigte durch sein Dareinreden den beginnenden Streit; dem Bauern gab er einen harten Verweis, und Miska raunte er in's Ohr, jener sei betrunken, aber es wäre doch gut, wenn er ein wenig Branntwein brächte, denn sie seien sehr durstig geworden, und nichts verderbe einem die Laune mehr als der Durst.

Bis der Jäger, um diesen Wunsch zu erfüllen, aus dem Keller zurückkam, nahmen die Hervorragenderen dieses Schwarms in der Stube Platz, und die übrigen lagen oder saßen in der Küche oder unter dem Vordach umher.

— Weißt du Miska, weshalb wir den Weg machen, sprach der alte Bauer, nachdem er sich den Mund mit dem Pelzärmel abgewischt und die Flasche dem Nachbar gereicht hatte.

— Was weiß ich, entgegnete jener gleichgültig, das Heuen ist vorbei, der Kirchtag wird erst im künftigen Monat sein, ich kann mir daher gar nicht denken, was eurer so Viele in Ormoslak zu thun haben können.

— Deinen Herrn suchen wir, Miska, sprach der Alte leiser. Wir suchen den Grafen, er ist auch einer von den Vergiftern.

— Mein Graf ein Vergifter? — sagte Miska erstaunt.

— Ja, dein Graf! Nicht wahr, das hätte Niemand geglaubt. Aber es ist klar wie die Sonne; die Herren sind alle dabei, und der Deinige ist einer der Hauptvergifter.

— Aber wie könnt ihr eine solche Eselei sprechen, — entgegnete Miska, dessen Blut zu sieden anfing, — schämt ihr euch nicht, so alt zu sein, und so dumm zu sprechen!

— Es wundert mich nicht, daß du aufbrausest, sprach jener seufzend, ich bin früher auch so gewesen. Unsereins kann sich so eine Schlechtigkeit gar nicht vorstellen. Besonders von der Gräfin möchte es Niemand glauben.

— Was, von der Gräfin glaubt ihr es auch? — rief Miska.

— Es ist auch von ihr erwiesen. Wir haben die Briefe gesehen, in welchen sich die Herren die ganze Sache schreiben. Bei unserem Notär ist Alles zu finden.

— Du kannst doch gar nicht lesen, sagte Miska, die Achsel zuckend.

— Das ist auch nicht meine Sache, — sprach der Bauer ärgerlich — ich bin ein Geschworner, ich hab' im Gemeinderath mitzureden. Aber der Notär kann lesen, auch der Schreiber, der gestern bei uns war, so wie der Abschiedler der sich seit dem Heuen im Dorf aufhält, und alle diese haben's aus dem Brief herausgelesen.

— Was haben sie aus dem Brief herausgelesen?

— Nun Alles, — sprach der Frühere mit dem Tone fester Ueberzeugung, — was sie bei ihrer letzten Zusammenkunft beschlossen haben; wann sie wieder zusammenkommen werden, um miteinander zu berathen; daß im ganzen obern Bezirk die Gräber, Gott sei Dank, schon fertig seien, daß aber noch nicht genug Pulver da sei, denn der Ormoslaker Graf habe schon viel Pulver auf sein Gut geschickt, er wolle auch Bernátfalva und die andern benachbarten Ortschaften damit versehen.

Die Wirkung, welche die Erwähnung vom Inhalt der Briefe auf die Angehenden machte, war verschieden. Einige erhoben wüthend ihre Fäuste, auf den Gesichtern Anderer war Erbitterung und Ekel ausgedrückt, während Andere mit gefaltenen Händen ihre Blicke zum Himmel erhoben, weil sie der Gefahr entgangen sind; daß man an der Vergiftung nach den aufgefangenen Briefen nicht zweifeln könne, davon war Jedermann überzeugt, und es erregte allgemeinen Aerger, als Miska hierüber einen Zweifel äußerte.

— Du glaubst es auch jetzt noch nicht, daß die Herren

das Volk wirklich vergiften, und daß sie die Hälfte ausgerottet hätten, wenn nicht zum Glück die ganze Sache herausgekommen wäre? — so fragte ihn jetzt ein anderer von den Bauern mit scharfem Tone. Dieser Mann war nicht aus Bernátfalva; er war einer derjenigen, die von Dorf zu Dorf gehend, das schreckliche Gerücht verbreiteten, und das Volk aufwiegelten. Das bleiche Gesicht, die eingefallenen aber glänzenden Augen, die fieberhafte G reiztheit, die an jeder Bewegung dieses Mannes ersichtlich war, machten einen unangenehmen, beinahe erschreckenden Eindruck. In seinem ganzen Wesen war jene Unruhe bemerkbar, die wir nur bei Wahnsinnigen oder bei Solchen finden, in welchen die Gereiztheit der Nerven den höchsten Grad erreicht hat, und welche auf Andere gerade in dem Maße einen Einfluß ausüben, in welchem sie die Macht über sich selbst verloren haben. — Antworte mir also, wenn die Herren uns nicht vergiften, wie konnten sie es Monate lang vorauswissen, daß wir sterben werden, und nicht allein das, sondern auch wie wir sterben, in welchen Komitaten das Sterben anfangen, und wie Viele in jedem Ort sterben werden; das Alles haben sie ja vorausgewußt.

— So ist es, das haben sie schon längst gewußt, schrieen die Bauern.

— Bei uns haben sie schon am Beginn des Frühlings, noch im April, Alles vorausgesagt, — fuhr der Frühere mit Leidenschaft fort. — Die Pfaffen haben es von der Kanzel herab verkündigt, daß in einigen Monaten die Krankheit ausbrechen werde. Ein Theil hält es mit den Herren, die Uebri-

gen verkündigen nur, was ihnen der Bischof befiehlt. Daß ist nur deshalb geschehen, damit, wenn die Menschen haufenweise zu sterben anfangen, Niemand es einer andern Ursache zuschreibe, als der Krankheit, die sie vorher verkündigt haben. Gleich darauf haben die Aerzte angefangen herumzugehen, nicht allein die Komitatsärzte, sondern auch die Fremden, die man Aerzte nannte, die man aber weder vorher noch später wieder gesehen hat. Sie haben die Richter gefragt, wie viele Leute im Dorfe wohnen, und berechneten darauf, wie viele ungefähr vom Tausend sterben müssen, und wie viel Pulver sie deshalb dort lassen sollten. Dann haben sie ein besonderes Haus bezeichnet, wohin man die Kranken bringen müsse.

— Ja, bei uns ist's auch so gewesen, — sprachen Mehrere.

— In unserem Dorf wurde unter Androhung harter Strafe befohlen, daß sobald Jemand krank wird, er, möge er wollen oder nicht, in's Spital gebracht werde; und daß Niemand es wage sich ihm zu nähern, weil die Krankheit ansteckend ist.

— Bei uns hat man das auch gesagt, sprachen wieder Mehrere darein.

— Das ist lauter Lug und Trug, — fuhr der Frühere fort. In unserem Dorf starben die Menschen seit einer Woche, und immer werden sie von denselben vier Männern auf den Friedhof gebracht, welchen aber doch noch nichts geschehen ist. Wäre das möglich, wenn die Krankheit ansteckend wäre? Der Herr Pfarrer geht zu jedem Kranken, und befindet sich

ganz so wohl wie sonst; ich selber habe schon wenigstens zehn Menschen sterben gesehen, ich habe ihre vom Krampf zusammengezogenen Finger in meiner Hand gehabt, ich bin bis zu ihren letzten Zügen an ihren Betten gestanden, und stehe doch noch da. Weder ich, noch der hochwürdige Herr, noch diejenigen, welche die Todten begraben, haben von dem weißen Pulver eingenommen, und deßhalb ist uns nichts zu Leide geschehen.

— Aber warum würden sie sagen, daß die Krankheit ansteckend ist, wenn sie es nicht selber glaubten? — fragte Miska, der, seitdem er gehört hatte, daß man seinen Herrn für einen Giftmischer halte, das ganze Gerücht für eine Erdichtung hielt.

— Und das kannst du mit deinem Bauernverstand nicht begreifen? — sprach der Frühere verächtlich, — hast du also niemals gehört, daß man es einem Jeden, dem man Gift gegeben hat, ansieht, nicht bloß vor seinem Tod am Brechen, an den Krämpfen, und an den schrecklichen Qualen, welche ein solcher Mensch erleidet, sondern auch nach dem Tode, da der Leichnam schwarz wird und gleich in Fäulniß übergeht? Die Herren haben das Alles vorausgesehen. Sie lassen die Leute, sobald diese krank werden, deßhalb in besondere Häuser bringen, und verbreiten deßhalb die Nachricht, daß die Krankheit ansteckend sei, damit selbst Weib und Kinder den Kranken verlassen sollen, und er allein sterbe wie ein Hund.

— Ei wie klug sind doch die Herren, sagte einer der Bauern mit Verwunderung.

— Freilich sind sie klug, fuhr der Frühere fort, und sie

halten zusammen. Sie denken an Alles. So zum Beispiel haben sie die Dörfer von einander abgeschlossen; und was noch mehr ist, uns Bauern stellen sie mit Eisengabeln hinaus, damit wir die Grenze vor unsern Nachbarn behüten, denn dort kann ja die Cholera sein, und wer mit einem Menschen aus einer von der Cholera heimgesuchten Ortschaft nur spricht, der trägt schon die Krankheit mit sich herum. Seltsam; wie viel ansteckende Krankheiten haben sonst schon geherrscht? Vor zwei Jahren die Blattern, vor drei Jahren jene seltsame hitzige Krankheit, welche auch die Doktoren bekommen haben. Damals ist es Niemanden eingefallen, ein Spital zu errichten, oder die Dörfer von einander abzuschließen; und warum thun sie dies jetzt? Natürlich, sie haben es vorausgesehen, daß wenn in einem oder dem andern Dorf Viele sterben, die Leute es doch endlich bemerken werden, daß sie vergiftet sind, daß sie es dann den Nachbarn erzählen, daß diese es weiter sagen, wodurch nicht allein ihre Absicht vereitelt würde, sondern auch noch ein anderes Uebel ausbrechen könnte. — Darum schließen sie jeden Hotter besonders ab, darum lassen sie Niemanden aus einem solchen Dorfe heraus, in welchem die Krankheit schon ausgebrochen ist. Ist das Alles nicht klar?

— Wie sollte das denn nicht klar sein, sagten Einige.

— Ich sage euch noch mehr, — sprach der Frühere wieder, — die Herren haben sogar noch weiter gesehen. In einem vergifteten Menschen sieht man auch noch ein halbes Jahr nach seinem Tode das Gift. Als in unserer Nachbarschaft gegen die Müllerin ein Verdacht entstand, kamen die Aerzte mit dem Oberstuhlrichter, ließen den Müller ausgraben,

und der jüdische Doktor sagte, daß wenn nur ein Körnchen Gift da ist, nur so groß wie ein Stecknadelkopf, sie es herausfinden, deshalb läßt man die Gräber jetzt zweimal so tief graben, als sonst, und deshalb befiehlt man, auf die Leichen, wenn es nur möglich ist, ungelöschten Kalk zu schütten.

— Gott bewahre mich, die Herren sind leibhafte Teufel, — sprach Einer — ich hätte es nie geglaubt, daß sie auch noch daran denken werden.

— Nur Eines haben sie vergessen, — sagte der Frühere, — dessen Ton während des Redens immer schärfer wurde, und dessen Ausdrücke und Gesten die allmälig wachsende Leidenschaft bekundeten, welche sich auch seinen Zuhörern mittheilte, — es ist den Herren nicht eingefallen, daß wir die Stärkeren sind, und daß wir eine schreckliche Rache nehmen werden.

— So ist's, Rache, Rache werden wir nehmen, wiederholten die Bauern.

— Kommt also nach Ormoslak, — rief der Frühere, indem er die Axt in die Hand nehmend, aufstand — bis wir hinkommen, wird es finster sein.

— Und was sucht ihr in Ormoslak? fragte Miska erschrocken.

Der Fremde, welcher früher gesprochen hatte, warf einen verachtungsvollen Blick auf ihn.

— Du hast es schon gehört, — sagte der alte Bauer aus Bernátfalva, — dein Herr ist einer der Haupträdelsführer, in unserm Bezirk leitet er die ganze Vergiftung.

Die Uebrigen nehmen das Pulver von ihm und lassen sich von ihm Befehle ertheilen.

— Na, wir werden es ihm schon geben, — sprachen Mehrere, die indeß aufgestanden waren und ihre Stöcke schwangen.

Miska sah, sie seien in einem Zustand, wo jede Gegenrede nutzlos ist, und bemerkte nur, der Graf sei im Komitatsort bei der Berathung und werde erst nach einigen Tagen zurückkehren.

— Aber die Gräfin ist zu Hause, nicht wahr? — sprach ein Anderer, — wir werden sie aufsuchen, ohnedies hat sie die meisten Pulver und Tropfen ausgetheilt, sie ist sogar auch in Bernátfalva gewesen, und wir geh'n sie doch gar nichts an, wir sind nicht einmal ihre Unterthanen.

— Ausrotten muß man sie Alle, groß und klein, sprach der fremde Bauer mit aufgeregtem, zitterndem Tone, die Frauen und die Kinder sind von gleichem Holz. Das Kleinste wächst endlich auf und wird eben so ein Tyrann, wie der Vater gewesen ist. Ein Narr, wer für sie Erbarmen fühlt. Meine Mutter ist auch eine Frau gewesen, und meine drei Kinder waren so schön und unschuldig, wie die Engel im Himmelreich, und doch hat man mir sie ermordet. Man hat ihnen von dem weißen Pulver eingegeben, und binnen zwei Tagen waren alle vier in der Grube. Zahn um Zahn, Auge um Auge, ihre Kinder um meine Kinder; so lautet Gottes Gebot. Erschlagt sie Alle, zündet ihre Schlösser an, daß nicht ein Stein auf dem andern bleibe.

— Seht ihr denn nicht, daß dieser Mensch verrückt

ist? — sprach Miska schaudernd, — wie könnt ihr euch nur an seine Reden kehren!

— Du selbst bist verrückt — rief Jener — oder nein, ein Schuft bist du, der sein eigenes Blut verräth und es mit den Herren hält. Er ist schlechter als die Herren. Schlagt ihn nieder! — und der Sprechende erhob seine Axt. Aber mehrere Bernátfalver warfen sich dazwischen.

— Laß ihn, — sprach einer von ihnen — Miska ist ein ehrlicher Mensch. Es ist kein Wunder, wenn er sich der Ormoslaker Herrschaft annimmt. Sein Weib ist dort Amme, und er fürchtet sich, daß auch ihr ein Unglück passiren könnte, wenn im Kastell etwas geschieht.

— Das ist was Anderes, sprach der Frühere, die Axt senkend, mit sanfterem Tone. Dein Weib ist eine Bäuerin, sie ist von unserem Blut, und das Kind, welches sie säugt, ist nicht ihr Kind, und es geht sie nichts an, was mit jenem geschieht.

Diese Worte wurden ruhig, aber mit seltsamer Betonung gesprochen, so daß selbst die Bauern darüber erschraken. Eine tiefe Stille trat ein, und mitten in dem Schweigen hörten die Bauern über ihren Köpfen ein Geräusch, das auf dem Boden gemacht wurde.

— Was war das? — sagte der fremde Bauer leise, und aufmerksam horchend, — wer ist auf deinem Boden, wen verbirgst du da oben?

Da es zum großen Glück schon zu dunkeln anfing, wurde die Verlegenheit, die sich in Miska's Gesicht abspiegelte, nicht wahrgenommen. Er nahm sich zusammen und antwortete mit möglichster Gleichgiltigkeit, daß er das Geräusch selber ge-

hört habe, und wenn nicht eine seiner Katzen es gemacht habe, so wisse er nicht, woher es kommen könne.

Der fremde Bauer wollte sich mit dieser Antwort durchaus nicht zufrieden geben, und obwohl Einige sagten, sie hätten gar kein Geräusch gehört, es sei wahrscheinlich nur Einbildung, und obwohl die Meisten schon aufbrechen wollten, damit ihnen die Oheghyer im Ormoslaker Kastell nicht zuvorkämen, — so ging er doch nicht eher fort, bevor er nicht auf den Boden sah. Da er die Thüre offen, und den Boden mit Heu angefüllt fand, so beruhigte auch er sich. Er stand noch einen Augenblick lauschend auf der Leiter. Endlich kam er herab, nahm die Axt auf die Schulter, und eilte den Uebrigen nach.

Miska folgte den sich Entfernenden bis an den Saum des Waldes. Als ihre Schritte in der Ferne verhallten, überzeugte er sich, daß Niemand von ihnen mehr zurückkehren werde, und eilte zurück, um Ormosy aus seinem Versteck zu führen.

III. Kapitel.

Die Lage, in welcher Ormosy und dessen Familie die Zeit bisher zugebracht hatten, war schauderhaft. Sie hörten in ihrem Versteck jedes Wort, das die Bauern unten in der Stube sprachen; und so konnten sie über die Gefahr, in welcher sie schwebten, wenn sie von der wilden Schaar ent-

deckt würden, in keinem Zweifel sein. Die Gräfin hielt Margarete auf ihren Armen, und das Kind schlief wie ein Vogel, dessen Bauer mit einem Tuch bedeckt wird, auf dem finstern Boden, mitten in seinem lustigen Geplauder ein. Der Säugling ruhte an der Brust der Amme. Der Schlaf der Kinder war ruhig, und die Gräfin vergaß, auf deren leises Athmen lauschend, einige Augenblicke an alle Gefahr, aber bei der geringsten Bewegung, welche Margarete machte, bei den schwachen Lauten, mit welchen sich der Säugling in den Armen der Amme bewegte, kehrte ihre ganze Furcht auf einmal zurück.

Von Ormosy's Gefühlen kann nur derjenige einen Begriff haben, der seine Lieben einmal in seinem Leben in Gefahr gesehen und gefühlt hat, daß er nicht im Stande wäre, sie mit seinen eigenen Kräften zu vertheidigen, und daß er den Schutz dessen, woran sein Leben hängt, dem Schicksal überlassen muß. Er war erbittert; je mehr er sich vorher bemüht hatte, die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen, einen desto größeren Haß fühlte er in diesem Augenblick gegen sie. Er bereute es, daß er bis jetzt ihr Wohlthäter gewesen, und dachte nur mehr an Rache. Auf die Gräfin machte das, was sie hörte, eine entgegengesetzte Wirkung. Sie begriff es, daß in der Brust derjenigen, welche der Tod ihrer Lieben zur Verzweiflung bringt, selbst ein so schauderhafter Verdacht Wurzel fassen könne. Aber ach, wie groß muß der Haß sein, durch welchen ein solcher Verdacht Wahrscheinlichkeit erhalten kann! — so dachte sie bei sich, und ihre Seele wurde nicht von Haß, sondern von unaussprechlichem Schmerz erfüllt, von

tiefem Mitleid mit den Gehaßten und den Hassern zugleich, mit der ganzen Menschheit, in der sich der Haß von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und der Einzelne bei dem wenigen Guten, das er selbst erfahren hat, die Jahrhunderte alter und ungerächter Beleidigungen seiner Vorfahren in der Brust herumträgt.

Als Miska auf den Boden kam und meldete, daß schon alle Bauern fortgegangen seien, und daß man nicht einmal mehr ihre Schritte höre, ging der Graf mit seiner Familie in die Stube hinab. Die Amme legte den Säugling auf das Bett, und stellte für die kleine Margarete einen Milchbrei zum Feuer.

Nach kurzer Zeit kam auch die Gräfin hinaus, und stellte sich zum Herd. Ich muß nach Kaschau geh'n, sprach sie nach kurzer Pause, — mein Mann will es, und mein Mann hat Recht. Du hast gehört, was die Bauern von uns gesagt haben; für uns und unsere Kinder ist eine Zeit lang in Ormoslak keine Sicherheit.

Die Augen der Amme schwammen in Thränen. Gehen Ew. Gnaden nur so schnell als möglich fort, — sprach sie gerührt, — sie werden schon zu sich kommen, aber jetzt ist es schauderhaft sie nur zu hören.

— Mein Mann glaubt, wir können die kleine Nina nicht mit uns nehmen. Du kannst nicht reiten, und wenn du's auch könntest, — was thun wir, wenn wir angegriffen werden? Margarete nimmt mein Mann zu sich auf's Pferd; sie wird gerettet, aber meine arme Nina!

— Der hochwürdige Herr hat gesagt, daß Nina bei mir

bleibt. Darum seien Ew. Gnaden unbesorgt, wenn sie mein eigenes Kind wäre, so könnte ich sie nicht heißer lieben. — —

— Das weiß ich wohl; aber sieh, Kati, — sprach die Gräfin und ihre Stimme bebte, — Nina ist mein liebes, jüngstes Kind. Es könnte ihr dennoch etwas zustoßen.

— Was könnte ihr zustoßen? — sagte Kati beruhigend, — einem armen Menschen thut man nichts, und noch weniger einem Kinde armer Leute. Morgen mit Tagesanbruch gehe ich nach Kerékhegy zu meiner Base. Die Arme weiß nicht einmal, daß mir mein Kind gestorben ist, und wird die kleine Comtesse für meine Tochter halten. Dort können wir ruhig bleiben, so lange es nöthig ist, und wenn einmal der Tumult zu Ende ist, so kommen Ew. Gnaden und holen Nina ab.

Ich vertraue dir da mein Leben an.

— Ich weiß auch, was man für ein Kind fühlt, besonders wenn es klein ist. Es ist ja noch kein halbes Jahr verflossen, seit man mein Söhnchen begraben hat.

Beide schwiegen.

Kati blies das Feuer stark an, um die Gräfin glauben zu machen, daß ihr nur der Rauch Thränen verursache, letztere schaute, in tiefe Gedanken versunken, in die Flammen.

Dieses Schweigen unterbrach der Graf, der seine Gattin zur Eile ermahnte. Es ist neun Uhr vorüber, und das Wolfsthal ist noch weit.

— Die Milch siedet, sprach die Amme. — Sie ist nicht so gut, wie die Comtesse Margarete es zu Hause gewohnt ist, nicht ein Tropfen Zucker ist darin, aber ich wette,

daß sie ihr gut schmecken wird. Sie soll erst ein bischen auskühlen, und dann können sich Ew. Gnaden gleich auf den Weg machen. Die kleine Nina werde ich schon überkleiden.

— Hast Du denn Wäsche für sie mitgenommen? — fragte die Gräfin.

— Das zwar nicht, — antwortete die Amme, — und wenn ich auch eine mitgebracht hätte, so könnten wir sie doch nicht brauchen. Im Spitzenpolster und den feinen Windeln würde man das Kind nicht für das meinige halten. — Ich habe andere für die Kleine. — Ja, fuhr sie nach kurzer Pause mit leiserer Stimme fort, entweder, damit Miska, der eben in die Küchenthüre trat, sie nicht höre, oder, weil ihr die Brust so sehr gepreßt war, daß sie nicht lauter sprechen konnte, — dort in der Truhe liegt noch Alles so, wie ich es für mein Söhnchen verfertigt habe, die Hemdchen, die Windeln und die Häubchen. Sie sind nicht aus der feinsten Leinwand gemacht, nur so, wie es für ein Kind armer Leute paßt. Aber es ist Alles noch neu, fügte sie seufzend hinzu. — Ich habe mich so gefreut, als Alles fertig war, und mein armes Kind hat die Sachen nicht einmal benützen können.

— Kleiden wir Nina mitsammen an, wie wir es sonst zu thun pflegten — sagte die Gräfin — wer weiß, wann ich das arme Kind wieder sehen werde.

Und hiermit ging die Gräfin mit Kati zu den Kindern. Ormosy hatte sich unter Miska's Waffen ein Doppelrohr und einen Hirschfänger ausgewählt und sprach jetzt mit seinem Jäger unter dem Vordach. An allen seinen Bewegungen sah

man die Ungeduld, mit welcher er wartete, daß seine Gemalin sich fertig mache.

Wenn wir die Umstände und die Gefahr bedenken, in welcher sich die ganze Familie befand, wenn von jenen, die nach Ormoslak gegangen waren, Einige zurückkehrten, oder wenn ein anderer Bauernhaufe zum Jägerhaus käme, so werden wir es natürlich finden, daß Ormosy ein wenig die Geduld verlor. Selbst Miska, der bereits einigemal hineingegangen war, um nachzuschauen, sagte, wenn er zurückkam, übellaunig, daß sie noch immer nicht fertig seien, aber bald herauskommen werden. Ist aber nicht auch das natürlich, daß die Gräfin den Augenblick, in welchem sie sich von ihrem Kinde trennen sollte, so lange als möglich hinausschob? Nicht als ob sie absichtlich gezögert hätte, sondern weil sie immer etwas fand, was an dem Anzug des Kindes noch zu richten war, und was sie mit thränennassen Augen doch nicht so zurecht bringen konnte, wie sie es eigentlich wollte. Und ist es nicht auch natürlich, das Kati unter den Kleidchen ihres gestorbenen Kindes, obwohl deren nicht viele da waren, lange suchen mußte, bis sie das für Nina passende Häubchen fand, und daß sie anstatt einer Masche immer einen Knopf band? — und daß die beiden Frauen, als das Kind endlich fertig angekleidet auf dem Tisch lag, noch lange vor demselben standen und bitterlich weinten? Kati weinte, weil ihr einfiel, daß, wenn ihr Kind am Leben geblieben wäre, es jetzt eben so groß sein würde wie die kleine Nina, und die Gräfin weinte, weil ihr das Kind, als sie es in dem fremden, gröberen Anzug sah, wie fremd vorkam. Das Alles ist ganz natürlich;

und wer das Frauenherz kennt, der wird sich über die Langsamkeit, mit welcher die Gräfin ihr Kind ankleidete, eben sowenig wundern wie über die Ungeduld ihres Mannes. Leider aber versteht nicht jeder Mann das weibliche Herz, und nicht jede Frau begreift, daß der Mann, der nicht jedes ihrer Gefühle vollkommen theilt, deshalb doch nicht gefühllos sei. Der Mann sucht sich seiner Natur gemäß den weitesten Wirkungskreis und versteht das Weib nicht, daß von dem glorreichsten Zweck, wenn er ferne liegt, kalt gelassen wird, und den Kleinigkeiten eine so große Wichtigkeit beilegt; die Frau hingegen fühlt sich durch einen engeren Kreis befriedigt und versteht den Mann nicht, wenn er sich für Dinge begeistert und für Zwecke aufopfert, die ihm ferne liegen. Der Mann sucht auf dem Meere des Lebens den unbegrenzten Horizont, die Frau sucht in der Tiefe des Meeres die einzelnen Perlen und beide wären ewig von einander getrennt, wenn Liebe sie nicht vereinigte, und wenn in Momenten, in welchen sie sich nicht verstehen und von einander entfernen, nicht das Herz sie wieder einander in die Arme führte.

Die Gräfin vermochte es nicht, sich von ihrem Kinde zu trennen; als ihr Mann in die Stube trat, um sie zur Eile zu ermahnen, und er die schlafende Margarete auf die Arme nahm und fortging, mußte er wieder umkehren, denn die Frau hatte versprochen, gleich mitzukommen, konnte aber ihr Kind dennoch nicht verlassen. Wie an den Ort gebannt, fand sie an dem Kinde immer wieder etwas zu richten, oder gab der Amme mit leiser Stimme einige Anordnungen, da ihr immer

wieder etwas Neues einfiel, das nöthig war, und das sie bisher noch nicht gesagt hatte.

— Liebe Anna, — sprach Ormosy endlich mit dem Ton der äußersten Ungeduld, — wir haben keine Zeit zu verlieren. Jeder Augenblick des Zögerns ist mit Gefahr verbunden.

— Mein Gott, und in einem solchen Augenblick soll ich mein Kind verlassen! rief Anna, den Säugling an ihre Brust drückend.

— Liebes Weib — sprach Ormosy, und in seinem Tone war, wie sehr er sich bemühte sich zu mäßigen, dennoch eine gewisse Schärfe bemerkbar, — auch das mütterliche Gefühl hat seine Grenzen, wenigstens in so fern, als es nicht erlaubt ist, das Leben und die Zukunft der Kinder aus bloßer Liebe auf's Spiel zu setzen.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, und kaum bemerkte er die Wirkung, die sie auf seine Gattin machten, als er sie auch schon bereute. Ich würde mein Leben dafür hingeben, wenn ich dir diese peinlichen Augenblicke ersparen könnte, sagte er mit sanfterem Tone, aber dein eigenes und deiner Kinder Wohl erfordert es, daß wir gehen.

Anna übergab ihr Kind der Amme und folgte ihrem Manne. Sie widersprach nicht, sie war vielleicht überzeugt, daß ihr Mann Recht habe, und dennoch war sie von einem unbekannten Schmerz durchbebt, es war der erste bittere Tropfen, der sich in ihr eheliches Glück mischte.

Ormosy war in diesem Augenblick zu aufgeregt, um das

zu bemerken, und folgte, Margarete auf den Armen tragend, dem Jäger. Seine Gattin ging schweigend an seiner Seite.

— Hier sind wir bei der Lichtung, die in das Wolfsthal führt, sagte Miska stehen bleibend

— Von hier aus können wir den Weg nicht verfehlen, — sagte der Graf. Geh du zu deinem Weibe zurück, und begleite sie morgen nach Kerékhegy.

— Ich verstehe, gnädiger Herr.

— Ich binde dir meine Anna an's Herz, sagte die Gräfin, — ich lasse dein Weib bitten, sie möge, wenn sie sich morgen zeitlich auf den Weg macht, daß Kind recht warm ankleiden. Die Morgenluft ist kühl und mein Ännchen hustet noch.

— Ich werde nicht vergessen, ihr das zu sagen. Fürchten sich Ew. Gnaden nicht, der kleinen Comtesse wird kein Leid geschehen.

— Und sage deinem Weib auch das noch, — sprach die Gräfin wieder umkehrend, nachdem sie schon fortgegangen war, — daß sie, sobald es möglich ist, nach Kaschau komme; ich habe ihr es, wie ich glaube, schon gesagt, aber sage es auch Du ihr, ich werde so lange keine Ruhe haben, bis das Kind nicht wieder bei mir sein wird.

— Verlassen sich Ew. Gnaden nur auf mich — antwortete der Jäger, — es wird keine Woche dauern, so werden wir dort sein. Gott behüthe Ew. Gnaden.

Ormosy ging, von seiner Gattin gefolgt, mit schnellen Schritten dem Thale zu; Miska kehrte, nachdem er ihnen eine Weile nachgeschaut hatte, um, und ging in Gedanken vertieft nach Hause.

Er wußte selbst nicht warum, aber er fühlte sich so seltsam bewegt, als ob ihm eine innere Stimme gesagt hätte, daß er jetzt seinen Herrn zum letzten Mal gesehen habe.

Als er in das Haus trat, fand er sein Weib vor der Wiege, welche sie vom Boden, wo sie seit dem Tode ihres Söhnchens gestanden, herabgebracht, und in die sie jetzt die kleine Anna gelegt hatte.

Miska schaute, als er in das Zimmer getreten war, bald auf sein Weib, bald auf die Wiege, und seufzte.

— Schau, wie schön sie da schläft, — sagte sein Weib leise, als sie ihren Mann erblickte, — jetzt könnte er auch schon so sein. — Wenn ich sie ansehe, so meine ich manchmal, er liege in der Wiege, nur daß er jetzt größer und stärker sei, als er damals gewesen. Wie groß wäre er in den sechs Monaten geworden! Ich habe ihr auch noch die kleine silberne Denkmünze um den Hals gehängt, die er getragen hat. Weißt du, es ist dieselbe, welche du von deiner Base aus Maria-Pócs mitgebracht hast. Sein Geburtstag steht noch darauf, der hochwürdige Herr hat ihn selbst mit seinem Messer unter dem Bilde der Jungfrau Maria eingegraben, bevor ich die Münze dem Kinde um den Hals hängte. Die heilige Jungfrau von Maria-Pócs bewahrt andere vor Krankheit und Unglück, aber unser Kind ist doch gestorben.

— Laß das, Kati, — es hat dafür auf dieser Welt nichts mehr zu leiden. Vielleicht ist's besser für das arme Kind. Wir leben in schlimmen Zeiten, wer weiß, was noch aus diesem kleinen Geschöpfe werden wird, und doch ist sein

Vater ein Graf, — was hat da erst ein Kind armer Leut. zu erwarten.

— Gerade die armen Leute kommen in der schlechten Zeit leichter durch.

— Das ist auch nicht wahr. Schlechte Zeiten sind für Jeden schlecht. Es ist das gerade so, wie wenn ein Sturm über den Wald kommt. Wenn man dann die Verwüstung ansieht, so möchte man meinen, der Sturm habe nur den großen Bäumen geschadet und nur sie umgestürzt, das ist aber keineswegs der Fall. Wenn man durch einen Windbruch geht und den Schaden in der Nähe besieht, so merkt man, wie jeder große Baum im Umsinken auch Sträucher und Schößlinge zerbrochen hat. In schlimmen Zeiten leiden die armen Leute so gut, wie die Reichen, der Unterschied ist nur, daß, wenn der Sturm einen großen Baum umwirft, das Gekrache weithin gehört wird, während Niemand das schwache Knittern vernimmt, mit dem ein Strauch zerbrochen wird. Von dem Unglück der großen Herren spricht man noch nach vielen Jahren, um das der armen Leute kümmert sich Niemand, das ist der ganze Unterschied. — Aber wer kann das sein, — unterbrach Miska seine Betrachtungen, — ich höre Schritte, ich will ein wenig hinausschauen. Du leg' dich ein wenig auf's Bett, es ist gut, wenn du ausruhst, denn morgen mußt du dich zeitlich auf den Weg machen.

Das Weib war müde, und fühlte sich nicht ganz wohl, daher befolgte sie den Rath und legte sich nieder; Miska nahm die Flinte auf die Schulter und ging hinaus.

— Wer schleicht in so später Nacht im Wald herum?

— rief er, als er bei dem unsichern Licht des hinter den Wolken hervorkommenden Mondes eine Gestalt wahrnahm, die sich dem Hause näherte.

— Seid ihr es, Gevatter Miska? — antwortete eine scharf durchdringende Stimme, an welcher der Jäger sogleich den Ormoslaker Küster erkannte.

— Wer wär's denn sonst? — sagte Miska erstaunt, den Küster, der sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete, in der Nacht an diesem Ort zu treffen.

— Lauft, Gevatter Miska, lauft, so schnell ihr könnt, und wenn der gnädige Herr Graf da ist und die gnädige Frau Gräfin, so sollen auch sie laufen, und die Kinder, und die Frau Kati, alle sollen laufen. Ich laufe auch. Gleich werden sie da sein. Laufe, Kaspar, hat der hochwürdige Herr Pfarrer gesagt, laufe, so schnell du nur laufen kannst, und sage den gnädigen Herrschaften, wenn sie noch dort sind, sie mögen sich beeilen. Sage auch dem Miska, er soll sich entfernen. Sie sind auch gegen ihn aufgebracht. Sie glauben, daß als die Bernátfalver bei ihm waren, der Graf auf dem Boden versteckt gewesen sei. Also eilt um Gottes Willen. Sie werden gleich da sein, und ihr steht so ruhig da, als ob ihr eine Predig anhöret.

Miska kannte den Glöckner zu gut, um von der Angst, die an jeder Bewegung desselben bemerkbar war, auf die Größe der Gefahr zu schließen; er fragte ihn daher ruhig, ob ihn wirklich der Pfarrer hergeschickt habe.

— Wer sonst hätte mich geschickt: — fuhr der Kantor unruhig fort, — ich habe ja nicht einmal gewußt, wohin ich

gehen, wohin ich mich wenden soll. — Sie brüllen und heulen wie die Löwen, man schaudert schon, wenn man sie nur hört, und es ist keine Rettung vor ihnen. Ich wollte mich in meinem Hause verstecken, auf einmal sind sie dort und schreien, ich soll auf den Thurm gehen und Sturm läuten. Anfangs rührte ich mich nicht und stellte mich, als ob ich schliefe und nichts hörte. Aber ich schlief nicht, mein Herz pochte mir so, daß man es vielleicht beim Nachbar gehört hat; endlich war es nicht mehr auszuhalten, sie polterten und drohten mich todtzuschlagen, wenn ich nicht thue, was sie befehlen; ich ging also zum Pfarrer und begehrte den Thurmschlüssel. Da sagt mir wieder der Pfarrer, wenn es herauskäme, daß ich Sturm geläutet habe — und wie sollte es nicht herauskommen, da in Ormoslak niemand sonst zu läuten pflegt als ich — so werde man mich, wenn der Aufstand einmal unterdrückt ist — auch aufhängen. Mein Gott, wie schrecklich ist es in solcher Zeit gerade ein Küster zu sein; ein Glück, daß sie sich noch vor dem Herrn Pfarrer fürchten. Als er unter sie hinaustrat und ihnen sagte, daß er den Thurmschüssel nicht hergebe und daß wenn sie es wagen würden, die Thüre zu erbrechen, Gott sie in ihren Kindern uud Kindeskindern bestrafen werde: da lärmte nur noch Einer, der rief, der Pfaffe halte es auch mit den Herren; aber die Uebrigen gingen ins Kastell. Als ich durch den hintern Theil des Gartens ging, da hörte ich einen Lärm, als ob sich die Pforten der Hölle geöffnet hätten. Zuerst erbrachen sie den Keller, und jetzt haben sie vielleicht auch schon das Haus angezündet. Aber um Gotteswillen, eilen wir!

— Fürchte dich nicht, wenn sie den herrschaftlichen Keller aufgebrochen haben, so kommen sie nicht sobald her. Warte hier auf mich, bis ich zurückkomme.

— Ich? — fragte der Küster erschrocken.

— Du fürchtest dich doch nicht vor Gespenstern? — sagte Miska lächelnd. Heute Nacht gehen sie nicht um, du weißt, daß sie den Lärm nicht lieben.

— Möchten nur lieber Gespenster umgehen, seufzte Kaspar, indem er sich auf die unter dem Vordach stehende Bank niederließ und sich den Schweiß von der Stirne wischte, daran ist man doch wenigstens schon gewöhnt. Welche Zeiten! und daß gerade ich Küster sein muß! der Herr Pfarrer hat leicht reden; er ist Soldat gewesen, und Jeder weiß von ihm, daß er zu der Kirche gehört, welcher selbst die Hölle nichts anhaben kann, aber daß auch der Küster zu der Kirche gehöre, das weiß das dumme Volk nicht und wird sich am Ende noch an mir rächen. Wenn sie mich erwischen, so hängen sie mich gewiß auf, schon deshalb, damit ich allen andern Küstern als warnendes Exempel diene; aber ich bin nicht Schuld, nur der hochwürdige Herr, denn er hat den Schlüssel nicht hergegeben. Ich hätte ja gern geläutet, meinethalben bis morgen Früh. Wenn sie erst erfahren, daß ich dem Grafen die Nachricht überbracht habe, so zerreißen sie mich in Stücke. Und das fällt mir erst jetzt ein! Als mir der Herr Pfarrer sagte, ich soll zum Grafen gehen, dachte ich an nichts weiter, als früher aus dem Dorf zu entkommen. Was geht mich der Graf an! Was kümmert's mich, was mit seinen Kindern geschieht! Und jetzt wird man mich doch zur Rechen-

schaft ziehen, die ganze Welt wird sagen, ich halte es mit den Herren. In Ormoslak, in Bernátfalva, in Kerékhegy, in Okut, überall wird man mich todtschlagen, ganz so, wie wenn ich in meinem ganzen Leben ein Graf gewesen wäre. Und an dem Allen ist der hochwürdige Herr Schuld. Was kümmert's ihn, daß er mich in Gefahr bringt, wenn er nur den Grafen und die Kinder rettet. Es ist schauderhaft; er ist ein Geistlicher, und sein Küster ist ihm keinen Pfennig werth. Dieser Mann hat kein Herz.

Erschrocken über die feierliche Stille, die rings um ihn herrschte, und noch mehr bebend, wenn das Laub der neben dem Haus stehenden Linde rauschte, quälte sich der Küster mit diesen peinlichen Gedanken. Er fürchtete sich, weil er allein war, und erschrack noch mehr, wenn es ihm einfiel, daß Jemand kommen könnte. Der Schatten einer vor dem Mond vorüberziehenden Wolke, der über das beleuchtete Feld glitt, schien ihm ein feindlicher Haufen, der sich leise dem Jägerhaus nähert. Es kam ihm vor, er höre die Schritte deutlich, und gewiß wäre er davon gelaufen, wenn er nicht auf der entgegengesetzten Seite, nach welcher er sich flüchten wollte, zwei Gestalten gesehen hätte, die ein Anderer vielleicht für zerbrochene Baumstämme gehalten haben würde, denen er aber sich jetzt nicht um die Welt zu nähern wagte.

Inzwischen hatte sich Kati reisefertig gemacht und kam, mit dem Kind auf den Armen und von ihrem Manne begleitet, aus dem Hause heraus.

— Und der gnädige Herr? fragte der Küster.

— Der ist schon längst fortgegangen, du selbst beglei-

test mein Weib nach Kerékhegy. Kati weiß den Weg; du sollst ihr auf dem Weg nur Beistand leisten, die Arme ist etwas unwohl; ich freue mich, daß ich Jemanden mit ihr schicken kann.

— Und ihr?

— Ich muß da bleiben.

Der Küster, welcher schon durch die Nachricht, daß der Graf nicht mit ihm komme, unangenehm überrascht wurde, fühlte sich jetzt gänzlich niedergeschlagen. Ihr kommt auch nicht mit uns? — sagte er erschrocken — und ich soll allein, ganz allein mit der Frau gehen — und wenn man uns angreift?

— Man wird euch nicht angreifen, — sprach Miska ungeduldig, — glaubst du, ich würde, wenn ich das befürchtete, einen solchen Menschen mit ihr schicken?

— Ihr habt leicht reden. Ihr wißt, daß Niemand es wagt, euer Weib zu beleidigen, dazu ist sie noch ein Frauenzimmer, aber ich, — auf den sie Alle böse sind, weil ich nicht geläutet, und dem Grafen die Nachricht überbracht habe.

— Ich werde ihnen schon sagen, daß der Graf nicht mehr dagewesen sei, als du hieher kamst.

— Ihr werdet sie doch nicht hier erwarten, da ihr wißt, was euch der Herr Pfarrer hat sagen lassen?

— Ich werde sie hier erwarten. Ich habe mit ihnen zu reden, und wenn du nicht eilst, so werden sie wahrscheinlich auch dich hier finden, denn Kati kann auf dich nicht warten. Wie fühlst du dich jetzt, liebes Weib? — fragte er Kati.

— Viel besser, seitdem ich die Tropfen eingenommen

habe. Ich brauche auch Niemanden, der Kaspar kann nach Hause gehen.

— Was? Ich soll nach Hause gehen? Ich nach Ormoslak? Das wäre ja gerade so viel, wie wenn ich mich in den Rachen des Todes stürzte. Ich gehe ja gern nach Kerékhegy, nur möchte ich, daß auch euer Mann mit uns gehe. Er wird es gewiß zu bereuen haben, wenn er hier bleibt. Ihr seid zwar ein guter Schütze, die ganze Gegend fürchtet sich vor euch, aber seht, Gevatter Miska, es ist doch besser, wenn ihr mitgeht.

— Das kann nicht sein, entgegnete der Jäger trocken, Gott behüte euch! Kati, morgen komme ich, wenn es mir möglich ist, nach Kerékhegy; wenn dir etwas zustossen sollte, so lasse es mir durch irgend wen sagen. — Du aber geh' nach Kerékhegy oder nach Ormoslak, wie du willst, nur gehe fort.

Der Küster erinnerte Miska noch einmal an die Gefahr, der er sich aussetze; aber da er von ihm nunmehr keine Antwort erhielt, und der Jäger, nachdem er sein Weib bis zum Saum des Waldes begleitet hatte, sich schweigend umwandte und nach Hause ging, so eilte Kaspar dem Weibe nach. Endlich war unter allen Wegen derjenige, der nach Kerékhegy führte, der am wenigsten gefährliche.

Er schlug also diesen Weg ein.

IV. Kapitel.

Miska kehrte indeß nach Hause zurück.

Der Grund, weßhalb er sein Weib nicht begleitete, — was ihm schwer genug fiel , denn Kati konnte, wie sehr sie sich auch anstrengte, vor ihrem Manne ihr Unwohlsein nicht verhehlen, — war, daß er die Bauern, wenn sie in sein Haus kommen sollten, so lange aufhalte, bis der Graf mit seiner Familie, und Kati mit dem Säugling in Sicherheit sein würden. Auf welche Weise er diese Absicht zur Ausführung bringen werde, das wußte er selbst noch nicht, aber er war entschlossen, es zu thun, und hoffte mit Zuversicht auf den Erfolg. Mich kriegen sie nicht so leicht daran, — sprach er für sich, während er seine Gewehre untersuchte, eines derselben auf's Neue lud, und auf den Tisch Ladungen in Bereitschaft legte, — der hochwürdige Herr ängstigt sich für mich umsonst. Vor Bauern erschrecke ich nicht, und wären ihrer noch so viele. Sie sind ein feiges, niederträchtiges Volk, wenn sie sogar von meinem Herren eine so schmähliche Meinung haben.

Miska nahm sein Gewehr auf die Schulter, ging hinaus und setzte sich auf einem Baumstamme, von wo er die Umgebung des Hauses vollständig überschauen und jedes auf dem Weg, der von Ormoslak herführt, entstehende Geräusch hören konnte. Die Vorfälle des Tages waren so unerwartet und überraschend gewesen, daß er ihren Zusammenhang auch jetzt noch nicht begreifen konnte. Ihm stand nur das klar

vor Augen, daß sein Graf kein Giftmischer sein könne, und daß für diejenigen, welche so etwas sagen und die Gräfin und deren unschuldige Kinder verfolgen, keine Strafe zu hart wäre.

Es hängt größtentheils von der Lage des Einzelnen ab, welcher Partei er sich anschließt. Ja, insofern unsere Ueberzeugungen die Erzeugnisse unserer Lage sind, hängt es ganz davon ab. Wenn die Empörung Miska als Ormoslaker Bauern getroffen hätte, als welcher er geboren wurde, so hätte er an den Exzessen des Volkes wahrscheinlich einen hervorragenden Antheil genommen; würde man den Grafen nicht beleidigt haben, so hätte er an dem Kampfe gar nicht Theil genommen. Miska fühlte — was bei Menschen, die vermöge ihres Berufs aus den Reihen des Volkes heraustreten, oft der Fall ist, — für die Volksklasse, der er seiner Geburt nach angehörte, gar keine Sympathie. Die Jagd gleicht, wie der Krieg, die Standesunterschiede in gewisser Beziehung aus, und bringt diejenigen, welche daran theilnehmen, einander näher; und Miska fühlte sich seinem Grafen, mit dem er so oft auf der Jagd gewesen war, ähnlicher, als den Bauern der Nachbardörfer, mit welchen er wegen Wilddieberei in unaufhörlicher Fehde lebte; aber trotz seiner aristokratischen Neigung wußte er wohl, daß nicht jeder Grundherr seine Unterthanen so behandle wie Ormosy, und darum hätte er sich gewiß nicht berufen gefühlt, ihre Partei zu ergreifen. Selbst das Gerücht, daß die Herren ihre Unterthanen vergiften, schien ihm nun seitdem völlig unglaublich, seit er erfahren hatte, daß man auch seinen Herrn deshalb verdächtige; aber von diesem Au-

genblick angefangen war er entschlossen, — und er erwartete es mit Ungeduld, — seinen Feinden entgegen zutreten.

Endlich ließ sich ein fernes Geräusch vernehmen. Die Hunde fingen an zu bellen, und in der stillen Nacht waren Schritte wahrnehmbar.

Es mögen ihrer viele sein, sprach er, nachdem er dem Geräusch eine Weile gelauscht hatte. — Es ist am besten, wenn ich sie im Hause erwarte. Hier könnten sie mich umzingeln.

Die Fenster des Jägerhauses waren mit Gittern versehen. Er schloß auch die Fensterläden, damit man nicht in die Stube sehen könne, er schloß die Thür und legte eine eise ne Stange vor, und nachdem er die Gewehre noch einmal besehen hatte, legte er sich, die Flinte in der Hand haltend, auf's Bett.

Die Bauern gelangten indessen zu dem Hause, und umringten es. Miska konnte ihre Schritte von seinem Bett aus deutlich wahrnehmen.

— Oeffne die Thür, Miska, — rief eine starke Stimme, welche der Angerufene als die des alten Bernátfalver Bauern erkannte, der das vorige Mal hier gewesen war. Plötzlich hörte er ein starkes Poltern.

Miska regte sich nicht.

— Mach' auf, — rief der Vorige wieder, — wir wollen nur mit deinem Herrn reden. Dir wird man nichts thun.

Und wieder polterten sie stark an die Thür. Andere gingen zum Fenster und trommelten auf den geschlossenen Läden.

Poltert nur, — dachte sich Miska, den das Ganze zu belustigen anfing, — ihr werdet schon müde werden.

— Mache in Gutem auf, — rief eine andere Stimme, — denn sonst brechen wir die Thür ein, und dann magst du sehen, was daraus werden wird.

Er konnte bemerken, daß sie anfingen, ihre Drohung auszuführen; die Bretter der Thür begannen zu krachen, aber die vorgelegte eiserne Stange widerstand ihren Anstrengungen.

— Her mit den Aexten, — riefen einige Stimmen fluchend, — schlagen wir die Thür ein.

Miska setzte sich im Bett aufrecht, und zog den Hahn seiner Flinte auf.

— Verlieren wir keine Zeit, — rief wieder eine andere Stimme, in welcher Miska die des Fremden erkannte. — Ich habe es gleich gesagt, daß wir sie nicht da finden werden. Sie waren auf dem Boden verborgen, und seitdem sind sie längst fortgegangen. Miska ist auch mit ihnen, und wenn wir eilen, so können wir sie im Walde oder in einem benachbarten Dorfe vielleicht noch einholen. Jetzt können sie gar nicht fahren.

Die Bauern fingen an, sich zu berathen, einige polterten noch immer an Thür und Fenstern, aber die Meisten theilten die Meinung des Fremden und wollten fortgehen, als Miska, um sie zurückzuhalten, hinausrief.

— Er ist da, — riefen Mehrere auf einmal, worauf Alles wieder zum Hause zurückeilte. Mach' auf Miska, sonst wirst du's bereuen.

— Ich aber, sage euch, daß ich nicht aufmachen

werde, und wenn ihr mich nicht in Ruhe lasset, so werdet es ihr bereuen.

— Schlagt ihn todt, brecht die Thüre ein, her mit den Aexten.

— Wenn mir Jemand die Thüre aufbricht, so schieße ich ihm in den Bauch, ich will sehen, wer es wagt, mein Haus wider meinen Willen zu betreten.

Die aufständischen Bauern legten, wie bekannt, im Jahre 1831 nicht viel Muth an den Tag. Manchmal trieben einige gut bewaffnete Männer einen ganzen Haufen auseinander, und Miska's Drohung war auch jetzt nicht ohne Wirkung. Alle zogen sich von der Thür zurück, und verlegten sich die Gewalt aufgebend auf's Zureden.

— Ich habe euch schon gesagt, der Graf ist nicht hier, ich kann es beschwören. Wer aber sagt, der Graf habe Jemanden vergiftet, der verdient den Galgen.

— Du selber verdienst ihn, — schrie eine scharfe Stimme, du Schuft, der sein eigen Blut verläßt und es mit den Herren hält.

— Bist du auch da, Jankó, — ich habe mir's gleich gedacht, bei solchen Sachen kannst du nicht ferne sein. Aber weißt du, als du kürzlich nach dem Hirsch schossest, da nahm ich dir nur dein Gewehr weg, wenn ich dich noch einmal erwische, so kommst du nicht so leichten Kauf's fort.

Der größte Theil der Bauern wollte dem Miska wirklich nichts thun, und — theils deshalb, theils weil sein Muth bekannt war — jede Gewaltthätigkeit vermeiden; aber als der Jäger das bemerkte, setzte er voraus, daß seine Angreifer

noch feiger seien als sie wirklich waren, und reizte durch seinen zuversichtlichen Ton auch die Ruhigeren.

— Her mit der Axt, — schrie der Wilddieb wüthend, indemer dieselbe einem neben ihm stehenden Bauern entriß. — Schieße, wenn du es wagst, wenn du willst, daß wir dich in Stücke zerreißen.

Hierauf fingen auch einige jüngere Bauern an, die Thür mit ihren Aexten zu bearbeiten; die Andern standen dichtgedrängt hinter ihnen, und in dem allgemeinen Lärm verhallten Miska's Drohungen. Die Thür begann der Kraftanstrengung der Wüthenden nachzugeben, als mitten in dem Lärm ein Schuß gehört wurde, undeiner der Stürmenden aufschreiend zur Erde stürzte.

Einen Augenblick erfolgte Todtenstille, während welcher nur das Röcheln des Verwundeten gehört wurde. Die Bauern zogen sich erschrocken zurück. Miska schauderte selbst.

Was er gethan hatte, das war zu seiner Selbstvertheidigung geschehen. Dazu war er vom ersten Augenblick an entschlossen, und nur weil Bitten und Drohungen nichts nützten, und die Thür schon nachzugeben anfing, brannte er sein Gewehr los; und dennoch erstarrte ihm das Blut, als er den Aufschrei hörte, der auf den Schuß folgte, es war ihm, als ob auf den schauderhaften Schrei in seinem Herzen ein Echo antwortete, das ihn Mörder nannte.

— Bei den Leiden unseres Herrn bitte ich euch, geht fort, — rief er mit beinahe flehendem Tone. Der Graf ist nicht hier und ich werde mich bis zum letzten Schuß vertheidigen. Aber diese Worte vermochten nicht mehr, die Angreifer

zurückzuhalten. Der Schuß hatte getroffen, und derjenige, der nach einigen Minuten in den Armen seiner Gefährten verschied, war der Sohn eines Bernátfalver Bauern. Seine Jugend und die Frömmigkeit, durch die er sich ausgezeichnet hatte, steigerten noch das allgemeine Bedauern. Es war nur ein Zufall, aber trotzdem wurde das Verbrechen in den Augen der Bauern durch den Umstand vergrößert, daß Miska's Kugel gerade denjenigen traf, der als so sanftmüthig und ehrlich bekannt war, und der sogar mehrmals für die Herren Partei genommen hatte.

— Wir gehen nicht, — wir gehen nicht, — riefen mehrere Stimmen auf einmal, bis wir unseren Kameraden gerächt haben.

— Fürchtet euch nicht, — ermunterte sie der Fremde. Oben in der Mitte der Thür ist eine Oeffnung, durch die hat er geschossen, ihr braucht euch nur nicht vor diese zu stellen, so kann er euch nichts thun.

Die Bauern fielen mit ihren Aexten abermals über die Thür her. Miska, in welchem die Ueberzeugung, daß er für sein Leben kämpfe, jede andere Rücksicht in den Hintergrund drängte, vertheidigte sich, durch den Kampf erhitzt, jetzt mit derselben Wuth des Hasses, mit welcher er angegriffen wurde, und nicht nur schauderte er nicht mehr vor dem Gedanken zurück, daß er Jemanden verwunden könnte, sondern er strebte sogar darnach, seinen Angreifern so viel als möglich zu schaden.

Der dritte Schuß traf wieder einen Ormoslaker Bauern an der Schulter, worauf der ganze Haufen erschrocken die

Flucht ergriff. Allein der Waffenstillstand dauerte nur kurze Zeit. Die Wunde war nicht tödtlich, der Bauer selbst, der sie erhalten hatte, forderte seine Gefährten zu neuem Angriff auf und stellte sich blutend an ihre Spitze. Der Kampf wurde mit stets wachsender Erbitterung geführt.

Ueber den Ausgang war — ausgenommen Miska hätte Hilfe erhalten, — nicht zu zweifeln; denn obschon sein wohlgezieltes Feuer die Angreifer auf Augenblicke zurückschreckte, so wurden diese kurzen Pausen, welche Miska dazu verwendete, um seine Gewehre zu laden, doch immer kürzer, und die Bresche, welche die Angreifer mit ihren Aexten in der Thür machten, wurde immer größer. Aber trotz der Hoffnungslosigkeit dieses Kampfes ließ Miska seinen Muth nicht sinken, und sein Gewehr hätte wahrscheinlich noch mehr Bauern niedergestreckt, wenn er nicht mitten in seiner Vertheidigung auch im Rücken angegriffen worden wäre.

Während der Kampf an der Thür am heißesten geführt wurde, suchte ein Theil der Angreifer, von dem Wilddiebe geführt, an der hintern Seite des Hauses einen Eingang. Bei dem Lärm und Getöse hörte Miska das Geräusch nicht, mit welchem das Fenstergitter der Kammer ausgehoben wurde, und erst als hinter seinem Rücken das Geschrei der Feinde ertönte, ahnte er Gefahr.

Wüthend wandte er sich um, brannte sein Gewehr noch einmal los, traf den Wilddieb mitten in die Brust, und sank im nächsten Augenblick, von einem Axthieb getroffen, todt zusammen.

Der wilde Haufe stürzte durch die erbrochene Thür

Triumphheulend in das Haus, und durchsuchte von Blut berauscht und nach Blut dürstend jeden Winkel, um diejenigen zu finden, um die er ausgezogen war, — aber weder der Graf noch die Gräfin, noch die Kinder waren da.

— Verflucht! rief der Fremde, welcher die Bernátfalver anführte, und im Kampfe die größte Wuth an den Tag legte, — sie sind entflohen, so wie ich es vorausgesagt habe, und dieser Schuft hat uns nur deshalb aufgehalten, damit wir sie nicht einholen. Aber gehen wir, allarmiren wir die Nachbardörfer, lassen wir Sturm läuten, sie können noch nicht fern sein. Das Blut unserer ermordeten Brüder schreit um Rache.

Die Hitzigsten folgten dem Sprecher. Die Uebrigen, welche, nachdem der Kampf zu Ende war, die möglichen Folgen des Geschehenen bedachten, hoben, erschrocken über das, was sie gethan, ihren Todten und die Verwundeten auf, und kehrten traurig nach Ormoslak zurück.

Nur Miska's Leiche blieb im Hause. Bleich, das Gewehr in der Hand haltend, um dessen Lauf seine Finger im Todeskampf erstarrten, lag er vor der erbrochenen Thür. Alles war still. Der Sturm längst verhallt, und der sich zwischen Lämmerwolken verbergende Mond goß ein sanftes Licht auf die Gegend, die wieder so schön und anmuthig war wie sonst.

V. Kapitel.

Der Bauernaufstand vom Jahre 1831, der sich nur auf einige Komitate Oberungarns, und auch hier nur auf die nichtungarische Bevölkerung beschränkte, war nach einigen Wochen unterdrückt. Die Seuche erlosch, und nach einigen Monaten war nur mehr die Erinnerung an die traurige Zeit übrig, die den Denkenden an die Fäulniß der zwischen den Herren und Bauern bestehenden Verhältnisse gemahnte, Manchen aber als Gegenstand des Gesprächs diente, und sich als solcher noch Jahre lang erhielt; denn die Erfahrung lehrt, daß nicht diejenigen Gesprächsstoffe die beliebtesten sind, bei welchen man etwas Neues hören kann, sondern diejenigen, in Bezug auf welche Jeder mitzusprechen im Stande ist.

Wie im Kreise der Natur so verschwinden auch unter den Menschen die Spuren der größten Stürme schnell. Das Gewitter zieht vorüber, der ausgetretene Fluß tritt wieder in sein Bett zurück, und wer nur das Ganze sieht, ahnt nach einer kurzen Zeit gar nicht mehr, welche Verwüstung die Elemente hier angerichtet haben; nur wenn wir die Gegend, in welcher wir Anfangs gar keine Aenderung wahrnahmen, in ihren Einzelnheiten betrachten, können wir die Verwüstungen bemerken, welche der Sturm zurückläßt. Wie viele abgebrochene Aeste finden wir dann, die entweder auf der Erde liegen oder noch am Stamme hängen, aber durch die welken Blätter anzei-

gen, daß sie an dem Leben des Stammes keinen Antheil mehr haben, — wie viele Knospen, die abgerissen wurden, ehe sie sich erschlossen haben, — wie viele Blumen, deren Blätter zerstreut wurden, — wie viele Grashalme, die von Schlamm und Regen niedergedrückt, sich eben so wenig mehr aufrichten werden, wie die hundertjährige Linde, welche der mächtige Arm des Sturmes ausgerissen hat!

So verhielt es sich auch hier. Einige Monate nach dem Aufstand war Alles wieder in den vorigen Zustand zurückgekehrt; aber im Kreise der einzelnen Familien verschwinden die Spuren der traurigen Zeit nicht so leicht, und am Ende des Jahres gab es in diesem Lande viele Familien, welche die ersten Tage des Jahres hoffnungsvoll begrüßt hatten und jetzt für immer elend waren. Unter allen diesen war vielleicht keine, die sich unglücklicher gefühlt hätte, als die der Ormosy.

Anna trennte sich von ihrem Kinde mit den traurigsten Ahnungen, und fühlte sich doppelt unglücklich, als sie, die Ungeduld ihres Mannes bemerkend, ihm zum ersten Mal in ihrem Leben ihren Kummer nicht mittheilte.

Als sie das Jägerhaus verließen, merkte Ormosy an dem Stillschweigen, mit welchem seine Gattin neben ihm einherschritt, die Wirkung seiner im Aerger ausgestoßenen Worte, und während er mit Margarete am Arm dem Wolfsthal zueilte, fing er an von dem zurückgelassenen Kinde zu sprechen, und brachte Alles vor, was seine Gattin beruhigen konnte. Anna sagte wiederholt, daß sie sich nicht mehr so ängstige; allein so wie sie gut wußte, daß ihr Mann nur ihr zu Liebe von dem zurückgelassenen Kinde spreche, eben so

wußte Ormosy wohl, daß seine Gattin nicht beruhigt sei. Anna sagte sich mit Schmerz, ihr Mann könne nicht nur ihre Gefühle nicht theilen, sondern er sei auch nicht im Stande sie zu begreifen; Ormosy fühlte sich durch den Gedanken, daß seine Frau ihm ihren Schmerz verberge, beinahe verletzt, — denn hat er es wohl wegen einiger unüberlegten Worte verdient, daß sie ihm das durch so viel Liebe erlangte Vertrauen entziehe?

So gelangten sie nach Kaschau, müde zwar, aber ohne ein Hinderniß. Anna wußte zu gut, ihr Kind könne in keinem Falle vor einer Woche kommen, und sie sagte auch nichts dagegen, als Ormosy und Andere sie nach dem Verlauf dieser Frist damit trösteten, daß zwischen der Stadt und den empörten Dörfern jede Communikation abgerissen sei, und daß Kati deshalb das Ende des Tumults in Kerékhegy abwarten werde. Aber was diese Frau während dieser ganzen Zeit litt, das können sich nur Frauen, besonders Mütter vorstellen.

In der Brust einer Mutter sind Freuden und Schmerzen verborgen, von welchen ein Mann niemals einen klaren Begriff haben kann, und welche die Frauen nur durch Thränen auszudrücken vermögen. Manchmal schien es ihr, sie würde sich nie unglücklicher fühlen können als in diesen Tagen, möge ihr noch was immer zustoßen.

Sie täuschte sich; es erwarteten sie noch größere Schmerzen.

Beim ersten Erscheinen ordentlicher Militärmacht liefen die Empörer auseinander. Ruhe und Ordnung, das heißt was man nach Bürgeraufständen so nennt, wurden wieder

hergestellt, und Ormosy eilte nach Kerékhegy. Hier, wo eben die Cholera wüthete, wußte man von Kati und dem Kinde gar nichts. In Ormoslak, in Bernátfalva, in den nahen Ortschaften, in welche er sich nacheinander verfügte, war er ebenfalls nicht glücklicher, und Ormosy, welcher Kaschau in der Ueberzeugung verlassen hatte, daß er längstens in zwei Tagen mit seinem Kinde zurückkommen werde, reiste jetzt verzweifelt in der Gegend herum, ließ nichts unversucht, um auf die Spur der Verlorenen zu gelangen, und zitterte vor dem Augenblick, in welchem er über dasjenige, dessen Wahrscheinlichkeit er sich nicht einzugestehen getraute, vielleicht nicht mehr wird zweifeln können.

Das zerstörte Jägerhaus und Miska's blutige Leiche ließen ihn das Schrecklichste vermuthen; aber die vor dem Gericht abgelegten Geständnisse der Empörer, die ihre andern Thaten nicht läugneten, und doch ohne Ausnahme behaupteten, sie hätten in dem Jägerhause außer Miska Niemanden angetroffen, widerlegten seine Vermuthung.

Die Gräfin, die ihre Befürchtungen nicht ruhen ließen, als ihr Mann zur versprochenen Zeit nicht zurückkehrte, eilte ihm nach, und bereiste mit dem Ormoslaker Pfarrer die Gegend. Die Komitatsbeamten, Ormosy's Landwirthschaftsbeamte und Diener, alle Bewohner der Umgegend suchten die Verschwundenen, aber Wochen vergingen, und Niemand fand eine Spur des Kindes oder der Amme. In dieser traurigen Zeit, in welcher die Angst vor der Seuche und die Empörung die ganze Bevölkerung in Bewegung brachten, zog die Erscheinung eines fremden Weibes und eines Kindes

Niemandens Aufmerksamkeit auf sich. Möglich, daß sie durch das Dorf, in welchem man sich nach ihr erkundigte, gekommen war; aber wie viele Fremde hatte man in den letzten Wochen nicht gesehen, wie viel Frauen irrten jetzt mit ihren Kindern herum, die ihre in den Wäldern sich verborgen haltenden Männer suchten, und die man, wenn sie um ein Stückchen Brod baten, schon deshalb nicht nach ihrem Namen fragte, damit man, wenn man später zur Rechenschaft gezogen würde, mit gutem Gewissen beeiden könne, daß man nicht einmal den Namen dessen gehört habe, über welchen die Erkundigung eingezogen wird.

Der Küster, welchen der Pfarrer zum Jägerhaus geschickt hatte, um dahin die Nachricht von der nahenden Gefahr zu bringen, und der deshalb von den Verschwundenen am meisten wissen mußte, war ebenfalls längere Zeit nicht zu finden. Anfangs gab es Mehrere, welche sagten, daß sie den Kaspar gesehen haben; später, als sie merkten, daß die Herren den Ormoslaker Küster so sehr suchen, wollte Niemand etwas über ihn wissen; und alle Nachforschungen hätten sich wahrscheinlich als erfolglos erwiesen, wenn der umherirrende Küster nicht einem patrouillirenden Militärtrupp in die Hände gefallen, und weil er keinen Paß hatte als verdächtig dahin gebracht worden wäre, von wo er seiner Aussage nach gebürtig war.

Kaspar, der sich nur vor den Empörern fürchtete, und sich drei Wochen hindurch in den Wäldern verborgen hielt, wo er in einsam stehenden Jäger- und Wächterhäusern sich ein Stückchen Brote erbettelte, oder lieber hungerte,

als daß er sich einem Dorfe näherte, hätte jetzt, als er hörte, daß man ihn in die nahe Ortschaft zum Stuhlrichter bringe, dem Korporal vor Freuden gern die Hand geküßt. Aber als dieser dem Küster auf seinen Freudenausbruch nur spöttisch antwortete: es werde sich, sobald er ins Dorf komme, schon herausstellen, ob er sich zu freuen habe, oder nicht, — als der Korporal ihm Eisen anlegte, weil er, wie er sagte, wetten möchte, der Gefangene habe in der Empörung eine Hauptrolle gespielt, als er ihm ferner mittheilte, daß die Herren solche Leute, wie Kantoren und Notäre am meisten suchen: da erschrak der arme Küster auf's Neue, nur daß der Gegenstand seiner Angst jetzt gerade ein entgegengesetzter war.

— Lassen Sie mich gehn, gnädiger Herr Korporal! sagte er mit flehendem Tone, oder lassen Sie mir die Ketten abnehmen, denn wenn ich so vor Gericht gebracht werde, so wird man im Voraus glauben, ich hätte irgend ein Verbrechen begangen, ich bin aber so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

Das wird sich schon herausstellen, — sprach der Korporal spöttisch, — und zwar bald. Die ganze Sache geht schnell vor sich. Man fragt nur: Woher seid ihr, wo seid ihr gewesen, wann hat man euch eingefangen, und dann marsch hinaus — —

— Wohin? fragte Kaspar mit bebender Stimme.

— Seht ihr jene Vögel dort? sprach der Korporal auf einen am Saume des Waldes aufgerichteten Galgen deutend.

Der Küster sank vor Schrecken beinahe zusammen, und

die Soldaten, die sich an seiner Angst belustigten, und ihm bloß zum Spaß eine schreckliche Geschichte um die andere erzählten, versetzten ihn in einen Zustand, daß er, als er zum Stuhlrichter gebracht wurde, vor Schrecken kaum ein Wort hervorzubringen vermochte.

Die meisten Menschen halten einen Angeklagten, wenn er sich vor dem Richter befangen zeigt, für verdächtig, und wenn sie ihn zittern sehen, so pflegen sie seine Furcht dem bösen Gewissen zuzuschreiben. Es ist das ein großer Irrthum, der schon zu mehr ungerechten Urtheilen Anlaß gegeben hat, als man gewöhnlich denkt. So wie der ausgezeichnete Mann, wenn er sich auch über die Menge, die ihn umgibt, in jeder Beziehung erhaben fühlt, zuweilen befangen auftritt und in Verwirrung geräth, wenn er öffentlich sprechen soll, nicht weil er an seiner eigenen, sondern an der Fähigkeit seiner Zuhörer zweifelt: so zittert der Angeklagte vor dem Gericht oft nicht deshalb, weil er zu sich selbst, sondern weil er zu seinen Richtern kein Vertrauen hat.

Der Stuhlrichter war von Kaspar's Schuld vollkommen überzeugt; zum Glück hing das Urtheil nicht von ihm ab. Ein Rundschreiben des benachbarten Komitats, durch welches jeder Beamte aufgefordert wurde, den Ormoslaker Küster, der in Begleitung eines Weibes und eines Kindes sein Dorf an dem und dem Tag verlassen hat, sobald man ihn treffe, unverweilt nach Ormoslak zu schicken, war auch zu ihm gelangt; und so konnte er nichts Anderes thun, als den für so wichtig gehaltenen Arrestanten in Ketten legen zu lassen und unter starker Bewachung sogleich fortzuschicken.

Alles das vermehrte noch die Angst des Unglücklichen. Die Wichtigkeit, welche Jedermann seiner Gefangennehmung beilegte; der Umstand, daß das Komitat seinetwegen ein Rundschreiben ergehen ließ; der Befehl des Stuhlrichters an die Escorte, den Arrestanten sogleich zu erschießen, wenn er entfliehen wolle, oder wenn Andere im Walde ihn zu befreien versuchen sollten; die barschen Mienen, mit welchen die Soldaten, die neben ihm mit den Gewehren auf dem Wagen saßen, jede seiner Fragen zurückwiesen; das Bedauern, mit welchem das Volk ihn anschaute, wenn er durch irgend ein Dorf fuhr: das Alles brachte ihn in noch größere Verwirrung, bis er endlich, da er so viel Bedrohliches um sich sah, selber zu glauben anfing, daß er irgend ein schreckliches Verbrechen begangen haben müsse. Aber wenn man ihm gleich den Kopf abschlagen würde, so wüßte er nicht zu sagen, worin sein Verbrechen bestehe; jedoch war er überzeugt, daß ihm Niemand mehr helfen werde, denn nicht aus Irrthum, sondern seit er sich als Ormoslaker Küster bekannt hatte, verfuhr man so streng mit ihm.

Je mehr er über die Sache nachdachte, für desto wahrscheinlicher hielt er es, daß der Verdacht, der ihn belastet, Kati und das Kind betraf. Als er bei Gelegenheit des Verhörs dem Stuhlrichter antwortete, daß Kati auf dem Weg an der Cholera gestorben sei, lächelte der mürrische Beamte, der das Weib für die Mitschuldige des steckbrieflich verfolgten Küsters hielt, nur höhnisch; und als er auf die weitere Frage, was mit dem Kinde geschehen sei, mit einiger Verlegenheit antwortete, das Kind sei auch gestorben, da gerieth der Ge-

schworne vor Zorn außer sich, und behauptete, man merke es schon am Ton des Arrestanten, daß er lüge. Aber warum sucht man Kati so sehr, und warum glaubt man nicht, daß das Kind gestorben sei? Das konnte er nicht begreifen; es ließ sich doch von ihm nicht voraussetzen, daß er sie umgebracht habe!

Die Folge der Angst und Aufregung des Küsters war, daß er, als er nach Ormoslak gebracht, und seine Escorte mit der Bemerkung zurückgeschickt wurde, daß er nicht wegen eines Verbrechens, sondern deßhalb steckbrieflich gesucht worden sei, weil man ihn über gewisse Dinge auszufragen habe, — die Cholera kriegte, und dann in ein Fieber verfiel.

Seine Gesundheit kehrte nach drei Wochen allmälig zurück, während welchen die Gräfin, deren einzige Hoffnung ihr Kind wieder zu finden jetzt von Kaspar's Leben abhing, den Kranken mit aller Sorgfalt gepflegt hatte. Aber die Aufklärung, welche man von ihm erhielt, bestand auch jetzt bloß darin, daß sowohl Kati als auch das Kind an der Cholera gestorben seien. Das hatte er gleich nach seiner Ankunft gesagt, dabei war er auch später geblieben, nur daß er jetzt Ort und Umstände genauer angab.

Nach der Behauptung des Küsters fühlte sich Kati, gleich als sie das Jägerhaus verließ, unwohl aber sie bezwang sich und setzte den Weg fort; später jedoch fürchtete sie sich, sie werde es bis Kerékhegy nicht aushalten können, und schlug den Weg nach Oberek ein, wo sie, wie sie sagte, eine Bekannte habe, der sie vertrauen könne. Aber kaum waren sie aus dem Wald auf die Aecker gelangt, konnte Kati an einer Stelle, die etwa hundert Klafter von der Straße ent-

fernt war, auf welcher sie binnen einer Viertelstunde in's Dorf gelangt wären, nicht mehr weiter, sie sank zusammen, und verschied unter schrecklichen Krämpfen. Ich habe geschrien und gelärmt, fügte er hinzu, aber es kam nur eine Frau zu uns, die eben auf der Landstraße einherging; außer dieser war Niemand sonst in der Nähe.

— Aber das Kind, mein Kind! — rief der Graf, dem Kaspar dieses Alles erzählte.

— Ew. Gnaden Kind? fragte der Küster erblassend.

— Weißt du also nicht, daß Kati mein Kind bei sich hatte?

— Wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich es gewiß nicht verlassen.

— Du hast es verlassen! Mörder! mehr als ein Mörder, schrie der Graf in heftigster Aufregung.

— Ich bitte sie um Gottes Willen, gnädiger Herr, wie können Sie glauben, daß ich das Kind umgebracht habe!

— Bist du nicht Schuld an seinem Tode, wenn du ein sechsmonatliches Kind in einer solchen Lage verlässest?

— Damals, als ich fortging, war das Kind ja schon todt. Es ist noch früher als Kati gestorben, sagte Kaspar und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne, wie hätte ich sonst fortgehen können? Wenn ich gewußt hätte, es sei Ew. Gnaden kleine Comtesse, so hätte ich sogar das todte Kind mitgebracht; aber mir hatte Niemand davon ein Wort gesagt, was konnte ich also wissen!

Kaspar blieb bei dieser Behauptung, und später als seine Gesundheit besser hergestellt war, beschrieb er Alles so

umständlich, und bezeichnete den Ort, an welchem er Kati und das Kind als Todte verlassen hatte, so deutlich, daß weder Ormosy noch der Pfarrer an seiner Aussage mehr zweifelten; nur die Gräfin war noch nicht überzeugt. — Sie, die früher, als ihr Mann gar keine Gefahr sehen wollte, das Kind beinahe für verloren hielt, klammerte sich jetzt, da es so wahrscheinlich war, daß sie ihr Kind auf dieser Welt nicht mehr sehen werde, trotz aller Wahrscheinlichkeit an den Glauben, daß es noch lebe. Aller Glaube wurzelt im Herzen, und wer grenzenlos liebt, dessen Glaube hat auch keine Grenzen.

Kaspar blieb trotz allen Bitten und Versprechungen bei dem, was er bisher behauptet hatte, und betheuerte, so oft er gefragt wurde, mit einem wiederholten Eide, daß das Kind noch vor der Amme gestorben sei. Jedermann wußte, daß im Walde und neben der Landstraße in jenen unglücklichen Tagen mehrere Leichen, darunter Frauen und Kinder gefunden wurden, die man gleich an derselben Stelle, an welcher die Seuche ihrem Leben ein Ende gemacht hatte, begrub, und deren Gräber jetzt schon Niemand mehr zeigen konnte, da diejenigen, welche in der Nähe von Oberek damals die Leichen begruben, seitdem schon selbst der Seuche zum Opfer gefallen waren. Und dennoch gab es einzelne Umstände, welche das Vertrauen der Gräfin scheinbar unterstützten. Eine alte Frau, die in Oberek am äußersten Ende des Dorfes wohnte, behauptete, daß ungefähr um die Zeit, in welcher nach Kaspars Behauptung Kati und das Kind starben, ein fremdes zerlumptes Weib, das vor ihrem Hause vorüber ging und sie um Brot bat, ihr sogleich aufgefallen sei, weil sie ein

Kind auf den Armen trug, das zwar mit grobem Linnen, aber außerordentlich rein und ordentlich gekleidet war; und in einem andern Dorfe fanden sich nach vielem Fragen Leute, die behaupteten, daß sie vor dem Wirthshause auf einem gedeckten Wagen eine ähnliche Person gesehen hätten: und wie schwach und gering auch diese Spuren waren, so fühlte sich die unglückliche Mutter doch beinahe glücklich, als sie dieselben auffand, und sie folgte ihnen mit dem ganzen Vertrauen, mit welchem sich das menschliche Herz an eine einzige Hoffnung anklammert.

Da die Obereker Frau nicht einmal den Tag genau angeben konnte, an welchem sie das fremde Weib und das Kind gesehen hatte, und da in Betreff des Aeußern der Fremden zwischen ihrer und der Beschreibung, welche die Andern machten, ein großer Unterschied war; so schenkten weder Ormosy noch der Pfarrer diesen Gerüchten Vertrauen. Es schien wahrscheinlich, daß weil die Gräfin die Obereker Frau reichlich belohnte, die späteren Nachrichten nur der Hoffnung auf ähnliche Belohnungen zuzuschreiben seien. Aber die Männer fühlten, daß die unglückliche Frau unter dem Schlage zusammen sinken würde, wenn nicht ihre Hoffnung sie aufrecht erhielte, und ihren Zweifel verschweigend, verfolgten sie ohne Vertrauen zwar, aber unermüdlich die gegebenen Spuren, die zum Auffinden der Verlorenen führen sollten.

Nichts erhält den Menschen inmitten großer Schmerzen mehr aufrecht, als eine energische, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Thätigkeit. Der Grund, weshalb die Frauen die tiefsten Wunden des Herzens, in Betreff welcher sie weit

empfindsamer sind, als wir Männer, dennoch leichter ertragen, liegt darin: daß das starke Pflichtgefühl, das jeder tugendhaften Frau eigen ist, das scheinbar so schwache Wesen, wenn es seinen Leiden nicht mehr widerstehen kann, zur That antreibt. Die Natur, welche dem Weibe mehr Liebe verlieh, und es deshalb mehr Gefahren und Schmerzen preisgab, hat demselben anstatt des Egoismus und der ruhigen Ueberlegung, worin der Mann Kraft und Trost findet, gerade die Liebe zur Stütze gegeben, die Liebe, welcher das Weib lebt, für die es stirbt, durch welche es glücklich und unglücklich wird, für welche es Alles thut, Alles, ja sogar seinen Schmerz aufopfert.

Wenn sie nicht gegen die Verzweiflung ankämpft, und unter ihrem Schmerz zusammensinkt, wer wird dann genug begeistert sein, um ihr Kind noch zu suchen, wer wird es finden können, da die Andern nicht einmal mehr glauben, daß es lebe? Und gibt es außer der Mutter noch jemand Andern, der die unartikulirte Stimme des Kindes unter Tausenden erkennen könnte? Dieser Gedanke hielt die Gräfin in den schweren Tagen aufrecht, er gab ihr auch dann noch Kraft, als die Hoffnung, welche die ersten Nachrichten in ihrem Herzen erweckten, allmälig zu schwinden anfing; und die traurige Zeit, in welcher das geschah, erfolgte nur zu bald.

Wenn wir uns in der Finsterniß befinden, so erscheint uns das Licht, das plötzlich unser Auge trifft, immer größer und näher, als es in der That der Fall ist; so zweifelte die Gräfin, als sie etwas hörte, woraus sie schließen konnte, daß ihr Kind noch lebe, gar nicht mehr, daß sie das verlorene Kind

wieder finden werde. Aber nachdem die Spur, welcher sie mit so viel Vertrauen gefolgt war, nicht weiter verfolgt werden konnte, weil über das Dorf hinaus, in welchem man das fremde Weib und das Kind gesehen haben wollte, von dem gedeckten Wagen, auf welchem sie gereist sein sollten, Niemand etwas wußte; — nachdem ferner Wochen und Monate verflossen waren, ohne daß man etwas von dem Kinde hörte, ohne daß nur die allergeringste Spur aufgetaucht wäre, der man folgen könnte; — da sich endlich die von den Komitatsbehörden ausgesandten Rundschreiben als eben so erfolglos erwiesen, wie alle Aufforderungen, die unter dem Versprechen großer Belohnung in den Zeitungen veröffentlicht wurden; so gab die unglückliche Mutter manchmal auch schon selbst die Hoffnung auf, und hörte ohne zu widersprechen die Gründe an, mit welchen ihre Freunde sie von dem Tode des Kindes zu überzeugen suchten, der jedenfalls weniger peinlich war als die Ungewißheit. Aber wenn die Hoffnung schon aufgegeben ist, bleibt nicht noch die Pflicht übrig? Und kann eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, etwas Anderes thun, als es so lange suchen, bis sie es gefunden, oder sich unwiderlegliche Beweise von dem Tode desselben verschafft hat? Und die Gräfin konnte — mochte man ihr auch was immer sagen, — doch nie vollständig überzeugt werden, daß ihr Kind gestorben sei. Sie konnte auf die Gründe nichts antworten, mit welchen man sie vom Gegentheil überzeugen wollte, sie sah die Wichtigkeit derselben gut ein, aber eine innere Stimme sagte ihr, daß ihr Kind noch lebe.

Die Wangen des Kindes waren so roth, sein Aus-

sehen so lebensfrisch, es lächelte so schön, als sie es zum letzten Male sah; — wie konnte sie glauben, daß es einige Stunden darauf gestorben sei!

Die ganze Lebensweise der Gräfin war jetzt eine andere. Sie, die bisher ausschließlich ihrem Hause gelebt hatte, und welche die entfernteren Kreise nur von jenen Berührungen mit dem Volke kannte, in welche ihre Wohlthaten sie brachten, entwickelte jetzt eine unerwartete Thätigkeit. Sie trat mit Fremden in Korrespondenz, reiste in verschiedenen Gegenden des Landes, und die veränderte Lebensweise machte auf ihr Gemüth eine ungeheuere Wirkung. Anstatt der Ruhe, welche bis jetzt sie charakterisirt hatte, war in allen ihren Worten und Bewegungen eine beständige Aufregung bemerkbar. Alles, was sie in ihrer Aufgabe stören, was ihre Aufmerksamkeit von dem einen Ziele ablenken konnte, wies sie ungeduldig von sich. So wie Jenen, der in schnellem Laufe einem fernen Ziele zueilt, nur das interessirt, daß er einen Theil seines Weges schon zurückgelegt habe: so erwartete und wünschte sie von der Zeit nichts Anderes, als daß sie vergehe und sie dem Ziele ja näher bringe, das, wie fern es auch lag, doch ihrer innersten Ueberzeugung zufolge jedenfalls zu erreichen war. Die Gräfin liebte ihren Mann ohne Zweifel auch noch jetzt, für ihre Margarete hätte sie ihr Leben aufgeopfert, und wenn irgend wer unter ihren Lieben in Gefahr schwebte oder ihrer Hilfe benöthigte, so hätte sie ihm ihr Leben eben so sehr geweiht, wie sie es jetzt für ihr verlorenes Kind that; aber sie Alle bedurften ihrer jetzt nicht, und es gehört zu den gefährlichsten aber auch schönsten Eigenschaften des edlen Frauen-

herzens, daß es sich immer ausschließlich nur einem Gegenstand weiht.

Wer die Gräfin Ormosy früher gekannt hatte, der erschrack über die Veränderung, welche durch die Leiden von einigen Monaten mit dieser einst so reizenden Frau vorgegangen war. Die Bessern bedauerten sie, die Meisten zuckten die Achseln, und bemerkten nur, daß sie durch den übermäßigen Schmerz und die nutzlose Mühe, die sie sich machte, ihre Gesundheit zerstöre, und daß es ihr Fehler sei, wenn sie sich mit dem, was das Schicksal oder die göttliche Vorsehung ihr beschied, nicht zufrieden geben kann. Die meisten Menschen sind, wo es sich um die Leiden Anderer handelt, außerordentlich religiös und philosophisch. Die Gräfin kümmerte sich um die Urtheile nicht viel, und wenn sie auch über die vielen Rathschläge und Tröstungen, mit welchen Viele sie quälten, von denen sie überzeugt war, daß sie ihre Gefühle eigentlich gar nicht verstehen, zuweilen die Geduld verlor; so ertrug sie doch mit Geduld die Ueberzeugung, zu welcher wir in unsern unglücklichen Tagen gelangen, nämlich die: daß die Menschen in ihrem Egoismus nicht einmal dulden wollen, daß sich Jemand ausschließlich mit seinem eigenen Leid befasse. Nur Eines schmerzte sie, nämlich der Gedanke, daß ihr Mann ihre Gefühle eigentlich eben so wenig verstand, und daß auch er die Standhaftigkeit, mit welcher sie ein nach dem Urtheil der Welt unerreichbares Ziel verfolgte, stillschweigend tadelte.

Ormosy liebte seine Gattin unaussprechlich. Er folgte nur seinem Herzen, als er sie zum Altar führte, und fühlte sich seitdem in seinem Kreise vollkommen zufrieden. Der junge

Graf wies die Pflichten nicht von sich, welche ihm seiner Stellung und seinem Vermögen zufolge oblagen. Er war in seinen Komitatsgeschäften pünktlich, gab sich viel mit seiner Landwirthschaft ab, und zog sich von der Gesellschaft nicht zurück; alles dieses nahm seine Aufmerksamkeit indeß nur nebenbei in Anspruch, und war für ihn nur insofern von Wichtigkeit, als er es mit dem Glück seiner Gattin in Verbindung bringen konnte. Er freute sich seiner Auszeichnungen, um vor den Augen Anna's höher zu stehen; er arbeitete, strengte sich an, nur um sie mit mehr Glanz und Comfort umgeben zu können; er liebte die Gesellschaft, weil seine Gattin in allen Gesellschaften die schönste, die reizendste unter allen anwesenden Damen war. — Ormosy gehörte zu jenen seltenen Männern, die ein Ziel befriedigt, und das war das Glück seiner Anna. Von dem geliebten Wesen jede unangenehme Berührung abwenden, allen ihren Wünschen zuvorkommen, sie, die er so innig, so ganz liebte, vollkommen glücklich machen, — das war der Grundgedanke, in dem sich alle seine Wünsche und Bestrebungen concentrirten, durch dessen Ausführung er sich bisher so glücklich gefühlt hatte; aber darin lag auch der Grund, warum der Schlag, der seine Familie betroffen, noch schwerer wurde.

Erbittert ahnte Ormosy, daß er das Weib, das er vollkommen glücklich zu machen geglaubt hatte, nicht einmal zu trösten im Stande sei, die Gräfin hingegen kannte ihren Mann viel zu gut, um nicht zu wissen, wie unglücklich er sich fühlen müsse, wenn er sie untröstlich sieht; und wenn irgend etwas ihren Schmerz noch vergrößern konnte, so war es die Ueberzeugung, daß sie durch ihren Schmerz auch ihren Mann un-

glücklich mache. Ormosy that alles Mögliche, um seine Gefühle vor seiner Gattin zu verbergen. Er kam allen ihren Wünschen entgegen, quälte sie nicht einmal mit Trostworten, von deren Nutzlosigkeit er sich längst überzeugt hatte; — die Frau unterdrückte ihre Thränen, und wenn sie auch nicht Kraft genug besaß, ihren Schmerz zu verbergen, so beklagte sie sich doch wenigstens niemals über ihr Schicksal. Vergebliche Mühe! Wenn sich zwei Herzen einmal verstanden haben, so können sie sich nichts mehr verheimlichen, und die Anstrengung, mit welcher sie ihre Empfindungen unterdrücken, machen dieselben gewöhnlich noch peinlicher. Wenn sie mich so sehr liebte, wie ich geglaubt habe, so wäre sie nicht so untröstlich! — dachte Ormosy. Wenn er dieses Herz verstünde, so würde er mir meinen Kummer nicht übel nehmen, — seufzte Anna; — und diese beiden so edlen, so liebevollen Herzen entfernten sich allmählig von einander.

Die Veränderung, welche in diesem für so glücklich gehaltenen ehelichen Verhältniß vor sich ging, wurde von Niemanden wahrgenommen. Ormosy's lebten seit ihrem Unglück noch zurückgezogener als sonst, und der alte Pfarrer war der Einzige, der hier tiefer blickte.

— Vor mir verbergen Sie es vergebens, — sprach er endlich, als er sich mit Ormosy allein befand, — das Glück, welches einst in diesem Hause geherrscht hat, ist verschwunden.

Der Graf saß schweigend am Fenster. Er starrte in die Landschaft hinaus, deren Schneedecke geschwunden war, die aber der Frühling noch nicht mit seinem Grün bedeckt hatte; und in Gedanken vertieft, bemerkte er nicht einmal, daß der

theilnehmende Blick seines alten Erziehers an ihm hing. Jetzt wandte er sich zu ihm hin. Ist das nicht natürlich nach dem, was vorgefallen ist? — sagte er traurig.

— Ich spreche nicht von dem Vorgefallenen; — entgegnete der Pfarrer, der, wenn er einmal zu sprechen anfing, sich nicht so leicht zurückweisen ließ. — Die Familie ist von einem schrecklichen Unglück betroffen worden. Man muß sich in die Fügungen der göttlichen Vorsehung schicken, aber Gott selbst verlangt nicht von uns, daß wir, wenn seine Hand schwer auf uns lastet, unter dem Streiche nicht aufschreien sollen. Ich meine hier das Verhältniß, welches zwischen Ew. Gnaden und Ihrer lieben Gattin bestanden hat, die Eintracht, kurz das häusliche Glück.

Der Ton, mit welchem die letzten Worte gesprochen wurden, ließ die innere Aufregung des Sprechers errathen. Ormosy seufzte, und ließ seinen Blick wieder durchs Fenster schweifen.

— Ew. Gnaden sind beide von einem großen Unglück heimgesucht worden, aber warum tragen Sie es nicht gemeinschaftlich? Ich meine, daß gerade in solchen Momenten die Eintracht am nöthigsten sei. Menschen, die eine gemeinschaftliche Last auf ihren Schultern tragen, werden gerade durch diese Last noch inniger verbunden. Nichts vermag zwei Herzen besser zu verschmelzen als ein gemeinschaftlicher Schmerz.

— Nicht immer, mein Freund; — sprach der Graf traurig. — Ein starkes Feuer verschmelzt oft zwei getrennte Gegenstände, aber oft trennt es auch Körper, die fest zu-

sammenhingen, die wir uns als Eins dachten, — und dieselben Wirkungen bringt auch der Schmerz hervor.

— Das Gleichniß taugt nichts, so wie alle jene Gleichnisse, die man zur Erklärung des menschlichen Wesens aus der Natur der Körper entnimmt. Gott hat den Menschen nicht zum Ebenbild der Fluren, der Steine, des Wassers, oder eines andern Stoffes, sondern zu seinem eigenen Ebenbilde erschaffen, als er unter allen Geschöpfen der Welt ihn allein mit einem freien Willen ausstattete, und ihn nicht allein über die Natur, sondern innerhalb bestimmter Grenzen auch über sein Schicksal zum Herrn einsetzte. Wenn der Fels unter der Einwirkung eines starken Feuers zersplittert, so ist darüber nichts weiter zu sagen; er folgt den Gesetzen seiner Natur, und kann nicht widerstehen. Aber der Mensch kann sich damit nicht entschuldigen. Jemehr fremde Elemente sich zwischen uns und diejenigen drängen, die wir lieben, jemehr wir es fühlen, daß gewisse Verhältnisse uns einander entfremden, um so inniger müssen wir aneinander hängen. Eben in schweren Momenten ist es nothwendig, daß Eheleute gleiche Gesinnungen, oder besser, gleiche Gefühle hegen. Diejenigen, die in einer solchen Zeit getrennt stehen, können sich auch sonst entbehren.

— Hängt denn das von mir ab? Anna ist von ihrem Schmerz so erfüllt, daß sie alles Andere von sich weist.

— Und kann man ihr das übel nehmen? — sagte der Pfarrer gerührt, — es gibt Erinnerungen, die nur durch Thränen weggewaschen werden können, und deren Spuren niemals ganz verschwinden. Soll man dem Leidenden deshalb die

Theilnahme entziehen, weil man die Last, die sein Herz drückt, nicht auf einmal wegheben kann?

— Sie kennen meine Frau nicht. Sehe ich es denn nicht zu gut ein, daß meine Trostworte ihren Schmerz vermehren.

— Das verhält sich mit jedem Trost so; — sagte der Pfarrer — so oft man Jemanden eine Wunde verbindet, so erneuert sich der Schmerz, aber nur um desto eher zu heilen; und das ist auch die Wirkung des Trostes, wenn er von demjenigen kommt, den wir lieben.

— O, wenn Anna mich so liebte, wie ich es früher geglaubt habe!

— Zweifeln sie daran? — fragte Farkas beinahe erschrocken.

— Sprechen wir nicht weiter davon.

— Wir sollen aber davon sprechen. In diesem Hause würde Alles besser stehen, wenn Ew. Gnaden und die Gräfin sich wenigstens einmal ausgesprochen hätten. Im ehelichen Leben ist ein kleiner Streit besser, als wenn beide Eheleute ihre Gedanken und Gefühle in sich verschließen. Wenn man Eintracht haben will, so ist die erste Bedingung hierzu, daß man einander verstehe, und dazu ist es nothwendig, zu sprechen.

— Wenn Anna mich so liebte, wie ich sie, — sagte Ormosty, dessen schmerzhafte Gefühle zum Ausbruch kamen, — könnte sie sich so unglücklich fühlen, wie sie es ist? Ich habe ihr mein ganzes Leben gewidmet. Ich hatte auf der weiten Welt kein anderes Ziel, als sie glücklich zu machen: und durch alle meine Bemühungen habe ich nicht einmal ihr Vertrauen erworben. Selbst ihre Thränen verbirgt sie mir;

von ihrem Kummer spricht sie mit wem immer, nur mit mir nicht. Habe ich nicht auch mein Kind verloren? Fühle ich nicht auch diesen Verlust, wie jeder Andere? Und dennoch würde ich, sähe ich nur Anna glücklich, Alles ohne Klage ertragen, ja sogar mich glücklich fühlen.

— Aber wissen Sie, Bela, was hieraus folgt? — sprach der Geistliche, der seinen einstigen Zögling auch jetzt noch vertraulich mit dem Taufnamen zu nennen pflegte. Hieraus folgt nicht, daß Sie Ihre Gemalin mehr lieben, sondern daß die Gräfin ihre Kinder mehr liebt als Sie. Und das ist in der Ordnung, die Frucht hängt näher am Ast, der sie trägt, als am Stamm, an welchem sie gewachsen ist. Doch Sie kennen das weibliche Herz nicht, wenn Sie glauben, daß die Liebe, welche einst es ausschließlich erfüllte, sich verringert habe, seitdem sie sich auch auf das Kind erstreckte. Die Flamme wird um so größer, je mehr Gegenstände sie ergriffen hat, aber um so mehr Wärme verbreitet sie auch an jedem Punkt; und so ist die Frauenliebe. Ihre Gattin liebt Sie jetzt eben so sehr wie sonst, mehr als Alles, selbst mehr als ihre Kinder. Es gibt nichts auf der Welt, was diese arme Frau für ihren Mann zu thun oder aufzuopfern nicht bereit wäre; was kann sie dafür, daß zu diesem Glück etwas erforderlich ist, was weder sie, noch ein anderes menschliches Wesen durch seinen Willen erreichen kann!

— Möglich, daß Sie Recht haben, — sagte der Graf traurig mit gesenktem Haupte, — und daß es nicht in unserer Macht steht, eine Frau glücklich zu machen. Ich kann hierauf nur so viel sagen, daß ich mein Leben verfehlt habe,

denn dieses hatte keinen andern Zweck, als sie glücklich zu machen.

— Das ist Wahnsinn, glauben Sie mir, Bela, wirklicher Wahnsinn, — sagte der Pfarrer aufstehend, und wie er in Momenten großer Aufregung zu thun pflegte, mit großen Schritten auf- und abgehend. — Ich kenne keinen Menschen, den Gott mit Besitz, Verstand und Herz mehr gesegnet hätte. Ihre Gattin verdiente, daß man sie auf einen Altar erhebe, und Sie sind unzufrieden, murren und beklagen sich im Alter von neun uud zwanzig Jahren, daß Sie Ihr Leben verfehlt haben, weil Sie Ihre Gattin nicht vollkommen glücklich machen konnten. Haben Sie sich denn eingebildet ein Gott zu sein, daß Sie das jemals hofften? Wußten Sie denn nicht, daß der Mensch auf dieser Welt viele und große Dinge vollbringen kann, daß aber kein Erfolg, selbst der geringste, nicht von ihm abhängt? Und wissen Sie nicht, daß der ganze Grund Ihres Schmerzes, wie edel, wie uneigennützig er auch scheine, nichts Anderes ist als verletzte Eitelkeit? Nehmen Sie mir dieses Wort nicht übel, mein Bela, — fuhr er nach einer kleinen Pause fort, indem er vor dem Grafen stehen bleibend, die Hand vertraulich auf dessen Schulter legte — wir kennen uns schon lange, und Sie wissen, daß ich all' mein Leben lang ein gerader, aufrichtiger Mensch gewesen bin. Seit Vater Adam, welcher nach der Frucht vom Baum der Erkenntniß die Hand ausstreckte, hat beinahe jeder Mensch seine Eitelkeit, und diejenigen sind nicht die besten, welchen dieser Fehler gänzlich mangelt. — Sie wollten Ihre Gattin vollkommen glücklich machen, so glücklich, wie andere Frauen auf

dieser Welt es noch nicht gewesen sind, und jetzt fühlen Sie sich beinahe vor sich selbst erniedrigt, weil Sie sehen, daß Sie dieses Ziel nicht erreichen konnten. Aber geben Sie Acht, daß Sie Ihren thörichten Phantasien nicht Ihr ganzes Lebensglück aufopfern, und anstatt Ihre Frau zu beglücken, sich und sie grenzenlos unglücklich machen.

— Was soll ich also thun? — sprach Ormosy tief erregt.

— Nichts, mein Freund, nichts. Dulden Sie, daß Ihre Frau ihrem Herzen folge, daß sie weine, wenn sie dazu das Bedürfniß hat, daß sie sich unglücklich fühle, daß sie raurig erscheine, wenn sie sich nicht anders helfen kann; nur lieben Sie sie, wie Sie sie bisher geliebt haben, sagen Sie ihr, daß Sie sie lieben, führen Sie sie selbst auf das Gespräch, das allein sie jetzt interessirt, und Sie werden erfahren, wie schnell der größte Schmerz schwindet, wenn zwei daran theilnehmen.

— So lange wir an diesem unglücklichen Ort bleiben, und Alles, was sie ringsum sieht, sie an ihren Verlust erinnert, wird Anna's Schmerz nicht nachlassen. Dieses ewige Nachforschen, das endlich dennoch nicht zum Ziele führt, diese täglich neu auftauchenden Gerüchte, die sich später als lügenhaft herausstellen, erhalten sie in uuaufhörlicher Aufregung; und ich hoffe keine Besserung.

— Also gehen Sie auf Reisen.

— O wenn ich Anna dazu bewegen könnte.

— Haben Sie mit ihr darüber schon gesprochen?

— Wozu hätte ich das thun sollen? — ich kenne meine Frau.

— O Sie kennen sie nicht, Sie kennen sie nicht, sprach der Pfarrer ungeduldig, — ich stehe gut dafür, Sie brauchen ihr nur ein Wort zu sagen, und sie ist zu Allem bereit.

— Ich zweifle nicht daran, — sagte Ormosy zweifelnd, — aber sobald wir abgereist sein werden, wird sie der Gedanke quälen, daß wir, wenn wir zu Hause geblieben wären, unser Kind gefunden hätten, das sie noch immer nicht für todt hält. Sie wird mir eben so Schuld daran geben, daß wir dem Kinde nicht auf die Spur gekommen sind, wie sie mich jetzt innerlich für dessen Verlust beschuldigt. Anna wird mir dann eben so wenig Vorwürfe machen, wie sie es jetzt thut, aber ich weiß, was sie denkt.

— Sie sind krank, Bela, — sprach der Pfarrer traurig, — sehr krank, und das Reisen ist Ihnen nöthiger als Ihrer Gemahlin; aber ich werde mit ihr sprechen, und ich stehe gut dafür, daß sie mich nicht anklagen wird, ich sei Schuld daran, daß sie ihr Kind nicht gefunden hat.

Während der Pfarrer zu der Gräfin ging, versank Ormosy, den Kopf auf die Hand gestützt, wieder in düstere Gedanken.

VI. Kapitel.

Was der Pfarrer gesagt hatte, das geschah. Anna machte, besonders als sie hörte, daß die Reise zur Gemüthserheiterung ihres Gatten nothwendig sei, gar keine Einwendungen, und bat nur darum, noch einige Monate zu Hause bleiben zu dürfen, bis sie einer lange nicht mehr aufgetauchten Spur, auf die sie neue Hoffnungen baute, an's Ziel gefolgt sei. Die arme Frau hatte schon längst ihr Vertrauen schwinden gefühlt, und obwohl sie ihr verlorenes Kind auch jetzt noch mit dem früheren Eifer suchte, so that sie das nur im Gefühl ihrer Pflicht. — Nach so vielen eitlen Hoffnungen, nach so vielen peinlichen Täuschungen hatte sich in ihrer Seele endlich die traurige Ueberzeugung eingenistet, daß ihr Kind denn doch gestorben sei, oder wenigstens, daß sie es auf dieser Welt nicht wieder sehen werde; und anstatt des leidenschaftlichen Kummers, anstatt der aufregenden Ungewißheit, wodurch ihr Herz bisher fortwährend gequält wurde, trat ein ruhigerer Schmerz ein. So wie, wenn nach dem Sturm die Gewitterwolken sich über den ganzen Himmel verbreiten, nach dem Tosen, womit der Kampf der Elemente die Natur erfüllte, Ruhe eintritt: so erfolgten ähnliche Vorgänge in ihrem Gemüth. Sie war ruhig, aber niedergeschlagener. Sie sah, wohin sie sich immer wandte, wohl keine dunklere Wolke mehr über sich, die ihr mit Blitzen drohte, aber sie wußte, daß sie an ihrem ganzen verfinsterten Horizont keinen Sonnenstrahl

mehr erwarten könne, — und ohne Kampf ergab sie sich in ihr Schicksal, gewiß, daß es sich nicht mehr ändern würde.

Anna kannte ihren Mann zu gut, als daß ihr seine Gefühle verborgen geblieben wären; und eben weil sie ihn unglücklich sah, wußte sie, daß der Grund seines Unglücks in ihr liege. Das schmerzte sie jetzt vielleicht mehr als der eigentliche Verlust ihres Kindes.

Sie that alles Mögliche, um ihre Trauer vor ihrem Mann zu verbergen, und Ormosy that, als wüßte er nicht, daß die Heiterkeit, welche seine Gattin jetzt zuweilen zeigte, nur erzwungen sei. Doch wen wir lieben, den können wir nicht täuschen, und so hatte die Verstellung, zu welcher sie sich jetzt zwangen, keine andere Folge, als daß sich beide nur unglücklicher fühlten.

So verflossen die einigen Monate, welche Ormosy und seine Gattin in der Heimath noch zubrachten, und die Zeit, die doch Alles heilt, änderte in ihrer Beziehung nichts.

Sie brachten im Auslande mehrere Jahre zu, sie bereisten die schönsten Gegenden Europas, verweilten einige Zeit in allen großen Städten, und die verschiedenen Eindrücke, das Geräusch des gesellschaftlichen Lebens drängten endlich die Erinnerungen der Vergangenheit in den Hintergrund, und besänftigten wenigstens den Schmerz der Mutter; aber das alte Verhältniß wurde nicht wieder hergestellt. — Sie liebten sich wie sonst, ja noch mehr, denn sie sahen einander leiden, und jedes schrieb sich die Schuld am Leiden des andern zu; aber mit dem alten Glück war es vorbei, und sie fühlten, daß Niemand die Vergangenheit zurückrufen könne.

Beide fehlten; Ormosy, weil er den Kummer seiner Gattin nicht zu ertragen vermochte, und, weil er sie untröstlich sah, an ihrer Liebe zweifelte, — die Gräfin, weil sie das, was man für Bekannte, ja für Fremde thut, nemlich, daß man vor ihnen die unangenehmen Gefühle unterdrückt, und den Schmerz nicht ausbrechen läßt, für ihren Mann zu thun nicht im Stande war. Aber entsprangen diese Fehler nicht aus ihrer großen Liebe zu einander, und konnten sie sich gegeneinander beklagen: Anna, weil sie leidet, indem sie das Glück ihres Gatten wünscht und ihn leiden sieht, — Ormosy, weil seine Gattin ihn zu sehr liebt, als daß sie sich vor ihm verstellen könnte?

O wenn sie nur einmal offen miteinander sprächen, wenn Anna ihrem Manne an die Brust sinken, und ihm den Kummer, der ihr Herz belastet, so aussprechen könnte, wie sie ihm einst alle ihre Freuden mittheilte, — wenn Ormosy den Zweifel, der in seinem Herzen gegen Anna's Liebe entstand, die Qual, welche er fühlt, die Klagen, die sich in seinem Geiste zuweilen gegen die Geliebte erheben, nicht in sich verschlöße, — wenn diese einander so nahe stehenden Herzen aus der naturwidrigen Erstarrung aufthauten, wie zwei Flüsse, deren Gewässer der Winter gefesselt, in einem warmen Augenblick ineinander strömen, — wenn diese beiden edlen Seelen, die nur zu sprechen brauchen, um sich einander zu verstehen, die sich nichts zu verheimlichen haben, nur einmal vor einander ihre Schätze ausbreiteten —: wie glücklich könnten sie sein!

Ormosy ahnte das zuweilen; manchmal nahm er sich vor, der gegenseitigen Spannung ein Ende zu machen. Es gab

Augenblicke, in welchen Anna, die ihren Mann auch jetzt noch liebte, und mit ihm, den einen Gegenstand ausgenommen, über Alles sprach, vor ihm ihr ganzes Herz ausschütten, und ihm Alles sagen wollte, was seit Jahren ihre Brust beschwerte, ihre Zweifel und Klagen, ihren Kummer und ihre Verzweiflung, — sie wollte dem Geliebten an die Brust sinken, ihn um Verzeihung und Liebe bitten, damit sie, wenn auch nur einen Augenblick, wieder in dem Bewußtsein selig sei, daß kein verborgener Gedanke, kein verheimlichtes Gefühl sie von einander trenne. Das Wort schwebte schon auf ihren Lippen, aber immer gab es etwas, das Beide vom Aussprechen desselben zurückhielt: bei Ormosy der Gedanke, daß — da seine Gattin ihn nicht einmal so viel mehr kannte, daß sie selbst an seiner Liebe zu dem Kinde zweifeln konnte, — ohnedieß Alles vergebens wäre; und bei Anna die Furcht, die Gelegenheit sei vielleicht nicht günstig, weil Ormosy in dem Augenblick, in welchem sie sprechen wollte, düster schien. Ein Wort, eine Bewegung, woraus die arme Frau schloß, daß ihr Mann übellaunig oder aufgeregt sei, machte sie verstummen. Und Ormosy entsagte seinem Entschluß, und Anna verschob die Ausführung auf ein anderes Mal.

Beide fühlten, daß ihre ganze Zukunft von dem einen Augenblick abhänge, und daß sie, wenn sie ihre Zweifel nicht durch Sprechen beseitigen, sich einander noch ferner stehen werden, als bisher; und dennoch wagten sie es nicht, den Schleier wegzuheben, der sie von einander trennte. Sie bedurften nur des Vertrauens, um wieder glücklich zu sein, und sie hatten nicht genug Vertrauen.

Möge Niemand erwarten, daß ich die Geschichte der Jahre beschreibe, welche Ormosy mit seiner Gemahlin im Auslande zubrachte. Die Welt vermag nur jene Wunden zu heilen, die sie selber geschlagen hat, und die Gesellschaft besitzt keinen Zauber, die Natur keine Schönheiten, die uns vergessen machen können, daß wir einst glücklich waren. Die Zeit selbst, die jeden Kummer lindert, läßt das Glück, dessen wir uns erfreut haben, nur größer erscheinen, damit der Schmerz den uns der Verlust desselben verursacht, gleichfalls größer werde. Sie liebten sich jetzt eben so sehr, wie in ihren schönern Tagen, — aber glücklich waren sie nicht mehr; und als Ormosy nach sieben Jahren auf fremdem Boden starb, begrub seine Gattin den Geliebten mit der Ueberzeugung, daß sie denjenigen, den sie auf dieser Welt über Alles geliebt hatte, nicht zu beglücken vermochte.

Unter allen Unglücksfällen, die den Menschen betreffen können, ist der größte ohne Zweifel derjenige, wenn man sich in der Wahl, von welcher das ganze Leben abhängt, getäuscht hat, und die Bande, mit welchen man das Glück an sich zu fesseln hoffte, später als Ketten fühlt. Und solche Fälle sind nicht selten. Viele trennt die Zeit von einander, während welcher nicht nur diejenigen, die wir lieben, sondern auch unsere Wünsche und Gefühle, durch die wir an sie gefesselt waren, sich ändern; — Andere werden aus eigener Schuld unglücklich, und stoßen selber das Herz von sich, durch dessen Besitz sie glücklich sein könnten; — das ist jedenfalls ein bedauernswerthes Unglück, besonders wenn wir bedenken, daß wegen der Schuld *eines* Menschen mehrere büßen

müssen, und daß die Schuld dieses Einen oft nur darin besteht, daß er sich täuschte. — Aber was soll man erst dazu sagen, wenn zwei Menschen sich einander nicht getäuscht haben, wenn jeder gut und edel ist, wenn sie sich auch noch nach Jahren mit gleicher Liebe zugethan sind, wenn jeder sein Leben hingeben möchte, um den andern glücklich zu machen, und wenn sie durch kleine Fehler, zuweilen sogar durch gute Eigenschaften dennoch einander unglücklich machen? Und geschieht das nicht öfter als man denkt, besonders bei denjenigen, welche durch ein günstig genanntes Geschick von den Lebenssorgen befreit sind, — und die das Verhältniß, aus welchem sie in ihren Leiden Trost, in ihren Bestrebungen Kraft, in allen Lagen ihres Lebens Glück hätten schöpfen können, nicht für ihr Lebensglück, sondern für eine lästige Aufgabe halten?

Das war ihr Schicksal. Bedauern wir die Unglücklichen, und vergessen wir nicht, daß die sichere Hoffnung, die uns bei allen Leiden aufrecht erhält, die wahrhaft beglückende Liebe nemlich, nur ein Kind des Glaubens, des starken Vertrauens ist. Die Liebe kann zuweilen das Vertrauen überleben, aber dann kann man von ihr nur Qual erwarten.

Das Nahen des Todes glich jedes Mißverständniß aus, das Anna von ihrem Gatten in den letzten Jahren fern gehalten hatte.

Von dem Augenblick an, in welchem jede Hoffnung seines Aufkommens schwand, war für sie auch der Grund nicht mehr vorhanden, der sie bisher zu schweigen bewogen hatte. Diese beiden liebenden Herzen enthüllten einander wieder rückhaltlos ihre Geheimnisse, und mit dem alten Ver-

trauen kehrte das Gefühl wieder zurück, das sie einst so glücklich machte. Sie wußten, daß sie scheiden müssen, aber jeder Augenblick, der diesen traurigen Zeitpunkt näher brachte, brachte auch sie einander wieder näher; und Anna, die ihren Mann während seiner langen hoffnungslosen Krankheit nicht verließ, fühlte sich in dieser traurigen Zeit eigentlich glücklicher, als sie seit Jahren gewesen war. Wußte sie sich doch wieder geliebt; und ist die Liebe nicht im Leben einer Frau die Sonne, die ihren ganzen Umkreis bis zum letzten Moment mit Strahlen erfüllt, und sie, wenn sie auch unter den Horizont hinabsinkt, durch ihr zauberisches Dämmerlicht vergessen macht, daß die Nacht naht.

Ormosy's hatten niemals Gesellschaft gesucht. Selbst in ihren glücklicheren Tagen, als sie noch in der Heimath wohnten, war außer dem alten Pfarrer Niemand, den wir als einen vertrauten Freund der Familie bezeichnen könnten. Wer sich im Besitz eines geliebten Wesens vollkommen glücklich fühlt, wie damals Ormosy, der sehnt sich nicht nach Gesellschaft, und als ob er instinktmäßig fürchtete, daß fremde Einflüsse die Lage, in der er sich vollkommen glücklich fühlt, ändern könnten, hält er so viel wie möglich fremde Gesellschaft fern von sich. Das ist ein Irrthum. — Diejenigen, die sich einander wahrhaft lieben, werden durch den fremden Kreis, welchen die Gesellschaft um sie bildet, oft einander noch näher gebracht, und die Ueberzeugung, daß Andere sie nicht verstehen, vermehrt noch das Vertrauen, mit welchen sie ihre Gedanken austauschen; aber wer sich einmal in die Einsamkeit zurückgezogen hat, kann, selbst wenn er später seinen

Irrthum einsieht, seine Lage nicht so leicht wieder ändern. Jene hunderterlei fast unmerkliche Bande, welche wir, als wir uns dadurch belästigt fühlten, schon mit schwerer Mühe zerrissen, lassen sich dann noch schwerer wieder anknüpfen; und wer sich einmal an Zurückgezogenheit gewöhnt hat, fühlt sich sehr oft in Gesellschaft noch einsamer: — so war es auch mit Ormosy's. — Anfangs suchten sie Gesellschaft, aber da sie sich im Kreise derselben niemals recht zu Hause fühlten, ja nicht einmal die gesuchte Zerstreuung fanden, so zogen sie sich später wieder zurück, und lebten selbst an Orten, wo sie mehrere Jahre lang zubrachten, fast ausschließlich nur sich selbst.

In der italienischen Stadt, wo Ormosy starb, hatte die Familie nicht einmal Bekannte, und Anna sah sich, nachdem sie ihren Gatten zu Grabe gebracht hatte, ganz verlassen. Eine Zeit lang schlossen der Gram über ihren Verlust, und die Liebe, mit welcher sie Margarete, den einzigen Ueberrest ihres ehemaligen Glücks, umfing, jeden andern Gedanken aus; aber später begann sie ihre Verlassenheit immer mehr zu fühlen, und mit Sehnsucht blickte sie nach der Heimath, wohin die Briefe des Pfarrers Farkas sie immer dringender riefen.

Der alte Pfarrer hatte die lange Abwesenheit der gräflichen Familie niemals gebilligt. Er war überzeugt, daß nur die Erfüllung der Pflichten das beste Mittel gegen den Kummer sei, und daß derjenige, den ein großes Unglück betroffen hat, nicht in Zerstreuungen, sondern in Arbeitsamkeit Trost finden könne; und aus diesem Grunde ermahnte er den

Grafen, bei dessen Lebzeiten einmal nach dem andern, er möge seinem Exil ein Ende machen. Das Wanderleben, das die Familie durch Jahre führte, kann nach seiner Ueberzeugung auf das Kind nur von schädlicher Wirkung sein. Nachdem der Graf gestorben war, wurden seine Briefe nur noch dringender. Zur vollkommenen Entwickelung des Kindes war, wie er meinte, vor Allem nothwendig, daß es so zu sagen Wurzel fasse; und ist das möglich, wenn es gerade im frühesten Lebensalter unaufhörlich den Wohnort ändert, und aus jedem Kreis gerissen wird, ehe es darin noch heimisch werden konnte? Und der Pfarrer, der sich seit Ormosy's Tode als den natürlichen Vormund der Witwe und des Kindes betrachtete, wiederholte seine Rathschläge so oft und in so unwiderleglicher Weise, daß Anna sich endlich zur Rückkehr entschloß.

VII. Kapitel.

Mathias Farkas, welchen wir zuletzt als Ormoslaker Pfarrer gesehen haben, hat seitdem seinen Wohnort gleichfalls gewechselt.

Nachdem Ormosy seine oberungarischen Güter — wohin er nach den Ereignissen nicht mehr zurückkehren wollte, — noch vor seiner Abreise in's Ausland in Pacht gegeben, und den Entschluß ausgesprochen hatte, daß er sich nach seiner Rückkehr auf seinem im Donaudistrikt liegenden

Gut niederlassen werde: bemühte sich der alte Pfarrer mit seiner gewohnten Energie so lange, bis er endlich mit dem dortigen Seelsorger tauschen konnte; und die Hälfte seines früheren Einkommens aufopfernd, erkaufte er sich dadurch die Hoffnung, daß er seine letzten Tage im Kreise derjenigen werde verleben können, die er über Alles liebte.

Hier finden wir ihn nach beinahe acht Jahren wieder. Die Zeit hat an seinem Aeußern wenig geändert. Sein Haar ist vielleicht etwas grauer und sein Gesicht wenn möglich noch brauner geworden, als früher; aber es ist noch dieselbe hohe Gestalt, dieselbe steif soldatische Haltung, an die er sich als Feldpater gewöhnt hatte, als ob er nicht blos in seinem sittlichen Verhalten, sondern auch durch die äußere Haltung dem ganzen Grenadier-Bataillon mit gutem Beispiel vorangehen müßte. — Seine Kutte ist jetzt nicht länger, als sie es früher gewesen, aber sie ist noch eben so rein, und wer ihn früher gekannt hat, findet ihn nur in so weit geändert, daß er noch strenger geworden ist, was ihn jedoch nicht hinderte, seinen Gläubigen in seiner gegenwärtigen Lage noch eben so viel Gutes zu thun, wie früher, nur daß er sie, da seine Laune getrübt war, jetzt noch barscher anfuhr, als damals.

Von dem Augenblick angefangen, in welchem die Gräfin ihn in Kenntniß setzte, daß sie im kommenden Frühling mit ihrem Kinde zurückkommen werde, milderte sich seine Strenge zum gewohnten Maß. Es schien, als ob alle Furchen, welche die letzten Jahre über sein Gesicht gezogen hatten, auf diese Nachricht sich plötzlich glätteten, und in seinen Zügen hat man

vielleicht nie so viel Wonne ausgedrückt gesehen, wie in diesen Tagen. Hatte er sich doch niemals zufriedener gefühlt, als jetzt.

Seine Befriedigung war ohne Zweifel zum großen Theil eine Folge der Liebe, mit welcher er der Gräfin und dem Kinde zugethan war. Er gehörte zu jenen Menschen, die sich nicht so leicht Jemanden anschließen, die aber, wenn sie einmal einen Gegenstand ihrer Anhänglichkeit gefunden haben, ihr Herz nicht stückweise, sondern ganz hingeben, und deren Liebe denjenigen, welche Gegenstand derselben sind, eben ihrer Größe wegen sehr lästig werden kann, aber immer sicher ist. — Seitdem er seinen Obersten auf seinen Schultern vom Schlachtfeld fortgetragen und ihn während der langen Krankheit gepflegt hatte, gehörte Mathias Farkas den Ormosy's mit Leib und Seele an. Er übertrug seine Liebe vom Vater auf den Sohn, und wenn er es erlebte, so würde sie sich noch auf die Sprößlinge der Enkel erstrecken. Unter den erbeigenen Gütern der Familie war keines sicherer, als diese Freundschaft; selbst, wenn sie es wollte, so könnte sie sie nicht verlieren, — ein Abkömmling des Grafen Ormosy könnte sich keines Vergehens schuldig machen, zu dessen Entschuldigung der sonst so strenge Pfarrer nicht zehn Gründe finden würde. Seine Liebe, mit der er dem ganzen Hause anhängt, ist ihm, obwohl er dieß nicht um die Welt eingestehen möchte, schon seit Jahren nothwendiger, als den Ormosy's selbst. Der Gedanke, daß die Familie, in deren Kreis er die besten Tage seines Lebens verlebt hat, wieder zurückkehre, und daß die kleine Margarete, die er so oft auf seinen Knieen geschaukelt hat,

bald seine Schülerin sein werde, erfüllte sein Herz mit unendlicher Freude, aber das war, wie schon angedeutet worden, nur die eine Ursache seiner Befriedigung, die andere können wir in den Vorbereitungen suchen welche wegen der Rückkehr der Gräfin gemacht werden mußten.

Unermüdliche Thätigkeit war ein Charakterzug des alten Pfarrers. — Nach seiner Ansicht haben diejenigen sehr gefehlt, die in dem Gebot, mit welchem Gott den ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben hat: er solle sein tägliches Brot im Schweiße seines Angesichts erwerben, einen Fluch sehen, — es sei das, meinte er, gerade eine Wohlthat des Allmächtigen. — Jede Befriedigung ist nur ein Resultat unserer Arbeitsamkeit, und der Glücklichste ist derjenige, welcher auf der Welt am meisten zu thun hat. Die Thätigkeit, welche Mathias Farkas diesen Grundsätzen gemäß im Leben entwickelte, oder besser gesagt, die ihn zu diesen Grundsätzen leitete, wurde zuweilen übertrieben. Manchmal traf es sich, daß er aus Mangel an anderer Arbeit, während er sein Zimmer in Ordnung brachte, irgend eine Schrift an einen versteckten Ort legte, so daß er sie dann Tage lang nicht finden konnte, oder daß er sich in Angelegenheiten mischte, durch welche er sich nur Beschwerlichkeiten zuzog. Er nahm sich auch oft vor, sich von nun an niemals mehr für Andere zu bemühen, er habe ohnedies keinen Dank davon, er könne in seinen alten Tagen ebenfalls ausruhen, wie Andere; aber wenn er einmal für sich schon nichts zu thun hatte, die Schulkinder an diesem Tage schon zweimal examinirt waren, wenn er in der Kirche nichts fand, was zu reinigen wäre, wenn er in sei-

nem kleinen Garten und in seiner Wirthschaft alles Nöthige gethan hatte, und des schlechten Wetters wegen nicht einmal auf die Jagd gehen konnte: so zerbrach er sich so lange den Kopf, ging im Zimmer so lange ungeduldig auf und ab, bis ihm endlich einfiel, daß der Pfarrer des Nachbardorfes voriges Jahr um diese Zeit an der Gicht gelitten habe, und daß es gut wäre, nachzuschauen, ob er nicht etwas brauche. Und sobald er dieses oder ein ähnliches Geschäft gefunden hatte, verschwand seine üble Laune.

Ormosy hätte seinem alten Freunde gewiß keinen größeren Gefallen erweisen können, als daß er ihm bei seiner Abreise alle seine Geschäfte anvertraute. Während der Abwesenheit der gräflichen Familie war das eigentlich sein Trost. Mathias Farkas konnte dadurch seine Thätigkeit zum Besten derjenigen entwickeln, die er so sehr liebte, und da auf den Gütern des Grafen ohne Hinzuthun der Wirthschaftsbeamten unter seiner Verwaltung Alles in einen besseren Zustand kam, so fühlte er sich dadurch, so weit dies ohne Ormosy's möglich war, glücklich, aber nur so lange, als das Ordnen der Angelegenheiten eine dringende Arbeit war. Sobald jedoch Alles in Ordnung war, nahm auch seine gute Laune wieder ab, und nur seitdem er die Gräfin erwartete, und sie ihm auf mehrmalige Bitten den Tag bestimmte, an welchem sie eintreffen werde, fühlte er sich wieder ganz in seinem Element.

Vérthalom, — so hieß das Dorf, wohin sich Farkas aus der Ormoslaker Pfarre hatte versetzen lassen, und wo die Gräfin von nun an wohnen wollte, — war von seiner Grundherrschaft seit mehr als zwanzig Jahren verlassen. Die Mut

ter der Gräfin Ormosy zog nach dem Ableben ihres Gemahls, von welchem das Gut auf sie und später auf die Tochter kam, in die Stadt, und Ormosy hatte sein eigenes Gut, dessen Verschönerung stets seine Liebesbeschäftigung war, so sehr geliebt, daß er das Gut seiner Gattin nur zuweilen, insofern die Beaufsichtigung der Wirthschaft es erforderte, besuchte. Die Gräfin selber war seit ihrer Hochzeit nur einmal, und das nur einen Tag in diesem Ort gewesen, in welchem sie ihre Kindheit verlebt hatte. Für das Kastell sorgten nur die Zeit und der Verwalter, leider wie dies unter solchen Umständen meistens der Fall ist, in einer Weise, daß die Zeit an dem Gebäude immer etwas mehr zerstörte, als der Verwalter ausgebessert hatte, so daß das Ganze allmälig in einen fast unwohnbaren Zustand gerieth.

Seitdem Mathias Farkas sich in der Vérthalmer Pfarre niedergelassen hatte, verbesserte sich auch der Zustand des Kastells. Wenn der Wind ein Fenster zerbrach oder die Jalousien aufriß, so wartete Farkas nicht, wie es bisher geschehen war, so lange, bis jene vom Herbstwind Monate lang aufgerissen und zugeschlagen aus den Angeln gehoben wurden. Die Fensterläden der Prunksäle waren jetzt geschlossen, im Frühling ließ er die Verputzung ausbessern, und monatlich einmal ging er mit gewissenhafter Pünktlichkeit durch alle Zimmer, und ließ jeden Winkel fegen und die Möbel abstauben. — Als Farkas nach Vérthalom kam, war vieles nicht mehr im alten Zustand; der Graf, dessen Lieblingsbeschäftigung es gewesen war, das Haus und den Garten zu ordnen, hatte sich jeder größern Ausbesserung widersetzt, und die Anordnung des

Ganzen bis zu seiner Rückkehr verschoben; so wurde der Verfall, dem das Ganze entgegen ging, durch die Mühe des sorgsamen Aufsehers zwar aufgehalten, aber die Spuren des Verfalls konnte er nicht verschwinden machen, und der Pfarrer konnte an dem Kastell niemals vorübergehen, ohne daß er geseufzt und gedacht hätte, wie prächtig er das Ganze herstellen könnte, wenn der Graf es ihm anvertraute. Ein Anderer könnte sich, wenn die Gräfin ihm das Gut schenkte, nicht mehr freuen, als er jetzt, da sein alter Wunsch in Erfüllung ging.

Er konnte nun frei ausbessern, arbeiten, anordnen, und diese Freiheit im vollen Maß genießend, ging er mit solchem Feuer an die Arbeit, als ob er die Gräfin nicht erst im kommenden Frühling, sondern schon in der kommenden Woche erwartete. Auf dem Dache war keine zerbrochene Schindel, an den Wänden nicht der kleinste Riß, der seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre. In den seit Jahren verlassenen Sälen lärmte eine ganze Schaar von Arbeitern. Taglöhner reinigten die in den langen Alleen befindlichen Wege vom Gras, während er selbst vom Hause in den Garten, vom Garten in den Stall und von hier wieder in's Haus gehend, mit mächtiger Stimme Befehle ertheilte, Anweisungen gab, die Leute anfuhr oder ermunterte, und zuweilen selbst an der Arbeit theilnahm, die trotz seinem Drängen seiner Ansicht nach allzu langsam von Statten ging. Wenn die üble Laune, die er durch sein Drängen hervorbrachte, nicht vom Wein, den er allabendlich unter den Arbeitern austheilen ließ, besänftigt worden wäre, so würde unter den Handwerkern wahrscheinlich eine offene Em-

pörung ausgebrochen sein; so aber verwunderte sich Jeder nur über das schnelle Fortschreiten der Arbeit, und konnte selber kaum begreifen, wie er in so kurzer Zeit soviel zu Stande habe bringen können.

Noch vor dem Winter war die dringendste Arbeit beendet worden. Das Haus stand äußerlich fertig da. Den Winter hindurch wurden die einzelnen Gemächer in Ordnung gebracht, und am Anfang des Frühlings, wenigstens einen Monat vor der erwarteten Ankunft der Gräfin, war Alles in einem Zustand, daß selbst der Pfarrer kaum mehr etwas fand, was herzustellen oder zu verbessern wäre. Selbst unter jenen Statuen, die dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts gemäß den Garten schmückten, und welche aus dem hohen Grase, zwischen welchem sie Jahre lang herumlagen, wieder auf ihre Postamente gestellt wurden, war keine einzige zu finden, der ein Ohr oder die Nase fehlte. Farkas hatte diese Real-Invaliden, welche von der Zeit so hart mitgenommen wurden, wieder eingereiht, und damit man ihre schweren Wunden nicht sehe, die ganze Schaar grün anstreichen lassen. Eben so verfuhr er auch im Innern des Hauses.

Mit Ausnahme jener Gemächer, die er zum Schlaf- und Schreibzimmer der Gräfin erwählte, und in welchen die von Ormoslak hergebrachten Möbel in derselben Ordnung aufgestellt wurden, in welchen sie dort gestanden hatten, wurden zwar alle übrigen gereinigt und neu bemalt, jedoch verblieben sie übrigens in ihrem früheren Zustande, und nur die Vérthalmer Familienbilder wurden näher aneinander aufgehängt,

um wie es sich für höfliche Hausherren ziemt, im großen Saal den hieher übersiedelten Ormosy's Platz zu machen.

Daß dieses Haus selbst nach seiner gründlichen Restauration den Anforderungen nicht entsprach, nach welchen unser an Comfort gewohntes Jahrhundert eine Wohnung beurtheilt, das leidet keinen Zweifel. Die Möbel, die ausgebessert und polirt, an ihre alten Standorte gebracht wurden, waren vor mehr als dreißig Jahren verfertigt, und seitdem hat sich in Bezug auf Möbel die öffentliche Meinung wenigstens so sehr geändert, wie jene Ansichten, nach welchen sie den Menschen beurtheilt. Sei ein Möbel krumm oder grad, aus dem edelsten oder wohlfeilstent Stoff verfertigt; nur bequem soll es sein und sich leicht von einem Ort auf den andern schieben lassen, — die Welt verlangt von Stühlen und Menschen heutzutage nichts Anderes; aber der alte Pfarrer war mit seiner Zeit nicht fortgeschritten, und eben das, was Andere gegen die Einrichtung des Hauses eingewendet hätten, gefiel ihm am meisten.

Nach seiner Ansicht verliert ein altes Haus durch neue Möbel, so wie ein Mensch, der über ein gewisses Alter hinaus noch jede Mode mitmachen will, seinen Werth. Die Neuerungsbestrebungen zerstören nur jene Harmonie, welche die erste Bedingung eines jeden angenehmen Eindrucks ist, und er hatte gegen die zur Mode gewordene Anordnung, oder vielmehr verwirrte Aufstellung der Möbel noch andere Einwendungen. Er suchte hierin einen Grund jener allgemeinen Verwirrung, die unser Zeitalter charakterisirt, und die er so haßte. Wenn man die Stühle und Ruhebetten wirre untereinan-

der aufstellt, so ist es natürlich, daß Niemand den ihm gebührenden Platz findet, und derjenige, dem der erste, so wie jener, dem der letzte gebührte, bestreben sich gleicherweise nur den bequemsten zu erlangen. Es ist wahr, der ältere Brauch war gezwungener, aber ohne einigem Zwang besteht nichts auf der Welt, und es ist noch eine große Frage, ob unter allen Anordnungen die Ordnung nicht die bequemste sei. — Kurz, so oft Mathias Farkas durch die Säle ging, in deren jedem die Mitte der Wand von dem Sopha eingenommen wurde, vor welchem ein langer Tisch, und an dessen beiden Seiten die Fauteuils und die lange Reihe gewöhnlicher Stühle standen, — fühlte er ein inneres Behagen, und nachdem die Livreen der von ihm größtentheils auf Grund der Militär-Abschiedszeugnisse aufgenommenen Diener fertig, und die für die Gräfin angekauften Siebenbürger Pferde an den von Ormoslak gebrachten Wagen eingeschult waren, und Alles sich in vollständiger Ordnung befand: dachte er mit pochendem Herzen an den Augenblick, in welchem er die Gräfin in das Schloß ihrer Ahnen führen, und ihr Alles, was für sie gemacht worden, zeigen werde könne.

Endlich kam der lang erwartete Augenblick heran. Die Kutsche blieb mitten unter dem Freudengeschrei der in Reihen aufgestellten Schuljugend und der im Hofe wartenden Unterthanen vor dem Thore des Kastells stehen. Der Dorfnotär sagte sein blumenreiches Sprüchlein her, mit welchem er die Gräfin, so bald sie aus der Kutsche stieg, begrüßte; und Mathias Farkas wetzte schon seine Kehle, um als Ortspfarrer dasselbe zu thun, als er das bleiche, thränenfeuchte Ge-

sicht der Gräfin erblickend, anstatt der ganzen Rede, auf welche er sich vorbereitet hatte, mit zitternder Stimme nichts weiter zu sagen vermochte, als: Seien Ew. Gnaden willkommen!

Die Gräfin weinte so bitterlich, und die kleine Margarete lächelte so schön, diese glich ihrem Vater, wie ihn Farkas als zehnjährigen Knaben gekannt hatte, so sehr, jene hatte sich, seit er sie nicht gesehen, so stark verändert: daß wenn man von dem Vérthalmer Pfarrer bei solcher Gelegenheit eine lange Rede erwartete, nicht Farkas zum Pfarrer hätte ernennen dürfen.

Der alte Herr kämpfte eine Weile gegen seine Rührung, — bis er endlich einsah, daß er sie nicht besiegen könne, und er, da die kleine Margarete, die eine seiner zitternden Hände und die Gräfin die andere zwischen ihren zitternden Fingern hielt, sich nicht einmal die Thränen abwischen konnte; er wandte sich daher um, und führte die Gräfin und das schöne Kind in ihr Zimmer.

Er ging eilend, ohne ein Wort zu sprechen, über die mit Blumen geschmückte Treppe durch die Säle, die er ihr gleich bei ihrer Ankunft zeigen wollte, um sich an ihrem Erstaunen über die schöne Anordnung zu weiden; aber ach, die großen Spiegel und die vergoldeten Oefen interessirten jetzt außer Margarete Niemanden.

— Gott sei Dank! — sprach Farkas, als die Gräfin in ihr Zimmer gelangte, und vor dem über dem Schreibtisch aufgehängten Bildniß ihres Gatten stehen blieb — Gott sei Dank, daß Ew. Gnaden nur wieder unter uns sind.

— Ach, aber er! — seufzte die Gräfin, von ihrem

Schmerz hingerissen, als sie sich vor dem Bilde, das ihr Gemahl ihr als Bräutigam geschenkt hatte, an das Glück vergangener Zeiten erinnerte.

Farkas war zu sehr gerührt, um im ersten Augenblick sprechen zu können. — Er ist auch unter uns, sagte er endlich, sich Zwang anthuend. Suchen Sie ihn nicht in dem Bilde; schauen Sie hieher, sind das nicht seine Züge? Und hiermit drängte der Pfarrer Margarete in die Arme der Gräfin.

Nachdem die Mutter ihr Kind an die Brust gedrückt hatte, schluchzte sie noch, aber in ihren Thränen war keine Bitterkeit mehr. Seit dem Tode ihres Mannes hatte sie sich nie so getröstet gefühlt, wie jetzt.

Wer hätte geglaubt, daß Mathias Farkas, den Niemand für einen großen Redner hielt, mit wenigen Worten ein solches Wunder bewirken werde?

VIII. Kapitel.

Das Herz ist viel schwächer und viel stärker, als man gewöhnlich denkt. Wie sehr es auch an seinen Gefühlen festhält, wie zuversichtlich es auch glaubt, daß einzelne seiner Eindrücke niemals an Tiefe verlieren werden: so glättet die Zeit doch allmälig die Spuren, welche von den glücklichsten und qualvollsten Momenten des Lebens zurückgelassen wurden, und das Herz, das schon geglaubt hat, daß es alle seine Hoffnungen und Freuden überlebt habe, erlebt immer noch

neue Hoffnungen und andere Freuden. So wie der Baum, welchen der Herbst seines Laubes beraubt hat, sich im Frühling in neues Grün kleidet, — so wie das Meer nach dem Sturm sich glättet und den Himmel wieder abspiegelt, und der Himmel, wenn die finstern Wolken sich verzogen haben, an seinem blauen Gewölbe wieder die leuchtenden Strahlen der Sonne, das glänzende Heer der Sterne trägt: so gewinnt unser Herz in der Ruhe und den warmen Berührungen der Liebe selbst nach den schwersten Schlägen endlich immer — nicht das zurück, was es verloren hat, aber anstatt dessen gewiß noch mehr Glück, als es im ersten Augenblick seines Verlustes hoffen konnte. Wenn es auf dieser Erde ke inbeständiges Glück gibt, so gibt es hier wenigstens auch kein untröstliches Leid, und es hat vielleicht noch nie ein so starker oder unglücklicher Mensch gelebt, der den Gram, welchen er für unheilbar gehalten, in seiner ganzen Bitterkeit bis zum Grabe im Herzen getragen hat.

So war es auch bei Anna der Fall. Der Schmerz, welchen sie über den Tod ihres Gatten fühlte, war zu tief, um so leicht beschwichtigt werden zu können. Ihr Kummer hatte sich sogar in der ersten Zeit nach ihrer Rückkehr in's Vaterland vermehrt. Ihre früheren Möbel, die sie in ihrem Zimmer fand, einzelne alte Diener, welche Farkas von Ormoslak hatte herkommen lassen, der alte Pfarrer selbst erneuten, zugleich mit der Erinnerung an ihre früheren, schönen Tage, ihren Schmerz. Allein eben dadurch begann dieser Schmerz sich zu mildern.

Nach der Ansicht des Pfarrers soll man die Erin-

nerung an große Leiden niemals vermeiden. Je seltener man sich damit beschäftigt, desto stärker wirkt die Erinnerung auf uns. Das beste, ja das einzige Heilmittel in solcher Lage ist die Gewohnheit. Je öfter wir in die Tiefe unseres Herzens greifen, wo die aufgehäuften Schätze unserer Schmerzen verborgen liegen, je öfter wir daraus schöpfen, je mehr wir davon mittheilen, um so geringer wird die Last; und Niemand glaubt es, wie viele große Schmerzen schon vergangen sind, auf dieselbe Weise, in welcher Viele ihr Vermögen verlieren, nämlich in lauter kleinen Ausgaben. Man staunt oft selber darüber, daß man sich das, was einem alle Weisen der Welt nicht ausreden konnten, selber ausgeredet habe. Und Farkas, welcher dieser Ansicht zufolge, wenn die Gräfin von ihrem Manne sprach, das Gespräch nicht nur nicht vermied, sondern es oft auch selber anfing, hatte auch hierin Recht. Jeder Tag, welchen die Gräfin in dem Kreise verbrachte, in welchem Alles sie an ihren Verlust erinnerte, milderte ihren Schmerz. Ihre Erinnerungen verloren an Bitterkeit, und ohne selbst zu wissen warum, fühlte sie sich allmälig getröstet.

Von großem Einfluß hierauf waren die zahlreichen kleinen Beschäftigungen, zu welchen sie sich, seit sie wieder einem ordentlichen Hauswesen vorstand, verpflichtet fühlte. So wie die Last, welche man auf den Boden des Schiffes ladet, oft nur aus Kieselsteinen besteht, und immer werthlos erscheint, aber darum dennoch unentbehrlich ist, wenn wir wollen, daß das Schiff sein Gleichgewicht behalte, so verhalten sich auch jene Kleinlichkeiten unseres Daseins, gegen die wir uns so oft beklagen. Mögen wir über die kurze Dauer unseres Le-

bens was immer sagen, so besteht dieses kurze Leben dennoch aus ungeheuer vielen Stunden und Augenblicken, und jeder einzelne davon kann peinlich werden, wenn wir ihn nicht mit einer Freude oder einer Beschäftigung auszufüllen verstehen. — Das große Ziel, das unserem ganzen Leben die Richtung gibt, kann unser hier angedeutetes Bedürfniß eben so wenig befriedigen, wie die Laterne des Leuchtthurms, obwohl sie dem Schiffer die Richtung anzeigt, die Finsterniß nicht beseitigen kann, die ihn umgibt. Und wenn wir in den Reihen der Mittelklassen verhältnißmäßig mehr glückliche Menschen finden, und wenn die Frauen selbst den größten Schmerz meistens besser ertragen, als die Männer: so ist der Grund hiervon gerade in den zahlreichen kleinen Aufgaben und Beschäftigungen zu suchen, die jeden Augenblick ihres Lebens ausfüllen, und sie glücklicher, meistens auch besser machen. — Ist doch nicht der brausende Wasserfall, noch der weithin sich erstreckende Sumpf, sondern der Bach, der in schmalem Bett fortrieselt, am reinsten; und so ist es auch mit unserem Leben.

Anna gewann allmälig die sanfte Heiterkeit ihrer jüngeren Jahre zurück, und ihre alten Bekannten, die sie zu Vérthalom besuchten, nahmen an ihr kaum eine Aenderung wahr. Es schien, als ob sich nur der Schauplatz ihres Lebens geändert, und die Ereignisse der verlebten Jahre auf ihre Stimmung eben so wenig eingewirkt hätten, wie die Undankbarkeit, die sie von den Ormoslakern erfahren, ihr Herz gegen die Leiden des Volks nicht unempfindlich gemacht hat. — Doch obschon sie wieder heiter schien, und obwohl in dem sanften Ausdruck ihres Gesichts die Spuren ihrer überstandenen Lei-

den nur selten wahrzunehmen waren, so hatten all' die Ereignisse auf ihren Charakter, und hierdurch auf ihre ganze Zukunft doch einen viel größeren Eindruck ausgeübt, als sie selbst ahnte.

Wie hätte es auch anders sein können. — Als sie aus der Obhut der Mutter in die Arme desjenigen kam, den sie liebte, sah sie sich nur von allen Gemächlichkeiten des Lebens, von Huldigung und Ehrfurcht umgeben; die Verhältnisse, in welchen sie somit lebte, konnten nur die sanften und liebenswürdigen Eigenschaften ihrer Seele entwickeln, aber nicht jene Festigkeit, durch deren Mangel eine Frau zuweilen liebenswürdiger ist, aber immer nur zu ihrem eigenen Schaden. Erwartete doch Niemand von ihr etwas Anderes, als daß sie liebe und sich glücklich fühle. Warum hätte sie also gegen ihre natürliche Schwäche ankämpfen sollen, wie hätte sie nur zum Bewußtsein derselben kommen können, da sie sich in den seltenen Augenblicken, wo von ihr ein Entschluß erwartet wurde, oder sie eine Sorge drückte, stets an ihren Gatten wenden konnte, dem nichts, was sie interessirte, zu kl in oder gleichgiltig erschien, mit dem sie ihre winzigsten Sorgen theilen konnte, durch dessen Rath und Trost sie sich immer beruhigt fühlte.

Wie jede Frau, die den Mann mit dem Optimismus des Herzens für das beste und weiseste Geschöpf hält, ohne Zweifel und ohne Wanken auf dem Wege fortschreitet, den er ihr vorgezeichtet hat, so fühlte sich Anna in den ersten Jahren ihrer Ehe unaussprechlich glücklich. Allein eben dieses außerordentliche Glück war der Grund gewesen, daß der

Schlag, der sie betroffen, auch mit um so größerer Macht auf sie einwirkte.

Wenn sie durch kleinere Uebel leiden gelernt hätte, wenn sie selbstständiger und nicht gewöhnt gewesen wäre, ihre kleinsten Sorgen mit ihrem Mann zu theilen, und das Echo eines jeden ihrer Gefühle in ihm zu suchen: so hätte sie das schreckliche Unglück vielleicht leichter ertragen, unter welchem sie, eben weil es sie unvorbereitet traf, zusammensank.

Bisher hatte sie nur die sonnige Seite des Lebens gekannt, allein eben deshalb verlor sie gleich beim ersten Unglück alles Vertrauen zum Leben; und als sie sich in ihrem unermeßlichen Jammer, wie sonst bei kleineren Leiden, an ihren Mann wandte: da erfuhr sie, daß sie eben jetzt, wo sie dessen am meisten bedurfte, bei ihm keinen Trost finde, ja daß er sie im ersten Moment, wo sie seiner Stütze am meisten bedarf, nicht einmal recht verstehe. Sie, die früher mit ihrem Manne in Allem einverstanden war, und ohne seinen Rath und seine Billigung nicht das Geringste ausführte, fühlte sich jetzt auf einmal verlassen, und genöthigt, das, was allein ihr am Herzen lag, was sie kaum zu ertragen vermochte, vor ihrem Manne zu verheimlichen; und da die Hälfte der Eigenschaften, die zusammen unsern Charakter ausmachen, die Resultate der von unserer Lage uns aufgenöthigten Gewohnheit sind: so ist es natürlich, daß das Unglück, welches sie betroffen und der Zwang, mit welchem sie ihre Schmerzen und Hoffnungen Jahre hindurch vor ihrem Manne verheimlicht hatte, auf ihre ganze Zukunft einen entscheidenden Einfluß ausübten.

Anna hatte nach dem unerwarteten Schlag ihre Ruhe niemals wieder zurückgewonnen. Wo ein anderer sich ganz sicher gefühlt hätte, da sah sie Gefahren. Ihre lebendige Einbildungskraft erfand alle möglichen Schrecken, und spiegelte ihr dieselben als wahrscheinlich, ja als gewiß vor. In den glücklichsten Momenten wurde ihre Seele plötzlich von traurigen Ahnungen erfüllt. Bei der heitern Stimme ihres einzigen Kindes fiel ihr ein, wie leicht sie es verlieren könne, — ja manchmal genügte ihre freudige Stimmung allein, in ihr Angst zu erwecken. Es war ihr, als ob das Schicksal, das sie schon einmal so hart betroffen, für sie noch mehrere ähnliche Schläge aufbewahre, — als ob ihre Freude nothwendiger Weise die Vorläuferin eines größeren Leidens sei.

Die Gräfin Ormosy sah der Zukunft immer mit Besorgniß entgegen, und erwartete ein ungewisses, aber um so schrecklicheres Leid; diese trübe Neigung wurde um so peinlicher, weil sie ihre Besorgnisse vor Andern stets verheimlichte, und diese Verheimlichung, — deren sie sich nur befliß, weil sie sich nicht entschließen konnte etwas auszusprechen, was Andern selbst nur einen Augenblick schmerzlich und unangenehm sein konnte, — wirkte auf ihr ganzes Benehmen zurück, in welchem sich oft ein gewisser Zwang bemerkbar machte.

Wie sehr sie auch an ihren Lieben hing, so gab es doch einen gewissen Kreis, welchem sich zu nähern sie Niemanden erlaubte. Woran sie sich ihrem Mann gegenüber Jahre lang gewöhnt hatte, das that sie auch später allen Jenen gegenüber, die sie liebte. Was ihr am meisten am Herzen lag, was gerade in diesem Augenblick sie quälte, weshalb sie des

Trostes und der Theilnahme am meisten bedurfte, das verschloß sie in sich. — Der Gedanke, daß Andere ihren Kummer nicht verstehen, oder daß sie ihre Lieben dadurch betrüben könnte, bewog sie zu schweigen.

Diese Eigenheiten ihres Charakters übten auf ihr ganzes Leben einen großen Einfluß aus. Unter allen unsern Fehlern ist die Schwachheit der qualvollste, denn er ist der einzige in Betreff dessen wir uns nicht täuschen können; und die Gräfin, die im fortwährenden Kampf gegen ihre Schwäche fühlte, daß sie außer Stande sei, dieselbe zu besiegen, verlebte unter diesen innern Kämpfen viele peinvolle Stunden. Noch größer indeß war die Wirkung, welche diese Eigenheiten ihres Charakters auf die kleine Margarete ausübten.

Das liebe Kind, welches wir zuerst im Ormoslaker Garten gesehen haben, kehrte in ihr Vaterland als zehnjähriges Mädchen zurück, und rechtfertigte vollkommen die Erwartungen derjenigen, die schon damals ihre Schönheit prophezeit hatten. Ihre schlanke, für ihr Alter hohe Gestalt, die regelmäßigen Züge, das dunkelbraune Haar, unter welchem ihr weißer Teint und das Himmelblau der Augen noch lebhafter hervortraten, das rosige, runde Gesichtchen, in welchem so viel gute Laune und kindlicher Uebermuth, dabei aber auch so viel Liebe und Anhänglichkeit ausgedrückt waren, wenn sie, weil sie die Mutter traurig sah, ihre Spiele unterbrach und sich zu ihr hinsetzte, ihre Lebhaftigkeit und dabei die kindliche Anmuth, die ihre Bewegungen charakterisirte, und ohne welche die weibliche Schönheit wie der Gedanke, dessen Ausdruck der kunstgemäßen Form ermangelt, niemals

eine vollkommene Wirkung ausübt, das Alles machte dieses Kind zu einem solchen, auf das jede Mutter mit Stolz blicken könnte.

Die Mehrheit der Menschen (mögen mir die Leser es vergeben, wenn ich anstatt vorwärts zu kommen, meine Erzählung durch Reflexionen unterbreche; das war mein Fehler auf dem Felde des praktischen Lebens, und wird wahrscheinlich mein Fehler bleiben, so lange ich auf der Schriftstellerlaufbahn wirken werde), die Mehrheit der Menschen pflegt, um die geistigen Fähigkeiten der Kinder zu beurtheilen, denselben Maßstab anzulegen, nach welchem man erwachsene Menschen beurtheilt. Je näher das Kind in Kenntnissen, Urtheil und Betragen denjenigen steht, welche das mannbare Alter bereits erreicht haben, für um so ausgezeichneter hält man es, mit um so größerer Hoffnung blickt man auf dasselbe hin. Ich kenne kaum eine verkehrtere Ansicht. Es ist wohl wahr, daß unser ganzes Leben nur eine lange Entwickelung ist, und daß die hervorragendsten Eigenschaften des Mannes mit den Neigungen des Kindes zusammenhängen, allein dieser Zusammenhang ist eben ein solcher, wie er zwischen Blüthe und Frucht besteht. Gewisse Früchte können wir nur von gewissen Blüthen erwarten, aber man kann sie nicht miteinander vergleichen; ja unsere schönsten Eigenschaften erscheinen am Kinde in einer Gestalt, daß wir sie an ihm eher für schlechte als für gute Eigenschaften halten. Der mächtigste Verstand erscheint am Kinde nur als reiche Einbildungskraft; die Festigkeit und Ausdauer, welche den Mann einst zur Erreichung der größten Zwecke befähigen werden, entwickeln sich aus dem Eigensinn,

die Thatkraft aus Uebermuth, die Tapferkeit aus Leichtsinn; und gerade jene Neigungen und Fähigkeiten, deren Gesammtsumme unsere Gestaltungsfähigkeit ausmacht, zeigt sich bei dem Kinde nur in der Neigung, Alles, was ihm in die Hände geräth, zu zerstören. — Und kann es wohl eine größere Verkehrtheit geben, als welche jene zeigen, die — als ob es die Hauptaufgabe der Erziehung wäre, zu bewirken, daß das Kind im Hause so wenig Ungelegenheiten a's möglich mache — die laute Lebhaftigkeit, in welcher sich nur die überschäumende Lebenskraft des Kindes äußert, unterdrücken, die Schwingen der reichen Phantasie lähmen wollen, und sich fortwährend bemühen, daß ihr Zögling ruhig und gemessen, verständig und überlegend sei, um endlich, nachdem er in seinem zehnten Jahre das besterzogene Kind genannt wurde, ein mittelmäßiger und um so unbedeutenderer Mensch zu werden! Wahrlich, wir sind ungerecht, wenn wir von den Chinesen, welche die Füße ihrer Kinder zwischen Bretter einzwängen und künstlich verkrüppeln, mit so verächtlichem Bedauern sprechen. — Wir verfahren bei der geistigen und moralischen Erziehung nach ähnlichen Grundsätzen, und erzielen dabei ähnliche Resultate, insofern wir es mit all' unserer Sorgfalt und Künstelei nur dahin bringen, daß wir Krüppel erziehen. Denn aus dem verkünstelten Geschöpf, dem wir in seiner Kindheit nicht erlaubten, daß es wirklich Kind sei, und das schon, um der Klugheit und Lebensweisheit zu genügen, gleich damals, als es ins Leben trat, nicht wirklich jung sein durfte, kann Alles werden, aber ein rechter Mann, der dieses stolzen Namens würdig wäre, wird nie daraus.

Wer Margarete in ihrer Kindheit von solchem Stand=

punkte aus beurtheilte, konnte in ihr nichts Besonderes finden. Ihre Gedanken und ihre Auffassung waren kindisch, und wenn sie sich, was Kenntnisse betrifft, von andern unterschied, so bestand dieser Unterschied darin, daß sie, da sie zum Lernen niemals gezwungen wurde, weniger wußte, als jene. Die Geschwätzigkeit aber, welche bei Kindern, die immer sprechend denken, Lebhaftigkeit des Geistes beweist, jener Witz, welcher Schärfe des Urtheilsvermögens bekundet, jene Neugierde, die sich auf immer mehr und mehr Gegenstände erstreckt, uns von Tag zu Tag lästiger wird, dabei aber ein Beweis von der stufenweisen Entwicklung des Kindes ist, diese echt kindlichen Eigenschaften waren in Margarete in großem Maße vorhanden; und was sie noch interessanter machte, das war ihr Gemüth, das selbst ihrer Schönheit jenen Ausdruck tieferen Gefühls, jenen Reiz verlieh, der ihr jugendliches Gesicht beseelte und Jeden überraschte.

Die kleine Margarete war von ihrer ersten Kindheit an heftigen Gemüths. Die Begeisterung, mit welcher sie Alles erfaßte, mit der sie, so bald irgend etwas sie interessirte, sei es nun ein Spielzeug oder ein Mensch, alles Andere von sich wies; die Leidenschaft, mit welcher sie an ihren Eltern nnd ihrer ganzen Umgebung hing, und für die sie die ausschließliche Aufmerksamkeit jener beanspruchte; die maßlose Heiterkeit, von der sie auf Augenblicke hingerissen wurde, und die sich eben so plötzlich und um geringer Ursachen willen in leidenschaftlichen Gram umwandelte; die Hartnäckigkeit, mit welcher sie zuweilen, besonders wenn sie einen direkten Widerspruch begegnete, bei ihren Vorsätzen verharrte, während

sie ein anderes Mal dasjenige, woran sie am meisten zu hängen schien, ohne ein Wort zu sagen, aufgab: alles das bewies, daß in der Brust des Kindes die Keime mächtiger Leidenschaften schlummerten, und ihre Mutter hatte Recht, wenn sie mitten in der Glückseligkeit, womit die grenzenlose Anhänglichkeit ihres Kindes ihr Herz erfüllte, mit Besorgniß an die Zukunft Margaretens dachte. Denn obschon nur derjenige, der starker Leidenschaften fähig ist, auf Augenblicke glücklich sein kann, so ist das dennoch kein Gemüthszustand der, besonders bei dem Weibe, das Glück des ganzen Lebens sichert. Die Blume, die sich zu ganzer und voller Blüthe entwickelt, trägt selten Früchte.

Die Umstände, unter welchen Margaretens Kinderjahre verflossen, besonders aber die Schwächen ihrer Mutter entwickelten diese natürlichen Anlagen, welche durch eine aufmerksame Erziehung vielleicht hätten gemildert werden können, noch in bedeutenderem Maße.

Es wirkt immer schädlich auf ein Kind, wenn es ausschließlich in der Gesellschaft viel älterer Leute lebt. Es betrachtet sich dann entweder als sehr untergeordnet, oder als eine Hauptperson. Im ersten Fall lernt es nicht wollen, im andern nicht sich unterordnen; und Beides ist im Leben gleicherweise nothwendig. — So wie der Mann alle seine Fähigkeiten nur in der Gesellschaft entwickeln kann, so bedarf auch das Kind vor Allem der Gesellschaft, und diese findet es nur unter seinen Altersgenossen. Aeltere Menschen können diesen Mangel niemals ersetzen, und wenn sie sich bemühen, sich mit dem Kinde auf ein gleiches Niveau zu stellen,

so erzielen sie durch dieses Bestreben kein anderes Resultat, als daß das Kind, welches der Gesellschaft wirklicher Kinder benöthigte, niemals einen wirklichen Mann um sich erblickt. — Alle diese Bestrebungen (und unsere Zeit, in welcher beinahe mehr Bücher für Kinder als für Männer geschrieben werden, ist reich daran) erinnern mich nur an das gezwungene Wesen, mit welchem sich heutzutage so Viele bemühen, populär zu schreiben, und auf bäuerische Redensarten, die sie nur sehr schwer erlernt haben und gewöhnlich unpassend anwenden, mehr Stolz besitzen, als darauf, daß sie Doctoren mehrerer Fakultäten sind. — Diese volksthümliche und diese kindische Vortragsweise können dem gebildeten Lesepublikum und den Pädagogen viel Genuß verschaffen. Aber das Volk achtet den Doctor, und das Kind den Erzieher, der sich bemüht, sich mit ihm auf eine gleiche Stufe des Verständnisses zu stellen, weit weniger, und versteht ihn trotz dem Allen nicht besser; denn gewöhnlich hängt die Verständlichkeit nicht von der Art zu erklären, sondern von der Beschaffenheit des Gegenstandes ab. Im Leben wie in der Wissenschaft kann man zu gewissen Kenntnissen nur nach bestimmten Prämissen gelangen; und das ist der Grund, weshalb wir am meisten von denjenigen lernen, die im Wissen nur um Weniges höher stehen als wir selbst.

Wenn wir auch ausschließlich nur die Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten vor Augen haben, so kann bei dem Kinde die Gesellschaft von Kindern gleichen Alters doch durch nichts ersetzt werden. Von noch größerem Einfluß ist die Absonderung eines Kindes auf die Entwickelung seines Cha-

rakters und Gemüthes. So wie dort, wo in der Waldlichtung gleichalterige Setzlinge zu einem dichten Gebüsch zusammenwachsen, sich die meisten gesunden Bäume entwickeln, während das vereinsamte Bäumchen, obwohl es scheinbar seine Gezweige unbehindert nach allen Seiten ausstrecken kann, trotz aller Sorgfalt und Pflege sich selten zu einem tüchtigen Baume auswächst: so verhält es sich auch in der Erziehung. Der dichte Kreis, welcher die Entwickelung scheinbar behindert, ist nöthig, damit der Stamm, bevor er eine gewisse Höhe erreicht und stark geworden ist, vor dem allzubreiten Zerzweigen, wie vor dem Verkrümmen bewahrt werde. Das allein stehende Kind kennt das Glück der Kindheit nur halb, und entwickelt sich selten in gesunder Weise.

Dies verhält sich zweifach so bei Kindern, die wie Margarete lebhafter, und daher auch mittheilsamer sind, als andere. Da sie ausschließlich in der Gesellschaft ihrer Eltern gelebt hatte, so entwickelten sich in ihrer Seele zeitlich tiefere Gefühle. Das Unglück, welches Ormesy's betroffen hatte, umflorte ihr ganzes Leben. Sie sprachen vor Margarete von dem Geschehenen nicht; sie vermieden Alles, wodurch sie das Vertrauen, womit das Kind in's Leben tritt, hätten verderben können; aber die stille Zufriedenheit, die gleichmäßige Heiterkeit, durch welche das Leben, wie eine Landschaft durch das Licht, erhellt wird, fehlten in ihrem Kreise; und das Element, in welchem ein Kind lebt, übt auf dasselbe, besonders wenn es empfänglicher ist, immer einen unwiderstehlichen Einfluß aus. Margarete schien auf Augenblicke außerordentlich lustig, die Ausbrüche ihrer Freude waren lärmender als bei andern

Kindern; aber die sorglose Heiterkeit, welche das besondere Glück der Kinderjahre ausmacht, fehlte in ihrem Charakter. Sie war frühzeitig träumerisch, und ihre Mutter hatte Recht, wenn sie sagte, das Gemüth des Kindes neige zur Traurigkeit.

Der Tod ihres Vaters, und der neue Kreis, in welchem sie sich, nachdem sie in's Vaterland zurückgekehrt war, befand, übten auf Margaretens ganze Entwickelung einen großen Einfluß aus. Anstatt der unaufhörlichen Unterbrechungen, in welchen sie bisher gelebt hatte, trat jetzt die größte Ordnung ein. Es wurden Meister und Meisterinen aus der Stadt gebracht, und Farkas, dessen Rathschläge die Gräfin, wie in Allem, so auch bei der Erziehung ihres Kindes befolgte, achtete mit gewohnter Genauigkeit darauf, daß die Studien nicht mehr unterbrochen wurden. — Die Tage verflossen gleichmäßig, und diese Ordnung übte auf das Gemüth der Gräfin wie Margaretens den wohlthätigsten Einfluß aus. Jene wurde ruhiger, heiterer. Noch wichtiger als das war aber für die Entwickelung Margaretens, daß sie in ihrem neuen Kreise, was sie in ihrem ganzen Leben entbehrt hatte, eine Kameradin, eine Freundin fand.

Farkas hatte, als er die Gräfin erwartend die Vérthalmer Haushaltung ordnete, mit dem übrigen Gesinde auch die Frau Galambos als Beschließerin aufgenommen. Die gute Witwe, die seit dem Tode ihres Mannes einem alten Domherrn die Wirthschaft geführt hatte, und durch die besten Zeugnisse empfohlen war, brachte ihre Enkelin mit, die um etwas jünger war als Margarete, und es verging keine Woche, so

waren die kleine Comtesse und Mariska unzertrennliche Freundinen.

In ihrem Alter ungefähr gleich, unterschieden sich die beiden in allem Uebrigen von einander. Mariska war eben so sanft, wie Margarete in Allem leidenschaftlich schien. Bei ihren Spielen wurde immer nur die klangvolle Stimme der letzteren herausgehört, und neben den Ausbrüchen ihrer übermüthigen Freude, wurde die ruhige Heiterkeit ihrer Kameradin nicht bemerkt; nur wer länger und näher mit ihr bekannt war, ahnte den reichen Schatz an Glückseligkeit, welchen die Natur in die Brust dieses Kindes gelegt hatte.

Auch in ihrem Aeußern glichen diese beiden Mädchen — wie der alte Farkas zu sagen pflegte — gleich Blumen einander nur in dem, daß sie beide schön waren, obwohl ihre Schönheit ganz verschieden war: die Margaretens war auf den ersten Blick auffallender, aber das lachende Auge, die lächelnden Lippen, die unerschöpfliche Heiterkeit, die auf Mariska's Wangen bei jeder ihrer Bewegungen erschien, wenn man sie länger ansah, übten auf Jedermann einen unwiderstehlichen Eindruck aus; und es war beinahe unmöglich, lange übellaunig oder nur ernst zu bleiben, wenn man dieses liebliche Kindergesicht ansah. Die Lebhaftigkeit, der Witz, das Interesse, welches Margarete für jeden Gegenstand an den Tag legte, fehlten bei Mariska, aber die Bereitwilligkeit, mit der sie den Vorrang ihrer Gefährtin anerkannte, das kindliche Staunen, mit welchem sie auf deren glänzendere Eigenschaften hinanblickte, machten sie noch lieblicher. Margarete war vielleicht interessanter, Mariska aber war liebenswürdi-

ger; in ihrem ganzen Wesen war schon jene zarte Weiblichkeit bemerkbar, zu welcher sich Jedermann hingezogen fühlt. Nur Eines war beiden gemeinsam, nemlich jene grenzenlose Liebe nnd Anhänglichkeit, die sie für einander an den Tag legten.

Wie viel hat man schon von der beseligenden Macht der ersten Liebe in Versen und Prosa geschrieben. So wie es im Leben eines jeden Volkes eine Periode gibt, in welcher seine Geschichte nur ein Gedicht ist, während welcher Götter unter ihm wandelten, und Himmel und Erde nur seine Größe verkündeten: so hat auch der einzelne Mensch eine poetische Periode, in der wir uns dem Himmel näher fühlen, in der die Stimme unseres Herzens so mächtig ist, daß wir, wo immer wir uns hinwenden, von allen Seiten der Welt ein Echo zu vernehmen glauben, und in welcher uns das große All nur dazu geschaffen zu sein scheint, daß es Zeuge unserer Wonne sei. — Aber es gibt eine Periode in unserem Leben, die sowohl in Rücksicht auf das Glück, das sie uns verschafft, als auch auf den Einfluß, den sie auf unsere ganze Zukunft ausübt, noch wichtiger ist, — nemlich unsere erste Freundschaft. So wie die ersten Strahlen der Sonne nur Glanz und Licht verbreiten, und mit ihrer sanften Berührung, die nur warm, noch nicht heiß ist, nicht einen Grashalm versengen: so ist auch dieses Gefühl in unserem Leben, — es ist das erste, dessen Gegenstand wir uns selbst gewählt haben, das einzige, das durch nichts verbittert wird. Wie hell, wie glänzend ist auf einmal Alles, wie viel Freude taucht auf einmal vor uns auf, deren Nähe wir, wie die Blume durch den Duft, bisher

nur geahnt haben; wie viele Stimmen ertönen plötzlich in unserer Brust; wie reich, wie glücklich fühlen wir uns!

Wer könnte die stille Seligkeit und die leidenschaftliche Wonne beschreiben, mit welcher diese Freundschaft die Herzen Mariska's und Margaretens erfüllte, — wer die Wirkung, welche dieses Gefühl, besonders auf das empfänglichere Gemüth der letztern ausübte! Es schien, als ob nun unter der warmen Beleuchtung dieser Empfindung die Gemüthsverschiedenheit der Kinder und mit ihr die Schönheit ihrer Seelen zum Vorschein kämen.

Margarete war auch hier die leidenschaftlichere. Sie wußte klar, wie sehr sie liebe, und mit Begeisterung sagte sie oft — und sie fühlte, was sie sprach — : daß sie für ihre Freundin Alles thun würde. — Allein so viel Liebe als sie gab, nahm sie auch in Anspruch; und die ruhigere Weise, in welcher sich Mariska's Empfindungen äußerten, befriedigten sie nicht. Sie fühlte sich durch das Vertrauen, mit welchem sich ihre kleine Gefährtin nicht allein ihrer Großmutter, sondern Jedem anschmiegte, verletzt. Die Wahrnehmung, daß, ihre Mutter ausgenommen, das ganze Haus Mariska mehr liebte, schmerzte sie nicht; sie, die sonst so eifersüchtig war, fand es jetzt natürlich, ja sie freute sich sogar in ihrer Begeisterung darüber, daß ihre Freundin von Jedermann für schöner und liebenswürdiger gehalten wurde, — wenn nur Mariska Niemand Andern liebte, wenn sie sich nur bei Niemand Anderem wohl fühlte!

Mehr als einmal quälte Margarete ihre Freundin mit ihren kindischen Vorwürfen, bis Mariska, die nicht wußte,

was sie antworten sollte, endlich in Thränen ausbrach. Sie konnte es ja nicht aussprechen, ja kaum mit dem Gedanken erfassen, wie sehr sie ihre Freundin liebte; sie wußte nur das Eine, daß es auf der ganzen Welt kein schöneres, besseres, klügeres Geschöpf gebe als Margarete, und daß sie deren Liebe niemals verdienen könne.

So verging ein Jahr nach dem andern in glücklicher Gleichmäßigkeit. Die Mädchen wuchsen zu schlanken Jungfrauen heran; das Verhältniß, welches zwischen ihnen bestand, änderte sich nicht. Wer die beiden Kinder beisammen sah, konnte im ersten Augenblick denken, daß diese Freundschaft nur für Mariska unentbehrlich sei. Margarete war ihre Beschützerin, ihre Gehilfin, ihr Alles. Ihr theilte sie ihre kleinsten Sorgen mit. Es schien, als ob sie das, was sie von ihrem Lehrer hörte, nur dann vollkommen verstände, wenn Margarete es ihr erklärte, — als ob sie sich über ihren geringen Putz, der jungen Mädchen so viel Genuß verschafft, nur dann freute, wenn jene ihn gut hieß, — als ob sie sich bei Arbeit und Spiel nur dann wohl fühlte, wenn sie darin ihrer weit klügeren Gefährtin folgen konnte. In der alten Frau Galambos tauchte mehr als einmal die Besorgniß auf, was mit ihrem Kinde wohl werde, wenn es sich von dem Fräulein wird trennen müssen. Und dennoch war diese Liebe für Margarete noch mehr Bedürfniß. Wer wegen seiner Natur wie der Windling nur sich an Andere anklammernd bestehen kann, findet, wenn er eine seiner Stützen verliert, schon durch seine Schwäche bald eine andere Stütze; während eben solche Individualitäten wie Margarete sich ihre Verluste weit

schwerer zu ersetzen vermögen. Sie gehörte zu denjenigen, welche die Liebe nur dann vollkommen beglückt, wenn sie dem geliebten Gegenstand mehr geben, als sie von demselben empfangen, wenn sie sich höher als der geliebte Gegenstand und zu dessen Glück für nothwendig erachten können. Und gab es wohl ein Verhältniß, in welchem Margarete das Alles in dem Maße hätte beisammen finden können, wie in dieser Freundschaft?

So fand jede von beiden in der Liebe der Gefährtin gerade dasjenige, wessen ihr Herz bedurfte, und beide, wie die Gräfin selber, fühlten sich gleich glücklich.

Wie hätte es auch anders sein können? War Margarete nicht schön und reizend, so sehr, daß jede Mutter mit Stolz auf sie hätte blicken können, und konnte sie sich nicht sagen, daß das liebe Kind sein ganzes Glück ihr zu verdanken habe? Wurde sie doch von ihr allein erzogen!

War diese Erziehung vollkommen zweckmäßig?

Vielleicht nicht!

Gräfin Ormesty besaß niemals Kraft genug, sich den Wünschen ihres Kindes zu widersetzen. Sie, zu deren ersten Bedürfnissen es gehörte, diejenigen, in deren Umgebung sie lebte, glücklich zu sehen, die sich kaum entschließen konnte, selbst dem letzten ihrer Dienstboten etwas Unangenehmes zu sagen, — wie hätte sie gegen ihr geliebtes Kind strenger sein können? Ohne Zweifel würde es für Margaretens Zukunft besser gewesen sein, wenn sie weniger nachgiebig gewesen wäre. Sie fühlte das zuweilen selbst; aber kann man es einer Mutter übel nehmen, wenn sie ihr Kind, mindestens

für die wenigen Jahre, in welchen dessen Schicksal von ihr abhängt, vollkommen glücklich machen will, — und wenn sie, während sie für die Zukunft desselben Alles aufzuopfern bereit ist, sich nur dazu nicht entschließen kann, ihr Kind auch nur eine Stunde lang traurig zu sehen?

Margarete schien so selig, und ihre Mutter fühlte sich dadurch so beglückt, daß selbst der alte Pfarrer trotz aller Strenge seiner Grundsätze, sich kaum zuweilen entschließen konnte, ihren Ansichten über Erziehung zu widersprechen; und anstatt den Frieden der Mutter durch seine Ermahnungen zu stören, benutzte er seinen Einfluß auf Margarete nur dazu, der übertriebenen Nachgiebigkeit, welche Jedermann gegen sie an den Tag legte, mit seinen ernsteren Rathschlägen ein Gegengewicht zu geben. — Hat doch jeder von uns seine Schwäche; die gewöhnlichen Menschen sind, wenn ihre eigenen Interessen nur einen Augenblick in Frage stehen, die Besseren, wenn sie die Gefühle Anderer verletzen sollen, zu schwach, ihren Grundsätzen vollkommen getreu zu bleiben.

Es gab Augenblicke, in welchen die Gräfin plötzlich traurig wurde. — Gerade, wenn sie Margarete vor sich sah, und mit der ganzen Begeisterung der Mutterliebe an die Zukunft dieses lieben Kindes dachte, tauchten in ihrer Seele zuweilen Erinnerungen an die Vergangenheit auf, und ihre Augen schwammen in Thränen.

— Wie glücklich ist dieses Mädchen, — sagte sie einmal in solcher Stimmung — wie viel Glück erwartet sie im Leben! und mein anderes Kind, wie glücklich könnte auch dieses sein! — und jetzt — —

Sie ist glücklicher als wir Alle, — sprach der alte Pfarrer, welchem allein die Gräfin ihre traurigen Gedanken mittheilte, — sie ist hundertmal glücklicher. Wenn die Sonne einen Thautropfen vor der Zeit aufgesogen hat, so können wir den Blumenkelch bedauern, an welchem er hing, aber nicht den Tropfen, der sich nur in reinere Höhen erhoben hat. Ich gehöre nicht zu den Unzufriedenen, die sich immerwährend gegen das Leben beklagen, ich habe sogar mehr Glück gefunden, als ich auf dieser Erde, welche man ein Jammerthal nennt, vernünftiger Weise hätte erwarten können; allein es gibt Stunden, in welchen selbst der zufriedenste Mensch das ihm beschiedene Tagewerk für zu schwer findet; und das größte Glück des Lebens besteht endlich auch nur darin, daß jeder Schmerz seinen Trost hat.

— Es ist auch nicht das, was mich am meisten schmerzt. Wenn sie in meinen Armen gestorben wäre, wenn ich zu ihrem Grab gehen könnte, wie Andere, so würde ich für mich weinen, aber ich würde mich in die göttliche Vorsehung schicken; eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, weiß es doch am besten, wie viel Leid uns auf dieser Welt betreffen kann. Aber wenn mir einfällt, daß das liebe Kind vielleicht noch lebt!

Der Pfarrer brachte auf's Neue alle Gründe vor, die ihn und Andere von dem Tode des Kindes überzeugten. Indem er gegen seine eigene Rührung ankämpfte, und nur darauf bedacht war, die Gräfin, die von ihren Zweifeln mehr als von allem Andern gequält wurde, zu überzeugen, wurde sein Ton zuweilen verweisend. Er nannte den Gedanken, daß das so viel gesuchte Kind, dessen Verheimlichung in Niemandes

Interesse liegen konnte, noch lebe, wahrhaft unsinnig. — Allein der Glaube, der im Herzen Wurzel gefaßt hat, läßt sich nicht so leicht ausrotten; und der Streit endigte immer damit, daß die Stimme des greisen Pfarrers, wie der Klang eines Glases, das nach und nach angefüllt wird, immer tiefer und dumpfer wurde, bis er endlich ganz verstummte.

— Sehen Sie, hochwürdiger Herr, das ist es, was mein Herz peinigt, was mir hundertmal einfällt, und worüber ich mich nicht trösten kann. Wenn mein Kind dennoch lebte, wenn es seine Jugend unter Fremden, vielleicht in Elend verbrächte! — Ihre Mutter lebt, und sie steht als Waise in der Welt; und was erwartet sie erst später, was kann die Arme erwarten, für deren Erziehung Niemand gesorgt hat, um deren Zukunft Niemand sich kümmert, während ich sie so glücklich machen könnte!

— Sei dem so, nehmen wir an, daß das liebe Kind wirklich lebt! Wer weiß, ob es in seiner gegenwärtigen Lage, wie arm und verlassen es auch scheinen mag, nicht glücklicher sein wird, als wenn es in der glänzenden Stellung erzogen würde, für welche es dem Anschein nach geboren wurde? Alles Glück kommt von Gott, wir Menschen können nur lieben, aber selbst mit dieser Liebe vermögen wir nicht, das Glück unserer Lieben zu sichern, — und wer auf den ganzen Verlauf seines Lebens zurückblickt, wird finden, daß seine schönsten Freuden von einer Seite kamen, von welcher er sie gar nicht erwartete, und daß dasjenige, wodurch er sich am meisten beseligt fühlte, für ihn nicht von Menschen bereitet worden ist. Wir müssen und können uns mit der göttlichen

Vorsehung zufrieden geben, die wie das reine Licht der Sonne sich über Alles erstreckt, und oben auf dem Gipfel wie unten im tiefsten Versteck des Thales, wohin immer nur ihre warmen Strahlen dringen können, das Grün der Hoffnung, die Blüthen der Freude verbreitet. Zwar nicht in überall gleichem Maße — — aber kennt der schwache Mensch den Ort, welcher der blühendste ist, hängt es von ihm ab, ihn für sich und seine Lieben auszuwählen?

Farkas sprach diese Worte mit tiefer Rührung. Die Gräfin schwieg. Aber kann man eine Mutter davon überzeugen, daß ihr Kind wo anders als in ihren Armen glücklich sein könne?

Zweites Buch.

I. Kapitel.

Seitdem die Gräfin in Verthalem wohnte, geschahen im Kastell viele Aenderungen. In einzelnen Zimmern verschwanden die alten Möbeln ganz, in andern wurden zu den alten, deren alterthümliche Formen wieder in Mode kamen, neue angeschafft, die, um der Harmonie willen, ganz nach dem Muster ihrer veralteten Collegen angefertigt wurden, während man diese wieder mit Ueberzügen versah, die mit den neuen Möbeln übereinstimmten. Die großen Baumreihen im Garten wurden nicht mehr nach französischem Geschmack glatt geschoren, — was Farkas, als er die Gräfin erwartete, nur deshalb verschob, weil er keinen Gärtner gefunden hatte, der es verstand: sondern sie wurden sogar theilweise gefällt, und auf dem hierdurch gewonnenen Platze prangten in Beeten von den regellosesten Formen, Blumen von den verschiedensten Farben, und zwischen diesen zerstreut, wurden solche Bäume und Sträucher angebracht, deren einziges

Verdienst nach der Ansicht des Pfarrers, in irgend einer natürlichen Krankheit zu suchen war, wie darin: daß sie kleiner waren, als die Baumgattung, zu welcher sie gehörten, oder daß ihre Zweige sich vor Schwäche zur Erde neigten, oder daß ihre Blätter im Frühling gelb oder roth waren, als hätte sie der Herbstreif getroffen. Auch das Aeußere des Hauses behielt seine frühere Symmetrie nicht. An eine Seite desselben wurde ein Glashaus und vorn eine weite Veranda angebaut. — Kurz, die ganze Ordnung, die Farkas mit so viel Mühe hergestellt hatte, und welcher er so viel Wichtigkeit zuschrieb, wurde aufgelöst, und was noch wunderbarer ist, er selbst söhnte sich allmälig mit diesen Aenderungen aus. Nicht, als ob seine Grundsätze sich geändert hätten.

Er hielt die neumodische Art, die Möbel aufzustellen, bei welcher gewöhnlich Stühle zuweilen den ersten Platz einnehmen, während das ehrsame Sopha in den Winkel gedrängt wird, auch jetzt noch für eines der Krankheitssymptome unserer Zeit; nach seiner Auffassung beweisen die vielen und verschiedenartigen Sitzplätze in unseren Sälen nur, daß unser Geschlecht nirgends und in keiner Lage sich lange wohlbefindet. Aber unsere Prinzipien haben — wenigstens was deren Anwendung betrifft, keinen gefährlicheren Feind als die Bequemlichkeit; und Farkas wußte, so sehr er auch gegen die Verweichlichung eiferte, so oft er im Kastell einsprach, sehr wohl sich seinen Armstuhl zu wählen.

In einer solchen, seinen Grundsätzen widersprechenden Situation finden wir ihn auch jetzt. Die Veranda, zwischen deren Säulen die grünen Ranken verschiedener Windlingsge-

wächse herabhingen, hätte man nach seiner Ueberzeugung nicht bauen sollen; der große Armstuhl, welchen er unter mehreren ausgewählt hatte, erinnerte ihn an die Verweichlichung des Jahrhunderts, zufolge welcher wir, anstatt gegen unsere leiblichen und geistigen Schwächen anzukämpfen, uns nur bemühen, sie nicht zu bemerken; das gegenwärtige Arrangement des Gartens aber vermochte keineswegs die schnurgeraden Alleen und die im Schatten derselben altgewordenen, grün angestrichenen Gottheiten zu ersetzen; und dennoch fühlte sich Farkas so wohl, wie man sich an einem schönen Juni-Nachmittag nur immer fühlen kann.

Neben dem Pfarrer saß die Gräfin und arbeitete. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich in der Arbeit, und ließ ihre Blicke im Garten umherschweifen, aus deren entlegeneren Gebüschen Nachtigallengesang erschallte.

— Das ist doch sehr schön, — sprach Farkas endlich, der nie lange so ruhig bleiben konnte, wie wir ihn jetzt gefunden haben, — es ist zwar nicht so schön oder wenigstens nicht so herrschaftlich, wie wenn Ew. Gnaden meinen Rath befolgt und den Garten in seinem früheren Arrangement gelassen hätten; aber er ist trotzdem schön und ich kann begreifen, daß Ew. Gnaden sich von diesem Ort schwer trennen.

— Aber warum sollte ich mich von diesem Ort trennen, warum soll ich nicht hier bleiben, wo wir uns Alle so wohl befinden?

— Fräulein Margarete wird heute oder morgen achtzehn Jahre alt, es ist Zeit, daß sie in die Welt eingeführt werde. Sie muß mit der Welt bekannt werden.

Die Gräfin seufzte und fuhr in ihrer Arbeit fort.

— Glauben Sie mir, Ew. Gnaden, wenn Sie mit Margarete in die Stadt ziehen, so verliert dadurch Niemand mehr, als ich; Niemand wird den Frühling schwerer erwarten, der Sie wieder in unseren Kreis zurückführt — aber es geht nicht an, daß Sie Ihre Tochter noch ferner in der Zurückgezogenheit erziehen.

— Und ist sie nicht glücklich, sehnt sie sich etwa nach der Welt?

— Das könnten weder Ew. Gnaden, noch ich, noch auch wahrscheinlich Margarete selbst sagen. In ihrem Alter hat man immer Sehnsucht, man weiß nur nicht, nach was. Jedoch die Frage ist nicht die, nach was sie sich sehne, sondern was Ew. Gnaden thun müssen. Und in dieser Beziehung steht es klar vor mir, daß man ein reiches und liebenswürdiges Mädchen, wie Margarete, in ihrem achtzehnten Jahre vom Umgang mit ihresgleichen nicht fern halten soll.

— Lebt sie denn nicht in der Gesellschaft derjenigen, die sie lieben?

— Das ist eben das größte Uebel, — sagte der Pfarrer mit jener Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Ansichten immer verfocht, — daß sie in solcher Gesellschaft lebt. Der größte Fehler, den wir bei der Erziehung begehen, ist die Verzärtelung, und dieser Fehler ist gefährlicher, wenn er auf die sittlichen, als wenn er auf die körperlichen Eigenschaften des Zöglings wirkt. Da diese Welt einmal so ist, wie sie nach dem Sündenfall geworden ist: so taugt es nicht, wenn man ein Kind in einem Kreise aufwachsen läßt, welchen es für das

Paradies halten kann. Wer in seiner Kindheit nur liebevolle Menschen um sich gesehen hat, wem man alle seine Wünsche erfüllt, oder wenigstens in einzelnen Fällen des Langen und Breiten erklärt hat, warum dieser oder jener Wunsch nicht erfüllt werden könne, kurz, wer so erzogen wurde, daß er, wenn er in's Leben tritt, und wenn ihn auch kein besonderes Unglück betrifft, ja wenn er selbst in die günstigsten Umstände kommt, sich getäuscht fühlt: der kann nicht auf viel Glück rechnen. — Nichts geht uns schwerer in den Kopf, als die Ueberzeugung, daß es auf dieser Welt auch Menschen gibt, die uns nicht lieben; es ist gut, wenn wir zu dieser Ueberzeugung zeitlich gelangen. Eine gewisse Menge von Bitterkeit ist jedem von uns beschieden; wenn wir das Kind damit vollkommen verschonen, so bleibt ihm für später um so mehr davon.

— Nach meiner Ueberzeugung ist gerade das Gegentheil wahr, sagte die Gräfin, die trotz der Nachgiebigkeit, mit welcher sie ihre eigene Meinung gewöhnlich der Meinung Anderer unterordnete, nicht so leicht nachgab, wenn von der Erziehung ihres Kindes die Rede war. — In gleicher Lage wird sich von zwei Menschen gewiß derjenige glücklicher fühlen, der mit mehr Vertrauen und heitererem Gemüth in's Leben tritt. Ich gebe zu, daß auch das schädliche Folgen haben kann, wenn das Kind sich sehr glücklich fühlt; aber wirkt es auf sein Gemüth nicht viel schädlicher ein, wenn es sich nicht glücklich fühlt, wenn wir es rohen Berührungen und Kämpfen in einem Alter aussetzen, in welchen es ihnen noch nicht zu widerstehen vremag? Die Hauptaufgabe einer jeden Erziehung ist es, die Entwickelung der bösen Eigenschaften, die in der

Kindesbrust schlummern, zurückzuhalten; ist es daher nicht nöthig, das Kind vor Berührungen zu bewahren, welche zu der Entwickelung der bösen Eigenschaften gerade Gelegenheit geben könnten? Gestehen Sie es mir, hochwürdiger Herr. Sie haben da wieder etwas Paradoxes gesagt. Ich vermag es nicht, Sie zu widerlegen, aber Sie müssen es innerlich fühlen, daß ich Recht habe.

— Dieses eine Mal sehe ich es eben nicht ein, — sagte Farkas. Es ist meine volle Ueberzeugung, daß die Grundsätze, welche man bei der Erziehung heute befolgt, fehlerhaft sind, die fehlerhaftesten, die es geben kann. — Im Kreise der Wissenschaft, wo alles Bestreben auf die Entwickelung und Kräftigung der Geistesfähigkeiten gerichtet sein sollte, verwendet man alle Mühe nur darauf, daß das Kind auf die leichteste Weise möglichst viele Kenntnisse erlange. Eben so verfahren wir in sittlicher Beziehung. Wenn wir unterrichten, so bemühen wir uns, dem Kind das Lernen leicht zu machen; wenn wir es in's Leben einführen, so trachten wir, daß es um des Himmelswillen nur nicht unangenehm berührt werde, damit die im Kinde schlummernden bösen Neigungen und Affecte sich nicht entwickeln. Das Ende von der Sache ist, daß wir mit großer Kunst Menschen erziehen, die nur zu jenen Wissenschaften Neigung haben, die man ohne Mühe erlangen kann, die eigentlich eine Art Zeitvertreib sind, — Menschen, in welchen, wenn sie ins Leben treten, die bösen Neigungen und Affecte zwar weniger entwickelt sind, die aber gerade jene Eigenschaften entbehren, deren man im Leben am meisten bedarf, nemlich Ausdauer und Festigkeit. — Da wir den Kreis,

in welchem das Kind sich bewegen wird, nicht nach unserem Belieben gestalten können, und da es voraussichtlich ist, daß sein Leben ein Kampf sein wird, wie das unsere einer war, so ist es nöthig, daß wir es auf einen solchen Kampf vorbereiten; und glauben Sie mir Ew. Gnaden, unter den Eigenschaften, welche unsere Erzieher bloß für Fehler halten, gibt es auch solche, die uns im Leben so nothwendig sind, wie Tugenden; das Kind, zum Beispiel, in welchem nach dem Verlangen unserer weisen Pädagogen alle Eitelkeit und Ehrsucht unterdrückt worden ist, kann demüthig und gehorsam sein, aber für's Leben wird es gewiß nicht taugen; und wenn es vielleicht nicht schadet, so wird es seinen Nächsten gewiß nicht viel nützen.

— Aber steht es in unserer Macht, die Eigenschaften, die, wenn sie auch zuweilen nöthig sein können, doch weit öfter gefährlich sind, nur bis zu einem gewissen Maß zu entwickeln?

— Eben weil das nicht in unserer Macht steht, eben daraus geht am klarsten hervor, daß die Erziehung nicht etwas vom Leben Abgesondertes sein darf, und daß sie nur dann ihrem Zweck entsprechen kann, wenn sie das Kind mit dem Kreise, in welchem es leben wird, in Berührung bringt. — Rousseau, den Viele für einen großen Philosophen halten, den aber ich nur als einen großen Narren betrachte, weil in seinem Kopf selbst die vernünftigsten Gedanken zu fixen Ideen werden, hat auch hier Alles in Verwirrung gebracht. In der Politik hat er sich anfangs ein solches Volk, solche Verhältnisse, eine solche Natur ausgedacht, wie es deren auf der Welt niemals gegeben hat: und nachdem er sich jeden Stein nach

seinem Belieben schön gerade gemeißelt hatte, richtete er sein Gebäude auf, das nach seiner Behauptung die einzig natürliche Form des Staates war, wenn man auch, seitdem die Welt steht, von dergleichen nichts gehört hat. — Einem solchen Menschen war es, als er seine Gedanken auf die Erziehung lenkte, nur eine Kleinigkeit, sich Verhältnisse einzubilden, in welchen der Erzieher sich außer der Erziehung mit nichts Anderem beschäftigt, und auf das Kind außer dem Erzieher nichts anderes Einfluß hat. — Es ist das ein Hirngespinnst, dessen Gegensatz gerade die Wirklichkeit ist. Auf das Kind wirkt Alles ein, und je verschiedener die Eindrücke sind, um so mehr läßt sich erwarten, daß seine Entwickelung nicht verzerrt und einseitig sein werde. Für das Leben können wir nur durch das Leben erzogen werden, und wer da meint, daß er ein Kind nach Grundsätzen und Regeln lebensfähig ausbilden könne, ist um nichts vernünftiger, als einer, der Jemanden auf trockenem Boden schwimmen lehrt.

— Das kann Alles wahr sein, sagte die Gräfin, aber es paßt nur auf die Erziehung eines Mannes. Da die Aufgabe des Weibes nicht in der Welt, sondern im häuslichen Kreise liegt, so kann die Hauptaufgabe der weiblichen Erziehung nur die sein, daß es sich im häuslichen Kreise heimisch fühlen und ihn ausfüllen lerne.

— Auch das ist nur zur Hälfte wahr — sprach der Pfarrer. — Das Weib ist nicht nur im häuslichen Kreise, sondern auch im Leben die Gefährtin des Mannes, und sie kann ihrer Aufgabe nur dann wirklich entsprechen, wenn sie seine Wünsche und Kämpfe zu verstehen und daran theilzu-

nehmen fähig ist. — Aber das Alles gehört nicht zur Sache. Margaretens Erziehung ist beendet. Das Fräulein weiß mehr, als ich wußte, da ich schon Seminarist war. Wir haben Meister in Ueberfluß gehabt, und wir brauchen, Gott sei Dank, weder ein französisches Fräulein, noch einen verrückten Klaviermeister, noch einen Maler mit langer Mähne mehr. — Ich glaube nicht, daß Margarete in allen diesen Künsten in Pest ihresgleichen findet. Es ist Zeit, daß Ew. Gnaden daran denken, Ihre Tochter zu verheirathen, und dazu ist es vor Allem nothwendig, daß sie mit jungen Männern bekannt werde, die ihrer durch Stellung und Vermögen würdig sind. Wenn sich Margarete in Pest sehen läßt, so geräth die ganze Jugend in Aufruhr; sie kann nach ihrem Herzen wählen, jeder Fürst würde sich durch ihre Hand geehrt fühlen.

— Ich habe schon selbst oft daran gedacht, und mich schaudert's, so oft es mir einfällt. Wir haben bisher ruhig gelebt, und welche Gefahren erwarten jetzt meine Tochter!

— Gefahren! — unterbrach sie der Pfarrer — als ob dieses zu ruhige Leben für Margarete nicht auch seine Gefahren hätte.

Die Gräfin warf auf den Sprechenden, einen halb vorwurfsvollen Blick.

— Vergeben mir Ew. Gnaden, — fuhr dieser ruhig fort — die Erziehung des Fräuleins Margarete war trotz aller Sorgfalt, die darauf verwendet wurde, nicht zweckmäßig. Die Tugend ist nach der Behauptung des Aristoteles nichts Anderes, als die richtige Mitte zwischen zwei Eigenschaften, deren Jede, wenn sie auf's Aeußerste entwickelt ist, zum

Fehler wird; und ich glaube, daß der große Weise in seinem ganzen Leben nichts Klügeres gesagt hat. So wie die Sparsamkeit nichts Anderes ist, als die richtige Mitte zwischen Geiz und Verschwendung, die Tapferkeit die Mitte zwischen der Tollkühnheit und übertriebener Vorsicht, eben so ist es mit all' unsern Eigenschaften. Und wenn das steht, und es keine Eigenschaft gibt, durch deren Uebertriebenheit wir nicht uns und Andere unglücklich machen könnten; wenn die Tugend, von welcher unser ganzes irdisches Glück abhängt, nichts Anderes ist, als eine gewisse Mäßigung: so kann die Hauptaufgabe der Erziehung nur sein, daß sie das Kind lehre, in Allem Maß zu halten, und das läßt sich durch übertriebene Nachgiebigkeit niemals erreichen. Wem Niemand befiehlt, der wird sich gewiß auch nie selbst beherrschen können. Das ganze Erziehungssystem, nach welchem wir dem Kinde früher Alles erklären, was wir ihm befehlen, als ob es nur dann zu gehorchen hätte, wenn es von der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Forderung überzeugt ist, taugt nichts. Wer im Leben seine Pflichten nur nach langem Nachdenken und dann erfüllt, wenn er zu deren Uebertretung keinen Grund findet, der wird seine Pflichten niemals erfüllen; und eben deshalb ist es nothwendig, daß das Kind sich frühzeitig gewöhne, gewisse Dinge für seine Pflicht zu halten, damit es lerne, auch ohne vorheriges Klügeln zu gehorchen. — Ew. Gnaden allzugroße Güte und übertriebene Nachgiebigkeit hätte bei einem andern Kinde gewiß die schädlichsten Folgen nach sich ziehen können, bei Margarete, glaube ich, haben wir so was nicht zu befürchten. Das Gleichgewicht unserer ver-

schiedenen Neigungen, die richtige Mitte zwischen der Uebertreibung und dem Mangel unserer Eigenschaften, in welcher der griechische Weise die Tugend suchte, finden wir endlich nur durch das Herz; und Margarete besitzt ein Herz, das selbst übertriebene Liebe nicht verderben kann. Die Gefahren, welche ich für sie fürchte, sind anderer Art.

— Und worin bestehen diese? — fragte die Gräfin nicht ohne alle Unruhe.

— Unter hundert Menschen, welche dadurch unglücklich werden, daß sie sich im Leben getäuscht sehen, haben sich neun und neunzig nur selbst getäuscht. Die meisten Menschen verlieren nicht in Folge von Erfahrungen, sondern wegen ihrer phantastischen Einbildungen die Freude am Leben, und eben deshalb kann nichts gefährlicher sein, als wenn wir uns in der Jugend mit lebhafter Einbildungskraft in einer Lage befinden, die unsere schwärmerische Neigung nur bekräftigt. — Die meisten Eltern möchten — weil sie glauben, daß ihre Kinder nur so lange glücklich sind, als sie die Welt nicht kennen — diesen Moment so lange als möglich hinausschieben; aber es ist umsonst. Bei begabteren Individualitäten läßt sich die Jugend nicht künstlich verlängern. Wie glücklich sie sich auch in ihrer Unschuld fühlen mögen, es kommt dennoch die Zeit, in welcher mitten im Paradies nur der Baum der Erkenntniß ihre Wünsche zu reizen vermag. In Margaretens Alter, bei ihrer lebhaften Einbildungskraft hat ein Mädchen nichts so sehr nöthig, als daß sie sich von der geheimnißvollen Welt, die vor ihr liegt, einen Begriff bilde; und mögen wir was immer thun, so können wir es nicht hin-

dern, daß sie ihre Sehnsucht befriedige. Wenn sie, von der Welt entfernt, keine Erfahrung besitzt, so wird sie sich aus ihren Träumen ein Bild des Lebens zusammensetzen, und das ist das Gefährlichste; denn das Bild, das wir in der Jugend von der Welt zusammen gestellt haben, gibt allen unseren Wünschen und Hoffnungen die Richtung. — Nicht jene unschuldigen Ammenmärchen sind gefährlich, gegen welche unsere Pädagogen mit solchem Eifer zu Feld ziehen. Das Kind kann in jenem Alter, in welchem es sich an den wundervollen Ereignissen der Märchenwelt ergötzt, die Gegenstände, welche es rings um sich sieht, ohnehin noch nicht in ihrer Wesenheit erkennen. Ihm ist Alles wunderbar. Das Haus, in welchem es wohnt, ist ihm die ganze Welt, seine Kinderstube ein ungeheurer Saal, und wenn es auch Guliver's Geschichten niemals gehört hat, so werden ihm seine Eltern und Erzieher dennoch als Riesen erscheinen. Die Wolken, zwischen welchen die Sonne untergeht, die Thautropfen, welche des Morgens am Grase funkeln, scheinen ihm goldene Paläste und Diamantengärten zu sein, und Alles, was wir durch die Verbannung des Märchens aus der Kinderstube erreichen können, besteht darin, daß wir die Kinder eines großen und unschuldigen Genusses beraubt haben. Gefährlich ist nur jenes Märchen, welches wir uns im reifern Jugendalter vom Leben vorspiegeln, und das ist es, was ich für Margarete fürchte. — Seit einiger Zeit ist sie stiller, träumerischer geworden. Sie hängt an Ew. Gnaden gewiß noch mit solcher Innigkeit, wie sonst, und dennoch sucht sie die Einsamkeit — sie sitzt Stunden lang unter einem Baum, und schaut auf die Gegend, die

sie schon tausendmal gesehen hat, auf Verwandlungen der Wolken, auf den Glanz des Abendsterns, zuweilen vertieft, als ob sie über den geheimen Sinn alles dessen nachdächte, zuweilen mit befriedigtem Ausdruck, als ob sie den Sinn davon erst herausgefunden hätte. Ist sie nicht ernster geworden, hat sie nicht an all' den Dingen das Interesse verloren, an welchen sie früher am meisten gehangen hat? — Glauben Sie mir, Ew. Gnaden, Margarete bedarf der Zerstreuung, solcher Gegenstände, die ihren Gedanken eine Richtung geben, kurz sie bedarf der Welt, wenn wir nicht wollen, daß sie eine Schwärmerin werde. Ich möchte wetten, daß sie sich schon jetzt aus den Büchern, die sie mit so viel Interesse liest, einen schönen Roman zusammengestellt hat, den sie für das getreueste Bild des Lebens hält, und von dessen Falschheit Niemand sie überzeugen kann, denn sie theilt ihre Gedanken außer Mariska Niemand Anderem mit.

— Und sie glauben, meine Tochter hat vor mir Geheimnisse? — fragte die Gräfin beinahe erschrocken.

— Gewiß hat sie Geheimnisse; jedes Kind hat sie und die reifere Jugend noch mehr, besonders älteren Leuten gegenüber. — Wenn es auch in seinen Handlungen nichts geheim hält, so bewahrt doch jedes Kind seine Phantasien wie einen verborgenen Schatz in sich, — theils, weil es fühlt, daß es seine Gedanken außer seinen Altersgenossen Niemanden sonst genügend erklären könnte, theils weil es an der Wirklichkeit einzelner Dinge selbst zweifelt, und instinktmäßig fürchtet, es werde, wenn es dieselben mittheilt, seine liebsten Ueberzeugungen verlieren. Die Kinder und die reifere

Jugend pflegen gerade das, was sie am meisten interessirt und alle ihre Gedanken beschäftigt, nur den befreundeten Altersgenossen mitzutheilen, und von Mariska wird Margarete nicht viel Lebensweisheit lernen. — Glauben Sie mir, Ew. Gnaden, diese Musik, diese Einsamkeit, dieses zwecklose Träumen, und besonders alle diese Bücher taugen gar nichts. Ich bin überzeugt, wenn sich Margaretens Lage nicht ändert, so wird sie noch eine Dichterin, und wehe den Frauen, die anders als durch das Herz Dichterinen sind.

— Was die Bücher betrifft, welche meine Tochter gelesen hat, — sagte die Gräfin, die Farkas mit einiger Ungeduld zu Ende gehört hatte, — so bin ich vollkommen beruhigt. Margarete hat kein Buch in die Hand bekommen, aus welchem sie etwas Schlechtes hätte lernen können.

— Ew. Gnaden haben diese Ueberzeugung, — sprach der Pfarrer, der, wenn er sich einmal in eine Discussion einließ, selbst in dem kleinsten Punkt nicht so leicht nachgab, — ich aber glaube gerade das Gegentheil. Daß die Bücher, welche Margarete gelesen hat, gefährliche oder unsittliche Grundsätze nicht enthalten, weiß ich wohl, habe ich doch den größten Theil davon selbst durchgesehen; aber die Eltern und Erzieher befinden sich, wenn sie die Lectüre der Kinder beurtheilen, gerade in derselben Lage, wie die Regierungen mit den Büchercensuren. Der Censor streicht mit großer Genauigkeit Alles weg, was auf ihn vielleicht einen schlechten Eindruck macht, und worin er gefährliche Anspielungen sieht, allein diese Anspielungen sind solche, von welchen der Leser keine Ahnung hat, und während diese ausgestrichen werden,

bleibt gerade das übrig, was die schlechteste Wirkung ausübt. Für Menschen, welche das Leben nicht kennen, besonders für Kinder ist, die mathematischen Bücher ausgenommen, jedes andere gefährlich, nicht deßhalb, weil sie unsittliche, sondern weil sie falsche Begriffe vom Leben daraus schöpfen. In Büchern sind die guten Menschen immer besser und liebenswürdiger, und die Bösen viel schlimmer, als wir sie im Leben finden; und mit dem besten gedruckten Sittenführer weichen wir größtentheils vom rechten Weg um so mehr ab, mit je größerem Vertrauen wir ihm gefolgt sind. Der Einfluß all' dieser schönen und rein sittlichen Geschichten auf Einzelne ist jenem gleich, welchen die Staatsromane eines Plato oder Morus auf das Leben ganzer Völker ausüben. Bei dem schönen Märchen vergessen wir, daß es nur ein Märchen war, und wir verschwenden unsere beste Kraft, indem wir unmögliche Zwecke verfolgen. In einem Tage, den wir unter Menschen zubringen, lernen wir vom Leben mehr, als wenn wir ganze Bibliotheken durchstudiren; und da Margarete nicht im Reich der Träume, sondern in der Welt ihren Platz einnehmen soll, so ist es nothwendig, daß sie früher die Menschen an wirklichen Gestalten kennen lerne.

— Sie kennen die große Welt nicht, sonst würden Sie mir nicht rathen, daß ich Margarete schon jetzt in ihren Kreis einführe, — sprach die Gräfin traurig. — In der Welt, in welche sie eintreten kann, hat man nicht Gelegenheit die Menschen in ihrer wirklichen Gestalt kennen zu lernen.

— Ich bin kein Bewunderer dessen, was man die große Welt nennt, — sprach Farkas — ich halte sie nicht für

die beste der möglichen Welten. Aber ich bin überzeugt, daß diese Welt nicht schlechter ist, als andere, und daß diejenigen, welche berufen sind, darin zu leben, damit eben so bekannt werden müssen, wie Anderen wieder die Kenntniß ihrer Kreise nothwendig ist. Ew. Gnaden haben sich von der Gesellschaft so lange zurückgezogen, daß Sie den Kreis, in welchem Sie geboren wurden, eigentlich schon nur aus Büchern kennen, und seit einiger Zeit ist die Herabsetzung der höhern Klassen ein Lieblingsgegenstand der Literatur geworden. Unsere Demokratie vergißt, daß, wenn sie jeden Menschen höheren Ranges für einen Teufel hält, sie ihn zugleich als ein höheres Wesen anerkennen müsse, denn die Teufel sind ja gefallene Engel. Alles das ist größtentheils nichts mehr als Phrase. — Zu seiner Zeit, als noch der selige alte Graf lebte, kam auch ich in der großen Welt herum. Unser Oberst hielt, wenn wir in der Stadt lebten, ein offenes Haus, und trotzdem ich ein armer Bursche war, so lebte ich doch genug oft in der höheren Gesellschaft. — In den Sälen gibt es viele Decorationen, an Zuschauern fehlt es auch nicht, und so gibt es gewiß auch eine kleine Komödie, Vieles, was eben nur Schauspiel ist, und ich gebe zu, daß alle diejenigen, die wir im Saale sehen, eine Rolle spielen, oder wenigstens spielen wollen; aber die Schauspieler bleiben deshalb dennoch so gut Menschen wie ihre Zuschauer, und nach der Vorstellung können sie sich eben so gut wirklich freuen oder betrüben, und eben so warm lieben, als wenn sie niemals solche Gefühle blos dargestellt hätten. Möge man von beiden Seiten was immer sagen, die gute Gesellschaft ist weder besser, noch schlechter als andere. In

verschiedenen Zeiten können die Menschen in Bezug auf ihren sittlichen Werth von einander verschieden sein. Wenn die Menschheit ein goldenes Zeitalter gehabt hat, so können die Menschen dieser glücklichen Periode viel besser gewesen sein als wir; allein in einem und demselben Zeitalter sind die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in Bezug auf ihren innernWerth einander eben so ähnlich, wie beide Seiten einer Münze, wie verschieden auch ihr Gepräge sei. Ich meinerseits habe unter den modernsten und feinsten Gewändern verhältnißmäßig eben so viele edle Herzen gefunden, wie unter dem Bauernrock, und ich habe genug Leute gekannt, die, wenn sie einem auch die Hand mit einem Glacé-Handschuh bekleidet reichten, ihr Wort eben so heilig hielten, wie wer immer auf der Welt. — Und der selige Oberst, Margaretens Großvater, war er nicht ein Kavalier in jeder seiner Bewegungen? Er war ganz ein Mann der großen Welt, ein Muster jeder Gesellschaft; und hat es einen ehrlicheren, edleren, tapferern Menschen gegeben als er war?

Wenn der alte Pfarrer einmal von seinem Obersten zu sprechen anfing, so erschöpfte er diesen Gegenstand nicht so bald, und auch jetzt erzählte er aus dem Leben seines unvergeßlichen Freundes viele Thaten und Aussprüche, aus welchen er schloß, daß Margarete einen eben so liebenswürdigen Mann wählen müsse, wie der alte Herr gewesen, und daß dieser, wenn er noch lebte, seine Enkelin gewiß in die große Welt einführen würde. — Die Gräfin wurde unterdessen immer unruhiger, und unterbrach den Sprechenden mit der Bemerkung, daß ein Gewitter im Anzug sei.

Farkas blickte staunend auf die Gräfin.

— Sehen Sie nur die schwarze Wolke, die von dort herkommt. Die Wipfel der Bäume schwanken, das Gewitter beginnt schon zu brausen.

War es die Schwäche ihrer Nerven, oder weil jedes Sommergewitter sie an die Umstände erinnerte, unter welchen sie Orm oslak verlassen hatte; genug an dem, die Gräfin befand sich immer in einem außerordentlich aufgeregten Zustande, so oft ein Gewitter herannahte. Sie war in solcher Zeit nicht von der Furcht vor einer bestimmten Gefahr, sondern von einer allgemeinen Unruhe ergriffen, deren Ursache sie selbst nicht anzugeben vermochte, aber welche zu besiegen, sie nicht im Stande war.

Farkas stand auf und ging in den Garten. Während er mit der Gräfin auf der Veranda sprach, und den reinsten Himmel vor sich sah, thürmten sich auf der andern Seite des Horizonts schwere Wolken auf, die von unsichtbarer Macht plötzlich in Bewegung gebracht, sich über den frei gebliebenen Theil des Himmels mit unerwarteter Schnelligkeit zu verbreiten anfingen. Die Sonne war plötzlich in einen Schleier gehüllt, und einzelne starke Donnerschläge, die aus der Ferne gehört wurden, mahnten an das nahende Gewitter.

— Ew. Gnaden können ganz ruhig sein — sagte Farkas, auf die Verande zurückkehrend. — Die Wolken fangen bereits an, sich zu zerstreuen, es wird vielleicht auch kein Gewitter geben, höchstens einen kleinen Regen. — Diese zur Beruhigung der Gräfin gesprochenen Worte wurden von einem heftigen Donnerschlag unterbrochen; hierauf bemerkte Farkas,

daß das Gewitter bald zu Ende sein werde, da es sich einmal entleert habe.

— Es hat gewiß im Walde eingeschlagen — sagte die Gräfin erschrocken, und Margarete geht dort spazieren.

— Wie kann Ew. Gnaden so was nur einfallen; — sprach Farkas, der vor diesem Gedanken selbst erschrack — Margarete wird gleich zu Hause sein. Sie wird ja doch auch das Gewitter kommen gesehen haben. — Aber warum schwärmen diese Mädchen auch immer herum — sagte er zornig, und ging von der Veranda wieder in den Garten zurück, als ob er dadurch, daß er sich dem Regen aussetzte, Margaretens Rückkehr beschleunigen könnte.

— Es ist ein schreckliches Gewitter — sprach die Gräfin, als Farkas zurückkehrte, mit immer wachsender Unruhe. — Es ist ein Wolkenbruch. Bei solchem Wetter können sie nicht mehr nach Hause kommen.

— Sie müssen nach Hause kommen — sagte der Pfarrer aufgeregt — und ich hoffe, Ew. Gnaden werden ihnen diesmal einen tüchtigen Verweis geben. In solcher Zeit auszugehen! Es geschieht ihnen schon recht, wenn sie tüchtig naß werden.

— Man muß Jemanden um sie schicken.

— Was schicken, ich gehe gleich selbst — sagte Farkas, der selbst immer unruhiger wurde; und einige Minuten später entfernte sich des Pfarrers hohe Gestalt in dem größten Platzregen durch das Thor des Kastells.

II. Kapitel.

Während die Gräfin und der alte Pfarrer sich über Margaretens Zukunft berathschlagten, entfernte sich diese mit Mariska unter lebhaftem Gespräch vom Hause immer weiter. — Vérthalom liegt in einem, mehrere Meilen breiten Thale, doch am Fuße des Gebirges. Ein Theil des Dorfes steht noch auf der Ebene, der andere aber, und besonders die Kirche und das Kastell stehen schon auf erhöhterem Boden, und gleich hinter letzterem erhebt sich der Berg, welcher das Thal von dieser Seite begrenzt. Den Bergabhang bedeckt ein hoher Wald, welcher vom Schloßgarten durch eine breite Wiese getrennt, sich beinahe bis zum Gipfel erstreckt.

Margarete verbrachte beinahe jeden Tag, von Mariska allein begleitet, in diesem Walde mehrere Stunden. Wie ausgedehnt auch der Garten war, dessen Verschönerung die Gräfin sich besonders angelegen sein ließ, so befand sich das schwärmerische Mädchen innerhalb seines Umkreises seit einiger Zeit dennoch nicht wohl. — Selbst die Schönheit dieses Gartens, die sorgsame Pflege, die man an jedem Blumenbeet merkte, die jeden Tag reingefegten Wege, und diese Bäume, von welchen jeder dürre Ast weggenommen wurde, widerstrebten ihr. Draußen im Walde, wo die hundertjährigen Linden und Buchen ihre Kronen frei ausbreiten, — und der Epheu und die wilde Rebe, die sich an ihnen hinaufwinden, in natürlichen Festons von den Zweigen herabhängen; wo

ihr Niemand den Weg vorgezeichnet hat, den sie zu gehen habe; wo der grüne Rasen, über welchen sie spurlos hinschreitet, von der Natur allein mit farbigen Blumen geschmückt wurde, — da fand sie sich heimischer. Hier finden wir sie mit Mariska auch jetzt.

Die Mädchen gingen plaudernd und Blumen pflückend den Berg hinan, bis sie am Saume des Waldes plötzlich wahrnahmen, daß sie fast bis auf den Gipfel des Berges gelangt seien.

— Kehren wir schnell zurück, sprach Mariska erschrocken; — ehe wir nach Hause kommen, wird es Abend sein, und was werden die Gräfin und meine Großmutter sagen!

— Gehen wir nur noch auf den Gipfel hinauf; — sagte Margarete — erinnerst du dich nicht mehr an den prächtigen Sonnenuntergang, den wir vergangene Woche mit dem hochwürdigen Herrn von oben gesehen haben?

— Bis zum Sonnenuntergang können wir doch nicht oben bleiben, — bemerkte die andere — wir haben uns jetzt schon verspätet.

— Ich will ja auch nicht so lange oben bleiben; bis Sonnenuntergang ist es noch lange hin. Bis dahin werden wir schon längst zu Hause sein. Aber die Aussicht ist so prachtvoll; nur auf einen Augenblick gehen wir hinauf.

Mariska widersetzte sich noch immer; allein da Margarete nicht nachgab, und endlich sogar den Entschluß aussprach, lieber allein hinaufzugehen, so war Mariska, wenn auch mit schweren Herzen genöthigt, nachzugeben.

Den Berggipfel, zu welchem Margarete von ihrer Gefährtin begleitet, jetzt hinaufeilte, nahm eine Wiese ein. Auf dieser fand man einzelne junge Bäume und Sträucher zerstreut, Ueberreste des längst gefällten Waldes, und eine hundertjährige Linde, die gerade auf dem höchsten Punkt des Gipfels als Grenzbaum verschont wurde und ihre Genossen überlebend als Denkmal einer großen Vergangenheit allein da stand. Der mächtige Baum, den, seit die andern gefällt wurden, so viele Stürme erschüttert hatten, streckte noch grünend seine knorrigen Aeste aus, und nur wenige dürre Aeste an seinem Wipfel und die tiefen Spalten in der Rinde bewiesen, daß auch er seine Zeit schon überlebt habe.

Hier blieb Margarete stehen, nahm ihren Hut ab, und blickte, sich im Schatten der großen Linde niedersetzend, mit Entzücken umher. — Nach einer Seite lag das Thal, in welchem Vérthalom steht, unter ihr. Das Kastell und die Kirche, der Garten, die weißen Häuserreihen des Dorfes, der ganze Umkreis, in welchem sie lebte, den sie in allen seinen Einzelnheiten kannte, und der aus der Ferne ihr in ganz anderer Gestalt erschien, lagen vor ihr ausgebreitet. Auf der andern Seite, gleich am Fuß des Berges steht Káldorfalva, dessen Grenze von jener Vérthalom's nur durch den Berggrat getrennt wird. In einiger Entfernung vom Dorf erheben sich über dem dichten Wald die spitzen Dächer und der hohe Thurm des Káldorfer Schloßes, hinter demselben zeigen sich auf Hügeln, die einen Halbkreis bilden, die Weingärten, zwischen welchen zerstreut die Keller und die kleinen Weinhäuser wie weiße Punkte erscheinen. Weiter entfernt erheben sich mehrere

Bergreihen hintereinander, deren letzte den Horizont gleich einer blauen Wolke begrenzt. Den großen Raum, der sich bis zu diesen Bergen erstreckt, bedecken grüne Wiesen und dunkle Wälder, Weingärten und Aecker mit verschiedenen Farben, einem kunstreichen Teppich gleich, den der menschliche Fleiß über die grüne Ebene gebreitet, und auf welchem zerstreut einige Dörfer und viele einzelne Häuser sichtbar sind; kurz das Auge fand hier alle jene Abwechslung, ohne welche die schönste Gegend wohl einen großartigen, aber selten einen angenehmen Eindruck auf uns macht.

Margarete war schon mehrmals in ihrem Leben hier gewesen, aber so schön wie heute hatte sie diese Gegend noch nie gefunden. — Vielleicht deßhalb, weil sie dieselbe noch nie in so schöner Beleuchtung gesehen hatte, und weil man an Gegenden wie den Menschen das, was an ihnen am schönsten ist, zuweilen erst nach Jahren in einem günstigen Augenblick entdeckt; oder vielleicht deßhalb, weil der Zustand ihres Gemüths sie für das Verständniß der Naturschönheiten heute empfänglicher machte. Margarete konnte sich diese Wonne, die ihr Herz erfühlte und sie traurig stimmte, diese Glückseligkeit, bei welcher ihre Augen in Thränen schwammen, selbst nicht erklären.

— Welch' eine entzückende Aussicht! — sprach sie endlich nach längerem Schweigen. — Sieh dort die dunkle Wolke, sie erhebt sich am Horizont wie eine riesige Bergkette.

— Wir bekommen sicher ein Gewitter, — sagte Mariska, deren Aufmerksamkeit diese Wolke vom ersten Augen-

blick auf sich gezogen hatte. — Wir müssen eilen, sonst trifft uns das Wetter mitten auf dem Wege.

— Das Gewitter, welches diese Wolke in sich trägt, ist noch fern. Wer weiß, — vielleicht kommt es auch gar nicht her, — das, was später und innerhalb ferner Grenzen vielleicht schrecklich sein kann, gewährt uns in diesem Moment einen schönen Anblick; warum sollte ich mich also davor fürchten? Schau nur die Thäler an, welche immer weiter werdend sich bis zum Horizont erstrecken, und die wunderbar geformten Gipfel, die mit schneeweißen Wolken bedeckt, Gletschern gleichen. Als ob ich die Schweizer Gebirge sähe, deren dunkle Erinnerung ich seit meiner Kindheit bewahre, und von welchen ich so oft träume.

— Ich fürchte mich vor den Wolken. Ich glaube, sie sind, seit wir hier ankamen, schon größer geworden. Wir können nichts Besseres thun, als je früher nach Hause gehen.

— Nur noch ein wenig bleiben wir hier. — Ich kann es nicht sagen, wie sehr ich diese Gegend liebe. Bei uns in Vérthalom verschließen die Berge die Aussicht. Es ist dort Alles so beschränkt, so enge.

— Enge? Wie können Sie das sagen, da man wenigstens zwei Stunden fahren muß, um bis zu der andern Seite des Gebirges zu gelangen? — fragte Mariska erstaunt.

— Mir ist es zu enge; und wenn ich von unserer Veranda, von der die Aussicht so schön sein soll, umher schauend, immer nur dieselben Berge vor mir sehe, die höchstens ihre Farbe verändern, und die mich immer auf dieselben Gedanken bringen, so fühle ich mich beengt. — Ich brauche

einen freieren Gesichtskreis. Hier, wo mein Blick einen beinahe grenzenlosen Raum durchfliegt, wo ich allerlei neue Bilder vor mir finde, und wo in der Ferne so viele neue Gegenstände vor mir auftauchen, deren Gestalten nur meine Phantasiebestimmt: hier fühle ich mich besser, glücklicher. Wie unendlich schön und großartig ist diese Welt!

— Sonderbar; und mir scheint Vérthalom auch von hier aus das schönste zu sein, — sprach Mariska. — Es ist, als ob das Schloß, das Dorf, der Wald von dieser Höhe aus nur um so lieblicher wären. Sehen Sie nur dort am Ende des Dorfes das Haus der alten Kerekes, in der Nähe ist es nur eine kleine Hütte, und wie schön nimmt es sich von hier gesehen aus; es würde Niemand bemerken, daß der Mörtel vom Regen halb weggewaschen ist; selbst der Friedhof scheint nur ein grüneres Feld zu sein.

— Du bist glücklich! — dich befriedigt der Kreis, in welchem du lebst. Ich fühle mich beengt, Sehnsucht erfüllt meine Seele; ich weiß selbst nicht, wonach, oder wohin, nur fort von hier, wo ich einen neuen Kreis, neue Verhältnisse finde!

— Um Gottes Willen! sprechen Sie nicht so, — sagte Mariska beinahe erschrocken, — auf der ganzen Welt können wir nicht glücklicher sein, als wir jetzt sind. Der hochwürdige Herr hat es auch gesagt.

— Es kann sein, — sprach Margarete traurig — nur folgt daraus noch nicht, daß ich glücklich bin. Einst war ich es; es ist noch kein Jahr her, seit ich mich vollkommen befriedigt fühlte, und der Gedanke, daß meine Lage sich ändern

könne, erfüllte mich mit Schrecken. Wenn ich mit meiner Mutter auf einige Stunden in die Stadt ging, oder wenn wir in der Nachbarschaft einen Besuch machten, so konnte ich den Augenblick kaum erwarten, in welchem wir wieder zurückkehren würden. Was ich in meinen Büchern über die Welt gelesen habe, war mir, was dir diese Aussicht: ein interessantes Bild, an welchem ich, wenn es vor mir auftauchte, mich erfreute, aber wozu ich mich nicht hingezogen fühlte; es war mir wie diese Wolken, an welchen wir uns ergötzen, von denen wir aber wünschen, daß sie uns so fern als möglich bleiben. — Doch plötzlich änderte sich dieses Alles. Ich könnte selbst nicht sagen, wann und wodurch; rings um mich ist doch keine Veränderung vorgefallen, ich erinnere mich an kein Ereigniß, das meinen Gedanken eine andere Richtung hätte geben können, und dennoch ist meine Seligkeit dahin. Wie die Blume, die ohne Platzregen, ohne Sturm plötzlich ihre Blätter verliert, so veränderte sich mit einem Male mein Leben, und statt Freude erfüllt nur Sehnsucht mein Herz. Wenn mich Jemand fragen würde, was ich wünsche, so wüßte ich es nicht zu sagen. Manchmal ist meine Seele von großartigen Phantasien erfüllt. Ich denke an Jene, deren Erinnerung die Geschichte aufbewahrt hat, die durch ihre Thaten und Gedanken einer ganzen Periode eine neue Richtung gegeben haben, — und es kommt mir vor, als ob ich nur dann glücklich sein könnte, wenn ich ihnen gleich würde. Ist doch der Ruhm nicht allein das Vorrecht der Männer: wie viel Frauennamen haben wir unter den schönsten Erinnerungen der Menschheit gefunden, und warum könnten diese Beispiele nicht so anei-

fernd auf uns wirken, wie die der Männer auf Jünglinge! Manchmal stelle ich mir einen noch engeren Kreis vor, aber einen solchen, dessen ganzes Glück von mir ausgeht, für dem ich allein sorge, den ich allein erhalte, dessen Alles ich bin. In meiner jetzigen Lage fühle ich mich so überflüssig, so vollkommen unnütz.

Mariska hörte die Worte ihrer Freundin mit tiefer Rührung an. — Das Alles kommt daher, sagte sie, weil Sie so außerordentlich begabt sind; deshalb sind Sie mit Ihrem Kreise nicht zufrieden. Wie es in dem Liede steht, welches wir gestern gelesen haben: „Höhere Geister, tiefere Herzen, wehe euch auf dieser Erde." Sehen Sie, ich bin vollkommen glücklich, ich könnte mir gar kein anderes Glück wünschen, als das, welches ich genieße. Die großen Männer, deren Geschichte ich gelesen habe, bewundere ich sehr, und noch mehr bewundere ich die Frauen, schon deßhalb, weil sie zur Ausführung so großer Dinge und zum Schreiben Zeit gefunden haben; aber ich gestehe aufrichtig, daß ich sie um ihr Schicksal niemals beneide habe, eben so wenig, wie die Reichen um das ihrige. Zwar mag der Gedanke, daß sie Vielen helfen können, sie zuweilen glücklich gemacht haben: aber in einem kleineren Kreise können auch viele Andere dieses Glück genießen, und sie, von welchen man so viel verlangt, und die von ihrem höheren Standpunkt aus weiter sehen, müssen ebenfalls fühlen, daß sie denn doch nicht Jedem helfen können. Ich kann auch gar nicht begreifen, wie Jemand, der sich eine so ungeheure Aufgabe gestellt hat, sich glücklich fühlen kann; ist er doch von seinem Ziel um so ferner, je größer sein Kreis ist, muß er

doch um so einsamer dastehen, je Mehreren er sein Leben gewidmet hat. Es ist zwar gut, daß nicht Jedermann so denkt, aber dennoch wäre es mir lieber, wenn Sie weniger ausgezeichnet und mir ähnlicher wären; Sie würden sich dann glücklicher fühlen, sich wenigstens von uns nicht fort wünschen, und uns nicht vergessen.

— Mißverstehe mich nicht auch du, wie die Andern — sagte Margarete, ihrer Freundin gerührt die Hand drückend. — Denke nicht, daß mein Herz je anders werde, wenn ich mich auch von hier fortwünsche. Gebe Gott, daß ich Dir gleich sein könnte; dann würde ich wenigstens auch von Jedermann geliebt werden, dann wüßte ich, daß ich zum Glück der Andern nothwendig sei, und ich würde mich auch zufrieden fühlen. Aber so; — Gibt es außer Dir in diesem Hause noch Jemanden, der mich liebt?

— Und die Gräfin, meine Großmutter, der Pfarrer — und Alle!

— Ja, sie lieben mich — sagte Margarete traurig. — Der Eine Seinethalben, der Andere meiner Mutter zu liebe, die Uebrigen, weil ich sie nicht beleidiget habe, und weil ich, wenn es nöthig ist, ihr Fürsprecher bin. Glaube mir, Marie, ich weiß das am besten. Selbst meine Mutter — —

— Um Gottes Willen, wie können Sie nur so was sprechen?!

— Meine Mutter liebt mich; möglich, daß unter allen Lebenden Niemand ihrem Herzen näher steht; allein diese

Liebe ist nicht das, was ich für sie fühle, was mich befriedigen könnte. Meine Mutter hat mich sorgsam gepflegt, sie kümmert sich um mich, sie erfüllt jeden meiner Wünsche; aber sie hat kein Vertrauen zu mir. Seit Jahren habe ich bemerkt, daß ihr Herz von einem großen Kummer bedrückt wird. Sie kann das vor mir nicht verbergen; schon als ich noch ein Kind war, bemerkte ich, wenn ich zuweilen unvermuthet in ihr Zimmer trat, daß sie geweint habe. Doch kaum sah sie mich, so trocknete sie ihre Thränen, und zwang sich zu lächeln. Ich schmiegte mich an sie und fragte, was ihr fehle; ich fiel ihr um den Hals und bat sie, mir es zu sagen; sie aber antwortete, es fehle ihr nichts, oder höchstens, daß ich das noch nicht verstehen könne, sie werde mir es schon einmal sagen. Jahre vergingen, ich wuchs auf, und sie blieb schweigsam. Könnte sie das thun, wenn sie mich wahrhaft liebte? Gibt es eine Liebe ohne Vertrauen? Und wie kann ich zufrieden sein, wenn ich sehe, daß ich durch meine Anhänglichkeit das Herz meiner Mutter nicht gewinnen konnte? Sie kennt mich nicht, sie versteht mich nicht, und ahnt auch nicht die Leiden, die mein Herz erfüllen. Niemand könnte sie mehr, könnte sie so lieben wie ich, und dennoch stehen wir uns halb wie Fremde gegenüber. Sie verschließt ihren Kummer in sich, und ich ersticke meine Gefühle; das Wort schwebt uns auf den Lippen, und ich vermag nicht, es auszusprechen, nicht einmal das, wie sehr ich sie liebe, wie sehr ich leide. Stets fällt mir ein, daß sie kein Vertrauen zu mir hat; mein Herz ist zum Ueberströmen voll, und ich spreche von gleichgültigen Dingen. — Warum spricht sie nicht offen mit mir? Warum sagt sie

nicht, daß sie mir ihr ganzes Herz nicht geben, daß sie mich niemals so lieben könne, wie die, welche sie verloren hat?

— O Margarete! quälen Sie sich nicht mit solchen Einbildungen.

— Das ist keine Einbildung; — entgegnete jene traurig — ich weiß es vom hochwürdigen Herrn selbst, der, nachdem ich ihn öfter gefragt hatte, warum meine Mutter so oft weine, mir endlich erzählte, ich hätte, als ich noch selbst ein kleines Kind war, ein Schwesterchen gehabt, das an der Cholera gestorben, und über dessen Verlust meine Mutter noch immer untröstlich sei. Würde sich, wenn meine Mutter mich wahrhaft liebte, dieser Schmerz nicht gelegt haben? Hätte sie ihn mir nicht mitgetheilt? Wenn ich sie schon nicht trösten könnte, so könnten wir wenigstens mitsammen weinen. Warum verheimlicht sie mir das, wovon sie, wie ich recht gut weiß, mit dem hochwürdigen Herrn oft spricht? Weil sie mich für gefühllos hält und glaubt, ich könne ihren Schmerz nicht verstehen; oder weil ich ihrem Herzen nicht genug nahe stehe, um ihren Kummer durch meine Theilnahme lindern zu können. Ich bin meiner Mutter nicht gram. Ich weiß wohl, daß ein einziger Streich dem Herzen eine so tiefe Wunde schlagen kann, von der man sich unmöglich so weit erholen kann, um wieder mit ganzer Kraft zu lieben. Ich liebe sie wegen dieses Schmerzes vielleicht um so mehr. Aber läßt sich etwas Qualvolleres denken, als daß wir den, den wir lieben, nicht glücklich machen können, gibt es ein sichereres Zeichen, daß unsere Liebe nicht erwidert wird? — Es ist umsonst,

jedem ist sein Schicksal beschieden, und das meine scheint zu sein, daß Niemand mich liebe.

— Und liebe ich Sie nicht? — sagte Marie, Margareten mit thränenerfüllten Augen die Hand drückend.

— Du liebst mich, daß weiß ich wohl, und wenn ich dein Herz auch mit einem andern theilen muß, so kann mich doch selbst dieser aus dem Platz, den ich darin einnehme, nicht verdrängen.

Maria erröthete; es war deutlich, daß sie die Anspielung verstand. Margaretens Blicke hingen mit Liebe an ihrer Freundin, und da ihre Gedanken jetzt wie unvermuthet eine andere Richtung nahmen, so veränderte sich auch der ganze Ausdruck ihres Gesichtes. Vor einigen Augenblicken war ihr ganzes Wesen von Kummer erfüllt; jetzt schwebte um ihre Lippen ein zartes Lächeln, und sie schien so heiter, als ob dieses lächelnde Gesicht nichts Anderes als Freude ausdrücken könnte. Wie der Frühlingshimmel, dessen scheinbar schwere Wolken sich unerwartet zertheilen, so daß auf die Düsterkeit plötzlich glänzender Sonnenschein folgt; wie die grünende Wiese, an deren mit der Farbe der Hoffnung bedeckter Oberfläche bei der geringsten Verletzung die dunkle Erde hervorscheint: so war sie. Ein neuer Gegenstand, ein Wort, ein Gedanke veränderten ihren Gemüthszustand. Die Natur hatte, wie es schien, ihr Herz mit gleicher Empfänglichkeit für Freude und Schmerz beschenkt, und die Schnelligkeit, mit welcher sie zuweilen von der einen Empfindung zu der andern überging, war theils dieser Empfänglichkeit, theils ihrem Alter zuzuschreiben; — ist es doch das Vorrecht der Jugend, daß sie

ihren Schmerz entweder nicht, oder ganz von sich abschütteln kann, — daß sie wie den halben Schmerz, so auch die halbe Freude nicht kennt; und daß sie anstatt der aus Heiterkeit und Düsterkeit gemischten Beleuchtung, in welcher wir später den größten Theil unseres Lebens hinbringen, entwedernur glänzenden Sonnenschein oder ganz dunkle Nacht um sich sieht.

— Warum erröthest du, oder glaubst du vielleicht, wir kennen dein großes Geheimniß nicht schon längst? — sprach Margarete freundlich.

— Ich habe kein Geheimniß, sagte Marie in großer Verwirrung.

— Du hast Recht. Wenn der Bach auch nicht murmelt, so sieht man dennoch jedes Steinchen, das seine Wellen hebt, durch seinen reinen Spiegel hindurch. So bist du. Wozu brauchst du zu sprechen, wenn man dich ohnedies versteht, wenn wir ohnehin wissen, daß du den Andreas liebst.

— Nur über ihn scherzen Sie nicht, sagte Mariska mit sanftem Vorwurf.

— Ich scherze nicht, meine Liebe. Andreas ist ein guter, verständiger, ehrlicher Mensch. Mit ihm wirst du gewiß glücklich sein. Der hochwürdige Herr hat es neulich auch gesagt.

— Wie kann der hochwürdige Herr so etwas sagen? Andreas wird reich sein, in der ganzen Gegend gibt es kein reicheres Haus als das seines Vaters, und wir sind arm.

— Aber du bist von Adel und Andreas nicht, das gleicht sich aus; und weißt du nicht wie stolz der alte Fe-

kete ist? Er möchte sein halbes, vielleicht sein ganzes Vermögen hingeben, wenn er ein Edelmann sein könnte.

— Was nützt das Alles, — sagte Marie traurig, — wenn Andreas mich nicht liebt?

— Was fällt dir ein!

— O ich weiß das gut. In früheren Zeiten, als wir beide noch jünger waren, da liebte er mich. Es schien, als ob er ohne mich nicht leben könnte, aber jetzt, besonders seit letzter Zeit beginnt er mich zu meiden. Wenn wir uns unvermuthet treffen, so spricht er kaum, antwortet mir kaum auf meine Fragen, und so viel ich mir auch den Kopf zerbreche, so kann ich doch nicht herausbringen, womit ich ihn beleidigt habe.

Durch dieses Gespräch interessirt, bemerkte selbst Mariska nicht, daß die Wolken, die sie früher geängstigt, sich immer höher hinauf gezogen und die Sonne schon längst bedeckt hatten. Ferner Donner und der kühle Wind, der sich plötzlich erhob und die Zweige der Linde in Bewegung setzte, erinnerten die beiden Mädchen endlich an die nahende Gefahr.

— Wir müssen eilen, — sagte Margarete, indem sie aufstand und sich auf den Weg machte, — sonst werden wir naß.

— Mein Gott, was werden wir machen, — seufzte Mariska, die von ihrer früheren Angst wieder befallen wurde, welch' ungeheuere Wolken und wie schrecklich blitzt es!

— Fürchte dich nicht, wir gehen auf dem kürzeren Weg hinab, welchen uns der hochwürdige Herr neulich gezeigt hat.

— Und wenn wir uns verirren?

— Wir können uns nicht weithin verirren. Fürchte dich nicht, ich kenne den Wald so wie unseren Garten.

Unter diesem kurzen Gespräch ging Margarete, von ihrer Gefährtin gefolgt, mit eilenden Schritten abwärts. Als sie zum Wald gelangten, blieb jene ein wenig stehen, um den kürzeren Weg zu suchen; aber nach kurzem Ueberlegen entschloß sie sich, und ging auf den finstern Wald so muthig los, als ob sie diesen Weg jeden Tag machte. Mariska folgte ihr zitternd, aber mit Vertrauen. Indessen strömten die dichten Tropfen, die schon gleich nach ihrem Aufbruch zu fallen anfingen, immer dichter hernieder, der Wind tobte heftiger zwischen den Bäumen, und noch ehe sie ins Thal hinab gelangt waren, brach der Sturm mit seiner ganzen Gewalt los. — Margarete hielt trotz dem Platzregen, der auf den Wald niederströmte, dennoch eine Weile den Fußweg bei; allein endlich verlor sich auch dieser im Gebüsch. Der Weg wurde immer abschüssiger, immer schwieriger, und endlich konnte auch sie nicht leugnen, daß sie sich verirrt haben.

Margarete kannte die Gegend, und wußte, daß auch dieses Thal, in welches sie gelangt waren, nach Vérthalom führe; allein es fiel ihr ein, welche Angst ihre Mutter haben müsse, und mitten unter den Tröstungen, mit welchen sie ihre Gefährtin ermuthigen wollte, konnte sie ihre stets wachsende Unruhe nicht verbergen. — Mariska folgte schweigend ihrer Führerin.

So schritten sie beinahe eine Stunde lang vorwärts. Auf Augenblicke schien der Platzregen aufzuhören, die Gegend wurde heller, aber bald fingen Wind und Regen wieder mit

einer Kraft zu toben an, als ob das Wetter erst jetzt mit aller Macht losbräche. So gelangten sie endlich zum Bach, der dicht am Fuß des Berges an Vérthalom vorbeifließt. Bisher waren sie schweigend fortgegangen, ohne Ermüdung zu fühlen. Hier blieben sie einen Augenblick stehen. Sie wußten, daß sie nur am Ufer des Baches entlang gehen müssen, um zu der Brücke zu gelangen, die sie nach Vérthalom führt; und ihre quälende Ungewißheit hatte ein Ende. Mariska ward ruhiger. Margarete, auf welche Alles, was in der Natur schön und großartig ist, stets einen starken Eindruck machte, blickte fast mit Entzücken auf die außerordentliche Szene. Diese sonst so liebliche Gegend schien ihr in diesem Augenblick noch schöner zu sein. Als ob sie das Brausen des Waldes besser verstünde als den Gesang, der ihn sonst erfüllte, als ob sie sich dem Bach, der jetzt sein tiefes Bett bis zum Rande füllend, mit wilder Hast vor ihr dahinbrauste, verwandter fühlte.

Doch dieser poetische Genuß hörte auf, als sie zur Brücke gelangten. Der bescheidene Bau, welcher das dießseitige Ufer mit Vérthalom verband, war eigentlich nur ein breites, mit Geländern versehenes Brett, das an zwei starken Pflöcken befestigt war. — Gewöhnlich ragten diese Pflöcke aus dem Wasser hervor, und wer den Bach in seinem alltäglichen Zustand sah, hielt es gewiß nicht für möglich, daß seine Wellen diese Brücke je zerstören könnten. Allein diese Erwartung wurde durch die Erfahrung Lügen gestraft. Die außerordentliche Fluth hatte die Erde, in welche die Pflöcke eingerammt waren, heute zum großen Theil weggewaschen,

und als die Mädchen zu der Brücke gelangten, gewahrten sie mit Schrecken, daß sie schwanke.

— Geh'n wir schnell hinüber, — sagte Margarete, indem sie einen Augenblick stehen bleibend, ihre ganze Kraft zusammennahm.

— Um Gottes Willen! sehen Sie denn nicht, wie das Brett schwankt, sobald wir darauf treten, bricht es zusammen; — schrie Mariska, und hielt ihre Gefährtin, die sich schon in Bewegung setzte, zurück.

— Je länger wir zögern, desto mehr wächst die Gefahr. Und wir müssen hinüber gehen. Ich weiß, wie ängstlich meine Mutter ist. Wenn du dich fürchtest, so bleibe hier; aber ich gehe.

Während Margarete sich von ihrer Gefährtin, die sie mit Gewalt zurückhielt, zu befreien suchte, erzitterte auf einmal die ganze Brücke. Wahrscheinlich schlug einer der Steine, welche die Fluth fortriß, an den Pflock, und im nächsten Augenblick sank die Brücke krachend in die schäumenden Wellen. Mariska war kaum Zeit genug geblieben, um Margarete, die schon auf der Brücke stand, zurückzureißen.

Mariska schluchzte laut auf. Margarete sah erblaßt auf den wilden Fluß, dessen Fluthen die zertrümmerte Brücke fortrissen. Nur einer der Pflöcke, und ein Theil des Geländers war stehen geblieben, und Mariska's Kopftuch, das ihr während des Schrecks herabgefallen war, blieb an den am Ufer stehenden Sträuchern hängen.

Margarete verzweifelte. Sie, die früher ihre Müdigkeit kaum wahrnahm, und über die Hindernisse, deren Ueber-

windung ihre ganze Kraft in Anspruch nahm, lachte, verlor jetzt, da sie ein unbesiegbares Hinderniß vor sich sah, ihr Selbstvertrauen. Mariska wurde, sobald der erste Schreck vorüber war, ruhiger. Der Gedanke an die Gefahr, von welcher sie durch die Vorsehung errettet wurde, erfüllte ihre Seele mit Dank.

Die größere Brücke, über welche die Wagen gingen, und außer welcher es keinen anderen Uebergang gab, war noch fern. Um dort hin zu gelangen, mußten sie sich stets an den Bach halten, und dieser war an mehreren Stellen ausgetreten. Es war für sie am rathsamsten, bis nach dem Gewitter unter dem großen Felsen Zuflucht zu suchen, von welchem sie nur einige Schritte entfernt waren. Das war Mariska's Ansicht, welche Margarete endlich zu befolgen gezwungen war.

Sonst war dies einer der Lieblingsplätze Margaretens. Der dunkle Fels, der aus der Bergwand hervorragend, beinahe eine kleine Höhle bildete, bot unter seinen mit Epheu bewachsenen Wänden selbst in der Mittagshitze, kühlenden Schatten. Jetzt indeß war das Mädchen nicht in der Stimmung, um was immer für eine Schönheit der Natur zu genießen, und ihre Aufregung wuchs von Minute zu Minute. Das Wetter fing an sich zu verziehen, und am Himmel waren schon einzelne hellere Stellen sichtbar; aber wie lange wird es dauern bis der Bach sich in sein Bett zurückzieht, und was wird die Mutter bis dahin thun?

Plötzlich zog das Bellen eines Hundes ihre Aufmerksamkeit auf sich. Mariska schwieg erschrocken. Einige Augenblicke später erschien ein schöner englischer Windhund vor

dem Felsen, und gleich darauf kam ein unbekannter Mann zum Vorschein.

Die Ueberraschung war beiderseitig, und die Mädchen, welche an dieser einsamen Stelle plötzlich einen Fremden vor sich sahen, konnten über dieses unerwartete Zusammentreffen nicht mehr erstaunt sein, als er.

— Ew. Gnaden sind von dem schlechten Wetter im Freien überrascht worden, — sagte der Fremde nach kurzer Pause. Ich will hoffen, dieser Tag gehöre zu den Ausnahmen. Die Gegend ist nicht großartig genug, daß man ihr eine plötzliche Veränderung verzeihen könnte.

Margarete fühlte sich durch das Aeußere, und durch das ganze Benehmen des Fremden, besonders aber dadurch, daß er sie kannte, beruhigt; jedoch vermochte sie nicht die Verlegenheit zu verbergen, mit welcher sie ihm auf seine Ansprache einige gleichgiltige Worte sagte.

— Mein Anzug ist kein solcher, in welchem ich mich in Ihrem Hause als Nachbar vorzustellen beabsichtigte, allein Noth bricht Eisen; erlauben Sie mir daher, daß ich es hier thue. Ich heiße Adrian Káldory. — Wenn Sie auch meinen Namen nicht kennen, so kennen Sie doch wahrscheinlich das dunkle Haus, welches an der andern Seite des Berges liegt, und wo ich mich seit drei Tagen niedergelassen habe. Und jetzt erlauben Sie, daß ich von meinem Nachbarrecht Gebrauch machend, Ihnen gleich meine Dienste anbiete.

Margaretens Befangenheit schwand vor der ungezwungenen Höflichkeit des Fremden immer mehr und mehr. Wie dankbar ich Ihnen auch für Ihr Anerbieten sein muß, —

sagte sie — so fürchte ich dennoch, daß Sie, Herr Graf, in unserer gegenwärtigen Lage uns nicht helfen können. Die Brücke, über welche wir gehen müssen, ist von der Fluth weggerissen worden. Durch den Bach können wir nicht waten, und meine einzige Hoffnung ist, daß Jemand von unsern Dienstleuten, den meine Mutter nach uns geschickt hat, hieher kommen werde, und wir durch denselben werden können sagen lassen, es sei uns kein Unfall passirt.

— Wenn Sie es erlauben, so biete ich Ihnen ein anderes Mittel an, durch welches Ihre Mutter die erfreuliche Nachricht schneller und in angenehmerer Weise erhalten wird. Wenn ich nicht irre, — denn obwohl ich hier schon zweimal gejagt habe, so muß ich doch gestehen, daß mir die Gegend noch ein wenig unbekannt ist, — so sind wir nicht weit von meiner Mühle, wohin ich meinen Wagen bestellt habe. Neben der Mühle befindet sich eine steinerne Brücke, welche von der Fluth gewiß nicht zerstört worden ist.

— Daß uns das in unserem Schreck nicht eingefallen ist! — sagte Marie, in welcher die Freude die Befangenheit besiegte, mit welcher das Erscheinen des fremden Mannes sie erfüllt hatte.

— Auf diese Weise können Sie, wenn Sie sich einem unerfahrenen Führer anvertrauen wollen, binnen einer halben Stunde bei Ihrer Mutter sein.

Margerete nahm das Anerbieten mit Dank an, und im nächsten Augenblick machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg zur Mühle.

III. Kapitel.

Das Wetter hatte indessen aufgehört. Die Sonne, die sich dem Untergeh'n nahte, brach durch die Wolken, und nur das Brausen des Baches und die glänzenden Tropfen, welche der Regen auf den Blättern der Bäume und auf jedem Grashalm zurückgelassen hatte, erinnerten an das vorübergegangene Unwetter.

Vor der Mühle, deren Räder noch still standen, steht ein hagerer Mann von mittlerer Größe, in welchem wir, obschon an seinem Feiertagsrock nicht ein einziges Mehlstäubchen zu sehen ist, dennoch an dem hellblauen Gewande den Müller erkennen. Auf der, neben der Thüre befindlichen Bank sitzt der Kutscher des Grafen in moderner Livrée, sichtlich übellaunig, obwohl sein Wirth, wie die auf der Bank stehende Flasche ahnen läßt, Alles angewendet hat, um seinen mächtigen Gast in gute Laune zu bringen.

— Der gnädige Herr muß grausam naß geworden sein; — sagte der Müller, seinem mageren Gesicht einen möglichst mitleidigen Ausdruck gebend. — Es soll ihm nur nicht schaden.

— Ihm? Dem schadet gar nichts, — antwortete der Kutscher verdrießlich. — Wenn Sie ihn erst im vergangenen Herbst auf der Jagd gesehen hätten. Wir waren dort bis Ende November. Es regnete fast in einem fort, der Koth ging einem bis an die Knie, wir hatten nicht Hände genug, die Pferde und das Geschirr zu putzen; man hätte keinen Hund

hinausjagen mögen, aber die Jagd fand deshalb doch jeden Tag statt, und die Herren sagten immer, sie hätten noch gar kein besseres Wetter gesehen.

— Das hätte ich mir in meinem Leben nicht einfallen lassen.

— Ihnen ist das Alles nur ein Spaß. Sie nennen es Sport, und sprechen von nichts Anderem. Man kommt dabei zuweilen fast um's Leben. Wenn wir bis zum Herbst hier bleiben, und der Graf läßt die Jagdhunde bringen, dann erst werdet ihr den rechten Spaß sehen.

— Bleibt der gnädige Herr also bis zum Herbste hier? — fragte der Müller neugierig — wird er vielleicht selbst die Wirthschaft führen?

— Damit gibt sich mein Herr nicht viel ab. Aber wie mir scheint, gefällt ihm die Gegend, und er wird wahrscheinlich länger hier bleiben als ich gedacht habe. Im Kastell werden große Aenderungen getroffen.

— Der gnädige Herr langweilt sich gewiß in der Einsamkeit.

— Er ist gerade deshalb hergekommen, um allein sein zu können. Das ist das Hauptübel; ich werde mich langweilen, das weiß ich schon im Voraus. Eine gewisse Liebesangelegenheit — —

— Will der gnädige Herr also heirathen?

— Wenn er das wollte, so wäre er gewiß nicht hergekommen, — sagte der Kutscher mit verächtlichem Bedauern. Mein Graf hat in der Stadt so eine Art von Liebesverhältniß.

— Doch nicht mit der Frau eines Andern?

— Mit wem denn sonst? — fragte der Kutscher lachend. — Die ganze Sache ist ein Geheimniß, Niemand weiß davon, nur ich, und der andere Kutscher, der Peter, der den Grafen auch manchmal zu der Baronin geführt hat, ferner noch unser Kammerdiener, und die Kammerjungfer der Baronin; aber es ist nicht daran zu zweifeln.

— Merkt also der Mann der Baronin, der Baron, nichts von der Sache? — fragte der Müller, der um nicht für einfältig gehalten zu werden, zu lachen anfing, — oder hat er vielleicht etwas gemerkt, und ist der gnädige Herr deßhalb fortgegangen. — —

Der Kutscher wollte eben antworten, als er plötzlich zwischen den Bäumen den Grafen bemerkte. — Mit wem kommt da mein Herr? — fragte er erstaunt.

Der Müller, der Margarete im ersten Augenblick ebenfalls nicht erkannte, eilte, ohne auf diese Frage zu antworten, den Kommenden entgegen.

— Wieder eine neue Geschichte, — murmelte der Kutscher zwischen den Zähnen, und ging in den Stall. — Die Pferde und ich werden da wieder viel zu thun haben.

Margarete war durchnäßt, und die Luft nach dem Gewitter so abgekühlt, daß jene den Antrag des Müllers, welchem sich auch noch Káldory's Bitte anschloß, füglich nicht zurückweisen konnte, und mit der Müllerin und deren Tochter welche die Ankommenden mit tiefen Bücklingen empfingen, in die Stube ging, um die Kleider zu wechseln. Der Graf blieb mit dem Müller Peter draußen vor der Mühle.

Peter sprach von dem Wolkenbruch, und wollte den

Schaden zeigen, welchen jener im Mühlgraben angerichtet hatte, und dessen Herstellung ihm wieder viel Geld und Mühe kosten werde. Er seufzte tief über die Verwüstungen, welche das Gewitter an seinen Saaten angerichtet habe, und welche in der Gegend so oft wiederkehren, daß er den Pacht, — wie gering dieser auch scheinen möge, — der Herrschaftskasse zuweilen kaum abtragen kann. Von Zeit zu Zeit kam die Müllerin heraus, und meldete, daß die Comtesse gleich fertig sein werde, und in Vikta's kornblauem Kleide wie ein Engel aussehe zugleich bot sie Kaffee, Butter, Braten, Brot und Wein an, aber Káldorh war zerstreut, und antwortete auf alles dieses kaum mit einem Worte.

Endlich kam Margarete, die Lobpreisungen der Müllerin vollkommen rechtfertigend, von Mariska und der Müllerstochter gefolgt, heraus. Die Kutsche fuhr vor, und der Graf, der die Zügel selbst in die Hand nahm, wollte schon, so bald die Mädchen sich aufgesetzt hatten, aufbrechen, als Margarete ihn bat, nur noch einen Augenblick zu warten.

Der Mühle näherte sich ein Mann mit eilenden Schritten.

— Hat meine Mutter na ch uns geschickt? — fragt Margarete. — Meine arme Mutter ist sehr unruhig, nicht wahr?

Der Angesprochene konnte, als er Margarete in einem andern Kleide und in dem fremden Wagen sah, in seinem ersten Erstaunen kaum antworten, und sagte mit einiger Befangenheit, er sei, da das ganze Haus suchen gegangen ist, mit dem hochwürdigen Herrn zu demselben Zweck gekommen.

— Gewiß seid ihr uns holen gegangen, als das Wetter ausbrach; — sagte Margarete unruhig — Andreas, er ist so naß, als hätte man ihn aus dem Wasser herausgezogen!

— Ich bin ein wenig hineingefallen, — sprach dieser äußerst verlegen. — Als ich zum Bach kam, sah ich am jenseitigen Ufer ein Tuch am Gesträuch hängen. Ich glaubte, es gehöre Euer Gnaden. Die Brücke ist vom Wasser weggerissen worden, und als ich hinüber kam — —

— Ist er durch den Bach gegangen?

— Ich bin dabei ausgeglitten, und das Wasser war tiefer als ich dachte. Aber das Tuch ist da, und daß Ihnen nur kein Unglück geschehen ist.

An den Worten des jungen Mannes, — es war Andreas, und trotz dessen kothigen Kleidern schien es Káldory, als hätte er nie ein edleres Exemplar der ungarischen Ackerbauklasse gesehen, — merkte man es, daß er tief ergriffen war. Seine Hand zitterte, als er das Tuch überreichte.

Mariska erblaßte. — Um Gotteswillen, Andreas, wie konnte er nur das thun, — sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. — Das war ja nur mein Tuch.

Der Wagen fuhr fort, und so wurde jedes Weitergespräch abgebrochen. Andreas schaute den sich Entfernenden eine Weile unbeweglich nach.

— Höre, Freund, — sagte der Müller lachend, — du hättest auch etwas Klügeres thun können, als wegen eines unnützen Tuches durch den angeschwollenen Bach zu gehen. Du hast dir dein Gewand mehr verdorben, als das ganze

Tuch werth ist; dein Vater hätte ihr auf den Markt ein ganzes Dutzend kaufen können.

— Das versteht ihr nicht, Vater, sprach Vikta spöttisch. Ordinäre Tücher bekommt man auf dem Markte genug, aber Marie hat sie nie getragen. Ein solches Tuch sieht ganz anders aus, und ist ganz besonders schön; man möchte meinen, es gehöre der Comtesse.

Die Müllerin brach in Gelächter aus. Andreas konnte seine Verlegenheit nicht verbergen, und wurde augenscheinlich verdrießlich.

— Kehr' Dich nicht daran — sagte der Müller gutgelaunt — die Frauenzimmer sind immer empfindlich. Die Vikta ist böse, weil Du nicht wegen ihres Tuches durch den Bach gegangen bist. Sieh nur, wie sie roth wird.

Ich werde nicht roth; meinethalben mag Andreas für wen immer ein Tuch holen, er kann auch ertrinken, wenn es ihm beliebt.

— Wir wissen das, wir wissen das; — sprach der Müller lachend. — Komm in die Stube, Andreas. Mein Weib hat für den Grafen Kaffee bereitet und einen Indian gebraten. Er ließ die Sachen stehen, essen wir sie, damit sie nicht verderben. Es ist ein seltsamer Kauz, dieser Graf — fügte er kopfschüttelnd hinzu. — Er geht im Regen spazieren, und nimmt weder Kaffee, noch Wein, noch Braten. Er ist ganz das Gegentheil von seinem Verwalter, man weiß gar nicht, wie man mit ihm umgehen soll.

Andreas ließ sich durch diese freundschaftliche Einla-

dung nicht aufhalten und eilte, sich mit nothwendigen Geschäften entschuldigend, bald darauf ebenfalls fort.

Der Müller ging verdrießlich in's Haus. — Du hast den Andreas jetzt böse gemacht — sagte er ärgerlich. — Der Bursche kommt ohnedies nur dann und wann in's Haus, und zuletzt machst Du ihn durch deine dummen Neckereien noch ganz fremd.

— Daraus mache ich mir nichts, — entgegnete Vikta — ich hoffe, daß wir auf ihn nicht anstehen. Wenn ihm die Mariska gefällt, viel Glück dazu, ich mag ihn ohnedieß nicht.

— Das sind lauter dumme Reden, — sagte der Müller, — der alte Fekete ist nicht so verrückt, daß er das zugeben sollte. Die Frau Galambos bleibt, wenn man sie im Kastell auch noch so gern hat, doch nur eine Dienerin, und Mariska hat keine hundert Gulden. Ich habe erst kürzlich mit dem Alten gesprochen, und er hat auch gesagt, es wäre ihm lieb, wenn der Andreas dich nähme; aber wenn du so mit ihm umgehst, so wird nichts daraus. Mariska und du, ihr seid nicht allein auf der Welt. Andreas kriegt Mädchen, so viel er will; er bekommt auf jeden Finger zwei, wenn er will.

— Desto besser für ihn, ich werde ihm gewiß nicht nachlaufen. Ich hab' es schon gesagt, ich mag ihn nicht.

— Aber ich mag ihn, — schrie der Müller immer heftiger werdend, — ich will ihn, und da mußt du ihn auch wollen. Seht nur einmal. Der alte Fekete hat dreihundert Joch Feld, und so viel Geld, daß er sich, wenn er Lust hat, noch einmal soviel dazu kaufen kann. Und du willst ihn nicht, was willst du denn dann eigentlich?

— Andreas ist, er mag noch so viel Geld haben, doch immer nur ein Bauer.

— Ich will dir geben, — schrie der Vater, und das Gespräch hätte wahrscheinlich eine unangenehmere Wendung genommen, wenn die Müllerin, die das ahnte, nicht rechtzeitig mit dem gebratenen Indian in's Zimmer getreten wäre, wodurch die Hände ihres Mannes eine andere Beschäftigung erhielten, als diejenige, zu welcher er so eben bereit war.

IV. Kapitel.

Káldory hielt sich in Vérthalom nur einige Minuten auf. Sobald er Margarete in den Armen ihrer Mutter sah, und noch bevor diese ihren ganzen Dank ausdrücken konnte, nahm er Abschied mit dem Versprechen, daß er am andern Tag wieder kommen werde. Margarete war von der grenzenlosen Freude, mit welcher ihre Mutter sie empfing, im Innersten gerührt. Sei es diese Rührung, oder ein anderes Gefühl, worüber sie sich keine Rechenschaft hätte geben können, genug an dem, Margarete war an diesem Abend sanfter und schweigsamer als sonst, und nahm sogar die Vorwürfe des alten Pfarrers ruhig hin. Der alte Herr, der nach der Art heftiger Menschen die Dinge — wenigstens im ersten Augenblick — nach den Resultaten beurtheilte, war in seinen Anklagen ungerecht. Da Margarete das Gewitter und dessen Folgen

nicht voraussehen konnte, so bestand ihr ganzes Vergehen eigentlich nur darin, daß sie mit Mariska einen größeren Spaziergang gemacht hatte, wozu der Pfarrer sie sonst selbst ermunterte; — allein obschon sie das fühlte, so hörte sie die ungerechten Klagen dennoch ohne Widerspruch an, bis der alte Herr, da der erwartete Widerspruch ausblieb, sich selbst zu widerlegen anfing, und endlich Alles auf die Zeit schob, die seit einigen Jahren völlig aus dem Geleise gekommen sei und sich oft so plötzlich verändere, so unvermuthet umschlage, als ob sie die Unbeständigkeit von den Menschen gelernt hätte.

Margarete sah in dem Allen heute nur den Beweis jener Liebe, an welcher sie sonst gezweifelt hatte, und fühlte sich grenzenlos glücklich. Sie war außerordentlich aufgeregt, aber sie konnte ihre Gefühle nicht aussprechen, sie drückte ihrer Mutter nur zuweilen schweigend die Hand, und wenn diese in ihrer auf's Neue ausbrechenden Freude sie wieder in die Arme schloß, so schwammen ihre Augen in Thränen. Sie wußte selbst nicht warum sie so gern geweint hätte.

Das sonst so lebhafte Mädchen schien ganz verändert, und ihre Mutter, welche das bemerkte, aber es nur der außerordentlichen Aufregung und Ermüdung zuschrieb, von welcher ihre Tochter an diesem Tag ergriffen war, bewog sie zeitlicher zu Bette zu gehen.

Margarete schickte, sobald sie in ihr Zimmer gelangt war, ihr Kammermädchen fort und blieb allein. Sie war zu aufgeregt, um schlafen zu können; sie setzte sich, nachdem sie im Zimmer einige Mal auf- und abgegangen war, nieder und fing um sich zu beruhigen an zu lesen. Noch heute Mor-

gens hatte sie dieses Buch mit dem größten Interesse gelesen und sich kaum davon trennen können, aber jetzt schien ihr das Ganze so unwahrscheinlich, die Darstellung so kalt, so erzwungen. Ungeduldig legte sie das Buch weg und öffnete ihr Tagebuch, in welchem sie ihre Gefühle, ihre Träumereien aufzuzeichnen pflegte. Sie überlas die letzten Blätter; sie waren erst von gestern, und kaum konnte sie begreifen, wie sie je so etwas zu schreiben im Stande gewesen, wie es möglich sei, daß sie sich gegen ihre Mutter beklagte, daß sie sich unzufrieden fühlte, daß sie sich von hier fort wünschte, — sie, die von ihrer Mutter so sehr geliebt wird, die sich so glücklich fühlt, und die Vérthalom mit keinem andern Ort der Welt vertauschen möchte. — Wohin immer sie blickte: die Blumen, die auf ihrem Schreibtisch standen, die Bilder an der Wand, die Möbel, Alles war am alten Platz; und dennoch kam es ihr vor, als ob die Blumen sich schöner erschlössen, als ob jedes Bild freundlicher lächelte. Was ist mit ihr vorgegangen? Hat sie früher geträumt und erwacht erst jetzt zum Leben, oder träumt sie jetzt? Margarete verstand sich selbst nicht; — ihr Herz war von unbekannten Gefühlen erfüllt.

Sie öffnete das Fenster und schaute hinaus. Dunkelheit umhüllte den Garten, nur die Wipfel der Bäume stachen mit ihren schwarzen Umrissen vom sternenhellen Himmel ab. — Sie fühlte sich etwas ruhiger. Die kühle Nachtluft that ihrem brennenden Gesichte wohl; der Duft, welcher von den in der Dunkelheit unsichtbaren Blumenbeeten aufstieg, und der Wechselgesang der Nachtigallen besänftigten ihre Aufregung.

Sie war gerührt und fühlte sich glücklicher als sonst: und warum? Ist sie jetzt nicht von der Liebe ihrer Mutter überzeugt, an welcher sie bisher gezweifelt hatte? Hat sie nicht die Freundin ihrer Kindheit glücklich gesehen? Wie sollte sie sich nicht freuen, sie, die ihre Mutter so sehr liebt, die erst von heute an die ganze Macht ihrer Liebe kennt! Margarete wollte sich glauben machen, nur dieses sei die Ursache ihres Entzückens. Aber woher kommt es, daß, wenn sie sich an den seligen Augenblick erinnert, in welchem ihre Mutter sie mit Freudenthränen in die Arme schloß, immer das Bild des fremden Mannes in ihrer Seele auftaucht? woher kommt es, daß sie an das Glück ihrer Freundin nicht denken kann, ohne sich dabei an Káldorh zu erinnern? — Sie hat ihn heute zum ersten Mal gesehen, und dennoch führt jeder Gedanke, jede Träumerei sie zu ihm zurück. Als ob alle Fäden der Vergangenheit in dem einen Punkt zusammenliefen, als ob die ganze Zukunft nur von dem einen Augenblick ausginge, in welchem sie ihn zum ersten Mal gesehen hat! Sollte sie ihn etwa lieben? Margarete erschrack vor diesem Gedanken.

Wie käme es, daß der Mann, der ihr vor einigen Stunden noch völlig fremd war, mit dem sie nur zufällig zusammentraf, der sie kaum kennt, in ihrem Herzen auf einmal ein solches Gefühl erwecken könnte? Und dennoch — kann sie das einen Zufall nennen, was vielleicht die Schickung eines höheren Beschlusses war? Kennt sie ihn seit den wenigen Stunden nicht besser als Andere, die sie Jahre hindurch gesehen hat? Sie hatten nur von gleichgiltigen Dingen

mit einander gesprochen, und wie bedeutungsvoll schien doch Alles, was sie von ihm hörte; wie gut erinnert sie sich an seine einzelnen Worte, als ob sie das, was seine Lippen ausgesprochen haben, gar nicht vergessen könnte. O sie liebt; und dieser Gedanke, vor welchem sie Anfangs erschrack, gegen den sie sich sträubte, erfüllte ihre Seele endlich mit unaussprechlicher Wonne.

Fast mit Bedauern dachte sie an die Vergangenheit zurück. Ihr ganzes Dasein, welche Andere für so beneidenswerth hielten, wie leer erschien es ihr jetzt, wie arm erschienen ihr ihre bisherigen Gefühle und Gedanken. Welche Unruhe, wie viel unbestimmte Wünsche, wie viel Zweifel hatten ihre Seele gequält. Jetzt ist das Alles verschwunden; sie fühlt sich zufrieden, glücklich. — Das ganze Leben liegt so hell, so bezaubernd vor ihr, als ob es für sie auf dieser Welt kein Leid, keine Täuschung mehr geben könnte.

Und warum sollte sie sich vor Täuschungen fürchten? Ist doch das, was ihr ganzes Wesen mit Wonne erfüllt, nicht eine bestimmte Hoffnung; das Glück, welches sie von der Zukunft erwartet, taucht nicht in bestimmten Umrissen vor ihr auf; diese Liebe ist ihr nicht ein Versprechen, das nur noch in Erfüllung gehen soll; — wie wenn am umwölkten Himmel die glänzenden Strahlen der Sonne durchbrechen, und Niemand, der diesen herabströmenden Glanz sieht und die Wärme fühlt, darnach fragt, welche Blumen sich erschließen, was für Früchte reifen werden: so war ihr diese Liebe. Sie brauchte nichts Anderes, sie begehrte und wünschte kein anderes Glück von der Zukunft, als dasjenige, von welchem ihr Herz

in diesem Augenblick erfüllt wurde; und wer könnte ihr es rauben?

Stunde um Stunde verfloß, aber kein Schlaf senkte sich auf Margaretens Augenlider; und es begann schon zu dämmern, als sie, nicht so sehr deshalb, weil sie die Nothwendigkeit fühlte, als damit ihr Kammermädchen sie nicht angekleidet finde, sich niederlegte. Die körperliche und geistige Ermüdung, welche sie an diesem Tage erlitten hatte, brachte ihr endlich die Ruhe; sie versank in Schlummer.

Die Sonne stand schon hoch über dem Horizont, als ihre Mutter in's Zimmer kam, um sie in den Garten zu rufen. Margarete schlummerte noch. Ihre Träume mochten schön sein, ein seliges Lächeln umschwebte ihre Lippen. O daß diese freundlichen Träume und die noch freundlicheren Gedanken, mit welchen Margarete in den Armen ihrer Mutter erwachte, sich erfüllten!

V. Kapitel

Káldory hatte niemals besser geschlafen als diese Nacht. — Gleich am folgenden Tag erfüllte er sein Versprechen, und kam nach Vérthalom; und seitdem hat er seine Nachbarn öfter besucht.

Er gehörte zu Jenen, die, wie sehr sie sich auch glauben machen wollen, daß sie sich nach Einsamkeit sehnen, die Gesellschaft nicht ganz entbehren können; und seine neuen Bekann-

ten waren gerade von der Art, daß er sich unter ihnen wohl befand. Die Gräfin conversirte angenehm; Margarete hörte mit so viel Interesse zu, und mischte sich zuweilen mit so viel Geist in das Gespräch, und selbst der greise Pfarrer bekundete seinen allerprosaischesten gesunden Menschenverstand durch so unerwartete Wendungen und poetische Bilder, daß Káldory sich in diesem Kreise, in welchen er zum ersten Mal unter so romantischen Umständen eintrat, von Tag zu Tag heimischer fühlte.

Aber da in unserer Zeit, oder wenigstens in den Romanen unserer Zeit derjenige der Held ist, welcher heiratet, oder von dem man diese Absicht wenigstens voraussetzen kann, und Káldory deshalb als Unverheirateter meine Leser wahrscheinlich mehr interessirt als meine anderen Gestalten: so ist es Zeit sie mit ihm näher bekannt zu machen.

Ich sollte mit einer Personsbeschreibung anfangen. Die meisten Romanschreiber haben sich das Verfahren der Polizei angeeignet, und versehen ihre Gestalten, wenn sie dieselben auf Reisen schicken, zum Frommen des Publikums mit einer Personsbeschreibung, in welcher Alles, was in einem ordentlichen Paß nicht wegbleiben darf, pünktlich und genau enthalten ist. Dieser Gebrauch ist dem Anschein nach sehr zweckmäßig. Es ist gut, wenn der Leser weiß, mit wem er es zu thun hat; er kann, sobald er davon in Kenntniß gesetzt ist, daß sein Held eine mittlere Gestalt, blaue Augen und braunes Haar, Nase und Mund regelmäßig habe, dessen wahrscheinliche Zukunft, die in Romanen wie im Leben oft von Aeußerlichkeiten abhängt, im Voraus ahnen. Und es gibt in diesen

Beschreibungen noch wichtigere Punkte, zum Beispiel die Bemerkung, daß der Betreffende unverheiratet, Grundbesitzer, oder Kapitalist ist, wodurch die Person sogleich in günstigerem Lichte erscheint. Aber ich zweifle, daß die beschriebene Person, mit Ausnahme einzelner Fälle, wo sie irgend ein auffallendes Kennzeichen besitzt, durch solche Beschreibungen kenntlich gemacht wird. Das Ganze ist — wenigstens in Romanen — nur Sache der Form, von welcher ich mich nicht befreien will, aber der ich vielleicht genüge, wenn ich sage, daß Adrian Káldory eben sein achtundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hat, daß seine Gestalt etwas über Mittelhöhe ist, daß er von aller Welt für einen schönen Mann gehalten wird, und daß er Augen hat, an deren Blick man sich leichter erinnert als an ihre Farbe. Die Ausführung dieses Umrisses überlasse ich meinen schönen Leserinnen, denen zu Liebe ich nicht einmal die Farbe des Haares erwähne, damit ich nicht, wenn ich es als braun oder blond bezeichne, das Bild störe, welches sie sich, auf ihre Erfahrungen gestützt, von Romanhelden gemacht haben.

Diese Begünstigungen der Natur hätten schon allein genügt, nm Káldory zu einem beneidenswerthen Menschen zu machen, und dennoch war seine Schönheit unter jenen Gütern, wegen deren die Welt ihn glücklich nannte, vielleicht noch das geringste.

Der letzte Sprößling einer großen Familie, im Besitz eines reichen Vermögens, welches er von seinen Eltern, die er schon in seiner ersten Kindheit verlor, geerbt hatte: schien es, als ob das Schicksal, als es ihn mit irdischen Gütern

überhäufte, ihn selbst mit jenem Schmerz verschonen wollte, den der Tod seiner Eltern, wenn er später vorgefallen wäre, ihm verursacht hätte. Das Schicksal hatte Káldory mit Gesundheit und schönen Geistesfähigkeiten, welche durch die Erziehung eben nur so weit ausgebildet wurden, daß sie ihn geistiger Genüsse fähig machten, reichlich beschenkt; und wenn er Grund zu klagen hatte, so konnte es höchstens der Umstand sein, daß das Schicksal ihm Alles, was Andere erst erkämpfen müssen, ohne Mühe gegeben hatte.

Und diese Klage wäre nicht so sinnlos und ungerecht, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Gott hat dem menschlichen Herzen die Eigenheit verliehen, daß es nicht im Genuß, sondern im Streben dauernde Befriedigung findet. Nicht blos das tägliche Brot, sondern auch das Glück kann man nur im Schweiß seines Angesichts erwerben. So wie die Wolken, an deren wunderbaren Formen und von der Sonne bestrahlten Rändern wir uns ergötzen: so ist Alles, wonach wir uns sehnen — es ist schön, aber nur in der Ferne. Nicht das, was es gibt, sondern was es verspricht, macht das Leben reich; und können wir darüber wohl erstaunen, wenn derjenige, der bei seinem Eintritt in's Leben sich schon im Besitz alles dessen sieht, wonach Andere erst streben müssen, mit seiner Lage eben so wenig zufrieden ist, wie zum Beispiel der Spieler nicht zufrieden sein könnte, wenn man ihm, sobald er an den Tisch tritt, den ganzen Gewinn, auf welchen er rechnen könnte, übergäbe, aber unter der Bedingung, daß er am Spiel nicht theilnehme? Einen Augenblick würde auch er sich seines Besitzes freuen; aber würde er

nicht später mit neidischen Augen auf seine Gefährten sehen, welche das, wozu er auf einmal gelangte, zwischen Hoffnung und Furcht, ihrem Geschick wie mit Gewalt entreißen?

Man spricht oft von den Qualen des Tantalus. Die Poesie hat seit zweitausend Jahren unzählige Mal den Namen des verdammten Heroen benutzt, der mit Ueberfluß umgeben, seine Hand vergebens nach den Früchten ausstreckt, die sich vor ihm zurückziehen, sich vergebens zum Fluße niederbeugt, welcher vor seinen durstigen Lippen zurücktritt: allein es gibt eine Qual, welche die Alten aus ihrem Tartarus vergessen haben, und die nicht geringer ist, als diejenige des Tantalus, nemlich die Qual dessen, der alle seine Wünsche ohne Kampf erfüllt sieht, bis seine Seele endlich, da er Alles besitzt, wonach er sich sehnen konnte, unfähig wird, einen Wunsch zu hegen.

Als Káldory in seinem einundzwanzigsten Jahre großjährig erklärt wurde, und seine Besitzthümer übernahm, fühlte er sich einige Zeit glücklich. Die Zuvorkommenheit, ja Ehrfurcht, mit welcher er überall empfangen wurde, die Wichtigkeit, die man seinen Worten beilegte, die Schmeichelei, auf welche der Reiche heutzutage selbst unter jungen Leuten zählen kann, thaten ihm wohl. Das Bewußtsein, daß man die besten Pferde und die fashionableste Einrichtung habe, daß man für den besten Tänzer und Fechter gehalten werde, jene Surrogate des Ruhms, welche die sogenannte große Welt ihren Getreuen austheilt, machen einem in der Jugend vielleicht mehr Freude, als später selbst der Ruhm; aber zweierlei ist erforderlich, damit diese Freude von Dauer sei: daß

das Vermögen groß genug sei, und unsern eingebildeten Wünschen, welche der Erfahrung gemäß mit jedem Jahr kostspieliger werden, immer entspreche; ferner, daß der Verstand mittelmäßig genug sei, um in den glänzenden Kleinigkeiten, aus welchen die Freuden und Pflichten der großen Welt bestehen, stets einen des Nachdenkens würdigen Gegenstand zu sehen, und darin immer einen neuen Genuß zu finden. Unter diesen beiden Erfordernissen fehlte unserem Helden das letztere.

Kálborty besaß, trotzdem er in seiner Jugend für ein Genie gehalten wurde, und stets zwei Erzieher hatte, von welchen einer ein Franzose war, ausgezeichnete Geistesfähigkeiten, welche seine Tante trotz aller Mühe und Kosten, welche sie auf seine Erziehung verwandte, dennoch nicht ganz zu vernichten im Stande war. Die Menge der Lehrgegenstände und Meister, welche einen mittelmäßigen Verstand verdummt, machte ihn — was die gewöhnliche Wirkung dieses Erziehungssystems ist, wenn es auf begabtere Kinder angewendet wird, — nur oberflächlich; und obwohl die Zerstreuungen, unter welchen er seine erste Jugend verbrachte, ihn verhinderten die ernste Aufgabe des Lebens einzusehen, so waren seine natürlichen Neigungen doch zu edel, sein Gemüth zu männlich, als daß er in den Pflichten eines Salonhelden eine seiner würdige Aufgabe gefunden hätte.

Er unterhielt sich, aber er wußte, das, was er thut, sei nichts mehr als eben nur eine Unterhaltung; und der Genuß, welchen er fand, konnte seine Wünsche nicht befriedigen.

Unter andern Verhältnissen hätte diese Unzufriedenheit seiner ganzen Zukunft eine andere Richtung gegeben. Wenn er Männer um sich gesehen hätte, die höher standen als er, zu deren Höhe man sich nur mit Mühe erheben kann, wenn seine Zukunft von seinem eigenen Streben abgehangen wäre, so hätte er sich ohne Zweifel in die Reihe der Strebenden gestellt. Er fühlte seine Kraft, und war von seinen Fähigkeiten überzeugt. Aber hatte er denn nicht einen großen Namen, einen ausgedehnten Besitz? Nahm er nicht, so wie er in die Gesellschaft eintrat, einen der ersten Plätze ein. Und warum sollte er sich bemühen, da er in dem Kreise, in welchem er lebt, bereits die höchste Stufe einnimmt? So hatte er in der großen Welt kaum ein Jahr verlebt, als er, da er sich durch den bloßen Genuß nicht befriedigt fühlte, und nichts fand, was seines Strebens werth gewesen wäre, sich zu langweilen anfing.

Das ist ohne Zweifel ein Beweis von der Armuth seiner Seele. Bei reicherer Phantasie hätte der Ruhm, bei einem reicheren Herzen die Liebe seiner Seele einen höheren Genuß geboten; aber umsonst, Káldory war trotz allem seinen Reichthum in dieser Beziehung arm, er sehnte sich nicht nach Ruhm, er liebte Niemanden so sehr, um seinetwegen an sich selbst zu vergessen; und darüber können wir uns, wenn wir seine Umstände, besonders seine Erziehung berücksichtigen, nicht wundern.

Adrian hatte, wie gesagt, seine Eltern frühzeitig verloren. Nach deren Tode sorgte seine Tante, Elisabeth Káldory, für seine Erziehung; sie nahm ihn in ihr Haus, wurde seine zweite Mutter, und obwohl sie mit den Schwächen älte-

rer Mädchen alle jene liebenswürdigen Eigenschaften verband, die man bei diesen so sehr verunglimpften und verkannten Damen findet: so war sie dennoch durchaus nicht geeignet, die Erziehung eines Knaben zu leiten.

Niemals hat eine Mutter für ihr Kind mehr gethan, ja niemals hat eine Mutter so viel von der Bonne ihrer Kinder verlangt, was Elisabeth für ihren Neffen that. Alle Mühe und Plage, welche der kleine Junge verursachte, alle Besorgniß, zu welcher er Anlaß gab, machten ihn ihren Augen nur angenehmer: nicht allein, weil die gebrechliche Natur des Menschen es mit sich bringt, daß einem zuweilen auch das wohl thut, worüber man ein wenig zu klagen hat, sondern auch weil diese fromme Seele, was bei Frauen eben keine Seltenheit ist, ihre Anhänglichkeit eben so wachsen fühlte, je mehr sie für Jemanden handeln konnte; und Niemand war glücklicher als sie, wenn sie in einem unbedeutenden Husten des Knaben einen Vorwand fand, die Nacht am Bette des kleinen Adrian zuzubringen.

Im ganzen Lande gab es kein Kind, für welches besser gesorgt worden wäre, für dessen Unterricht man mehr Geld ausgegeben, dessen Wünsche, ja Launen man in solchem Maße erfüllt hätte; was ist also natürlicher, als daß diese sittliche Verweichlichung, die immer schädlicher einwirkt als die körperliche, auf die Charakterentwickelung des Knaben von gefährlichem Einfluß war? — und daß Adrian, von welchem seine Tante mit Stolz verkündigte, sie habe noch niemals einen weniger eigensinnigen Knaben gesehen, zum Jüngling

aufwuchs, ohne daß er gelernt hätte, seine Wünsche denen Anderer unterzuordnen.

Adrian war der unumschränkte Beherrscher des Hauses, und als solcher sprach, handelte und liebte er sogar, das heißt, er duldete es, daß man ihn liebe, und erwiederte dieses Gefühl wenigstens in Bezug auf seine Tante, aber er that dies immer mit stolzem Bewußtsein, daß er sie glücklich mache, indem er ihr seine Anhänglichkeit zeigt; und was er im Leben erfuhr, bestärkte in ihm das Gefühl dieser Oberhoheit, und nährte den Egoismus, zu welchem er, so zu sagen, erzogen wurde. Wenn er auch die Menschen nicht verachtete, so achtete er sie doch wenigstens auch nicht, und er wurde ihre Lobeserhebungen so sehr gewohnt, was immer traurig ist, aber weit trauriger in unserer Jugend, wo das Urtheil des Menschen den stärksten Zügel unserer Leidenschaften und eine der reichsten Quellen unserer Freuden bildet. Können wir wohl staunen, wenn Adrian durch seine in jeder Beziehung so glänzende Lage sich nicht befriedigt fühlte?

Er fühlte, daß er zu etwas Besserem geboren sei; allein obschon es bei seiner Erziehung und seinem Vermögen nur von ihm abhing, eine würdigere Laufbahn zu betreten, so konnte er doch keinen Entschluß fassen, theils weil er, an Anstrengung nie gewöhnt, alles Mühsame vermied, und die untergeordnete Rolle scheute, die er, wenn er sich öffentlichen Angelegenheiten zuwende, Anfangs spielen müßte, — theils, weil er zu dieser Laufbahn gar keinen Beruf in sich fühlte, was gleichfalls nur seiner Erziehung zuzuschreiben war.

Wie gering auch die positive Wirkung sei, welche die

Erziehung auf den Menschen ausübt, ihr negativer Einfluß ist ungeheuer, — und wenn man selbst durch die folgerichtigste Behandlungsweise dem Kinde keine bestimmte Richtung geben kann, so genügt doch der Einfluß derjenigen, mit welchen das Kind lebt, fast immer dazu, es von einer bestimmten Richtung abzuhalten. So wie ein Baum, auf welchen die benachbarten Bäume ihren Schatten werfen, obwohl außer diesem Schatten nichts Anderes sein Wachsthum behindert, auf dieser Seite seine Zweige dennoch nicht frei auszubreiten vermag: so sind die, wenn auch schwachen, doch unaufhörlichen Einflüsse unserer Umgebung genügend, die Entwickelung unserer schönsten Eigenschaften zu verhindern. Das war auch mit Adrian der Fall.

Man bemerkt oft, daß Frauen, die für ihre eigene Familie und ihre Gesellschaftskreise zu jedem Opfer bereit sind, bei Verhältnissen, die außerhalb ihres Kreises liegen, einen fast unbegreiflichen Egoismus an den Tag legen. Eine solche Frau war auch Elisabeth. Die fromme Seele, welche sich für ihre Lieben jeden Augenblick aufgeopfert, die es sehr natürlich gefunden hätte, wenn für das Wohl der Familie Káldory die ganze Welt sich zum Kampf erhoben hätte, konnte sich nichts denken, was werth gewesen wäre, daß Diejenigen, die sie liebte, sich dafür aufopferten. Es hat nie ein liebevolleres Herz als das ihrige gegeben. Allein die öffentlichen Angelegenheiten, das Vaterland, die Menschheit, sie lagen außerhalb ihres Kreises, und diese Ansichten übten auf ihren Zögling einen um so größeren Einfluß aus, je weniger sie dazu that, um sie ihm aufzubringen. Wenn sie anders gehan-

delt hätte, so würde vielleicht die Reaktion diese Gefühle in ihm erweckt haben, aber so that die Gewohnheit das Ihrige, und Adrian wurde gegen dieses Alles so gleichgiltig wie seine Tante; und so geschah es, daß er, obwohl unzufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, sich dennoch nicht nach etwas Anderem sehnte; schien ihm doch der Kreis, in welchem er Gegenstände würdig seiner Mühe gefunden hätte, schon im Voraus nicht der Mühe werth, ihm seine Bequemlichkeit zu opfern.

So lebte er einige Jahre hindurch in der Heimath, so bereiste er einen großen Theil Europa's, indem er im Ausland, wie zu Hause, nichts als Zerstreuung suchte; und eben so kehrte er zurück, vielleicht reicher an Erfahrungen aber ärmer an Freuden, mit noch größerer Zuvorkommenheit aufgenommen, in den gesellschaftlichen Kreisen noch mehr angestaunt, aber noch gleichgiltiger für diese Lobeserhebungen, die er immer verachtete.

Die Romanliteratur, welche in unserem Zeitalter beinahe dieselbe Wirkung ausübt, wie einst die Lebensbeschreibungen des Plutarch, hat seltsame Ideale aufgestellt. Anstatt des Weltschmerzes, welchen Göthe im Werther und im Faust, und Byron in allen seinen Werken erhob, und dessen Grundlage jene edleren Gefühle und höheren Wünsche bilden, welche im Leben keine Befriedigung finden, ist jetzt der Lebensüberdruß als Ideal aufgestellt worden. Der Zweifel, dessen Qualen den Dichtungen aller Art so lange als Gegenstand gedient haben, ist veraltet, und wir sind zur reinen Negation gelangt. Wer die Welt verachtet, wird für großherzig, wer jedes edlere Gefühl leugnet, für einen tieferen Geist gehalten;

um eine interessante poetische Individualität genannt zu werden, ist nichts weiter nothwendig, als daß man für nichts Interesse zeige, und in klingenden Phrasen die prosaischeste Lebensanschauung verkündige. — Ich selbst habe Menschen gekannt, in welchen von den Eigenschaften der Tiefe nur die Hohlheit zu finden war, und die durch ihre Blässe wie durch ihr erzwungenes, halb bitteres, halb spöttisches Lächeln beinahe zu dem Ruf eines Genie's gelangten.

In Káldory war das Alles zu finden; und es ist natürlich, daß ein solcher Graf, der zugleich für einen der schönsten Männer gehalten ward, der Abgott aller jener Frauen wurde, die entweder Niemand oder doch wenigstens ihre eigenen Männer nicht verstanden, und deren einziger Wunsch es war, wenigstens einmal in ihrem Leben verstanden zu werden. In der großen Welt, wo die Frauen nach der Bemerkung eines witzigen Franzosen sich nicht durch die Augen; sondern durch das Ohr verlieben, und zwar nicht in Folge dessen, was sie von ihren Geliebten selbst, sondern was sie über sie hören, konnte Adrian nicht unbemerkt bleiben. Man sprach viel von seinen Abenteuern, an welchen er — wie es sich von einem Menschen voraussetzen läßt, zu dessen Verdiensten es gehört, kein Herz zu haben — zwar mit dem Herzen keinen Antheil nahm, die aber, weil sie kurz und ohne Katastrophe waren, ihn noch interessanter machten.

Seit einiger Zeit indeß schien es, als ob das Verhältniß, in welchem er zu der Baronin Dárday stand, von ernsterer Natur werden sollte.

Diese Frau gehörte zu den schönsten und gefeiertesten

Damen der Stadt, und obwohl ihr Mann schon weit über die Sechzig war, so hatte sie bisher doch noch nie zu böser Nachrede Anlaß gegeben. Jedermann wußte, daß sie nicht aus Liebe, sondern aus Dankbarkeit ihren Mann geheirathet habe, der sie erzogen hatte und ein Wohlthäter ihrer Familie war; aber selbst die Frauen nannten sie, wenn man von ihr sprach, nur die arme Dárday, und verstanden darunter eine Frau, für deren Freuden das Schicksal so schlecht gesorgt hat, und die sich nicht selbst zu helfen weis. Seitdem Káldory, vielleicht eben dadurch gereizt, weil diese Frau ihm gar keine Zuvorkommenheit zeigte, sie vor andern auszeichnete, seitdem änderte sich die öffentliche Meinung: und es verging kein halbes Jahr, so wurde der anerkannte Hofmacher nach Jedermanns Ueberzeugung für einen erhörten Geliebten gehalten.

Die öffentliche Meinung war hier den Ereignissen wahrscheinlich vorausgeeilt. Jedermann weiß, daß das liebenswürdige Geschlecht der Frauen schon ehe die große Kunst des Tischschreibens erfunden wurde, in Bezug auf gewisse Gegenstände und Verhältnisse eine wahrhafte Fähigkeit wahrzusagen besitzt; doch später gab die Baronin Dárday so deutliche Beweise ihrer Liebe, daß selbst die Zweifler überzeugt wurden, und die Welt sich veranlaßt sah, das Beiwort „arm" von der Dame auf den alten Dárday zu übertragen.

Wer stets auf schlechten Wegen gegangen ist, gelangt zuweilen mit erhobenem Haupt und heil an's Ziel; während Derjenige, welcher stets auf der rechten Bahn geblieben ist, wenn er einmal einen Fehltritt macht, sich den Fuß verstaucht und ewig ein Krüppel bleiben kann. Das war auch mit der

Dárday der Fall. Vielleicht, daß die sittliche Strenge, mit welcher die Frauenwelt von solchen urtheilt, deren tadelloses Betragen bisher für Andere ein stillschweigender Vorwurf gewesen ist, und mit welcher sich jetzt Jedermann gegen sie wandte, ihr Herz verbitterte, — vielleicht, daß die unwiderstehliche Macht der Liebe sie wirklich hingerissen hatte: genug an dem, Frau v. Dárday rechtfertigte durch ihr Benehmen die öffentliche Meinung, und wandte, als ob sie auf das Verhältniß, das von Jedermann getadelt wurde, stolz wäre, selbst Alles an, daß es vor Niemandem ein Geheimniß bleibe.

Es gehört zu den peinlichsten Situationen, wenn Derjenige, der sich einer Frau blos deshalb nähert, um einen Zeitvertreib, Befriedigung seiner Eitelkeit, kurz das zu suchen, was man in der Welt Liebe zu nennen pflegt, plötzlich sieht, daß er anstatt der ruhigen Gefühle, deren Erwiederung er wünschte, wirkliche Leidenschaft gefunden habe. Wer um Regen gebeten und einen Wolkenbruch erlangt hat, der kann sich nicht unangenehmer überrascht fühlen als Káldory, da er merkte, daß sein Flehen nur zu sehr erhört worden sei. Die Leidenschaft ist immer anspruchsvoll; und eine Frau wie Dárday, die ihrer Liebe das Glück ihres Mannes, die Ruhe ihres Hauses, ja sogar ihren Namen aufopferte, verlangt von ihrem Geliebten, daß er wenigstens seine Zeit ausschließlich ihr widme, daß er sich nur mit ihr beschäftige, nur in ihr lebe, nur mit ihr sich glücklich fühle. Káldory trug bald mit Ungeduld das Joch seines Glückes, um welches man ihn beneidete.

Anfangs that der Gedanke, daß die Baronin Dár-

day, nach welcher bisher so Viele vergebens geschmachtet hatten, ihn liebe, seiner Eitelkeit wohl. Die Neckereien der Frauen, die zarten Anspielungen, zu welchen sein Verhältniß Gelegenheit gab, waren ihm nicht unangenehm; aber endlich begann er der Sache überdrüssig zu werden, und ärgerte sich darüber um so mehr, weil es ihm schien, er sei zum Gegenstand des Gespöttes geworden, und weil er selber anfing, seine Lage für lächerlich anzusehen. — Er, der seine Freiheit bisher für sein höchstes Gut gehalten und mit verächtliche Bedauern von Jenen gesprochen hatte, die ihre Unabhängigkeit den Freuden des Familienlebens aufopferten, sah sich jetzt in gleicher Lage, nur mit dem Unterschied, daß er nicht durch seinen eigenen Entschluß, sondern durch die Verhältnisse, eigentlich durch die Ansprüche einer Frau hineingerathen sei.

Da er keine Gelegenheit hatte, das Verhältniß abzubrechen, so beschloß er, sich auf einige Zeit zu entfernen. Geschäfte auf seinen Gütern dienten ihm als Vorwand; und die Baronin Dárday widersetzte sich seinem Vorhaben nicht, vielleicht weil Alles, was die Interessen ihres Geliebten beförderten, auch ihr wichtig erschien, — vielleicht auch deshalb, weil sie, während Káldory sich damit tröstete, daß eine kurze Abwesenheit in der Auflösung solcher Verhältnisse zuweilen Wunder bewirke, gerade das Entgegengesetzte hoffte.

Adrian verließ die Hauptstadt mit erleichtertem Herzen. Seit der Dauer seines Verhältnisses hatte er sich niemals wohler gefühlt als in Káldorfalva. Es kam ihm vor, als ob er von schweren Fesseln befreit, seine Fähigkeiten erst dann wie-

der zurückerlangt hätte als er mit Ormosy's bekannt wurde. Während die Baronin Dárday darauf rechnete, den Fernen werde sein Verlangen wieder in ihre Arme zurückführen, dachte Káldory an Vorwände, seine Abwesenheit verlängern zu können, und seine unangenehmsten Augenblicke waren diejenigen, in welchen die aus der Stadt anlangenden Briefe ihn an sein Verhältniß erinnerten.

Er war entschlossen zu brechen, und viel zu egoistisch, um dem, was er für seine Ruhe als nothwendig erachtete, deshalb zu entsagen, weil er jemand Anderem dadurch einen Schmerz verursache, ließ er sich nur noch von der Schicklichkeit zurückhalten, welche meistens gerade Diejenigen in Schranken hält, die sich durch die Stimme des Herzens in gar nichts beirren lassen, und jedes Gerücht, das aus der Stadt zu ihm gelangte, überzeugte ihn nur noch mehr davon, wie schwierig es für ihn sei, sich von seinem Verhältniß zu befreien.

Gerade heute hat er von seiner Tante einen Brief erhalten, dessen Inhalt wie fast aller ihrer Briefe die Dárday betraf und Káldory mißmuthig machte. Der Brief liegt auf dem Tisch, er selbst geht übellaunig im Zimmer auf und ab, auf dessen Fenster die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fallen.

Wäre es also wirklich vom Schicksal beschlossen, daß ich meine Freiheit nie wieder zurückerlange! — sagte er ungeduldig, den Brief noch einmal durchfliegend. — Selbst meine Tante, die gegen dieses Verhältniß am meisten gesprochen und mich immer ermahnt hat, es aufzulösen, ist jetzt der Meinung, es könne nicht mehr ohne großen Lärm geschehen.

Verdammte Situation! Aber wer hätte es auch voraussehen können, wer hätte denken mögen, daß eine Frau, die in der angenehmsten gesellschaftlichen Stellung lebt und mindestens fünfundzwanzig Jahre alt ist, so was zu thun im Stande sei. Oder sollte meine Tante damit wirklich Recht haben, daß hinter dieser großen, unbedachten Leidenschaft ein wohlberechneter Plan verborgen sei? — Ihr Mann nähert sich den Siebzig, und ich — — meine Tante täuscht sich; ich bin überzeugt, daß Irma so was gar nicht einfällt; aber wenn ihr Mann stirbt, ehe ich dieses Verhältniß aufgelöst habe, so gibt es keine Rettung mehr. Wie viel solche Fälle haben sich in der Welt schon ereignet. Ich will nicht heirathen. Da man, wenn man Schmerzen hat oder sich in unbequemer Lage sieht, sich keine bessere Erleichterung verschaffen kann, als wenn man seine Lage verändert: so begehen Diejenigen eine wahrhafte Thorheit, die ihr Leben, in welchem sie jedenfalls viele Unannehmlichkeiten erwarten, so einrichten, daß sie ihre Lage niemals mehr mit Ehren ändern können. Wie wenn ich erst noch heirathen müßte, wenn ich so zu sagen verheirathet würde, und die Schadenfreude und den Spott der Welt empfinden sollte, die sich in warmen Glückwünschen äußern! Nein, nie! Hundertmal lieber würde ich noch — Káldory nahm, in Gedanken vertieft, den Brief wieder zur Hand und las ihn noch einmal mit Aufmerksamkeit.

Nach der Ansicht meiner Tante hilft es auch nicht, wenn ich auf Reisen gehe. Die Dárday würde ihren Mann verlassen und mir nachkommen, das Uebel würde dadurch nur schlimmer werden. Der einzige Ausweg ist, daß ich heirathe.

Meine Tante wünscht es schon längst; und es ist natürlich, wenn sie die Gelegenheit, die sich ihr darbietet, in mich zu dringen, nicht versäumt. Das Margarete schön sei, habe ich ihr selbst geschrieben; daß auch sie die letzte ihres Stammes und eine der reichsten Erbinnen des Landes ist, weis sie ohnedies; ich kann mir ihre Aufregung denken. In meiner Reise nach Káldorfalva sieht sie gewiß das augenscheinliche Wirken der Vorsehung, sie sieht mich mit ihrer Einbildungskraft gewißschon verheirathet und ich weis nicht mit wie viel Kindern umgeben, in deren jedem ein ungeheurer Zweig der Káldory's seinen Ursprung hat. Ohne Zweifel hat sie ihren Brief unter dem Einfluß dieser angenehmen Phantasieen geschrieben, und weil sie es wünscht, so redet sie sich gleich ein, ich könne mich von meiner unangenehmen Lage nicht anders befreien, als wenn ich meine Nachbarin heirathe. Aber Gott sei Dank, wir sind noch nicht so weit.

Káldory fühlte sich durch diese Betrachtungen beruhigt, und schickte sich eben an zu schreiben, um seiner Tante auf ihren Brief zu antworten, und ihr ihre bei jeder Gelegenheit auftauchenden Heirathspläne wegzuscherzen, als der Kammerdiener in's Zimmer trat und meldete, es seien Fremde angekommen.

— Wer?

— Sie wollen Ew. Gnaden überraschen.

— Aber wer sind sie?

— Herr Wilhelm Vámosy und — —

— Und wer? — fragte Adrian ungeduldig, als der Kammerdiener zauderte.

— Sie hat ihr Gesicht mit einem langen Mantel verhüllt, und ist weit kleiner, als der Herr von Vámosy, und ich — —

— Und du — —

— Ich getraue mich zu schwören, daß es die gnädige Frau Baronin ist.

Noch ehe Adrian antworten konnte, ging die Thür auf und die Fremden traten ein.

Der Kammerdiener zog sich zurück.

VI. Kapitel.

— Irma! Sie hier, — sprach Adrian, als die Dárday Mantel und Hut ablegte, und er die schöne Baronin vor sich sah.

— Habe ich es nicht gesagt, daß er staunen, und seinen Augen kaum trauen wird? — sprach Vámosy lachend. Wenn er am hellen Tag ein Gespenst erblickt hätte, so würde es ihn nicht mehr überrascht haben. Was sind auch alle Gespenster der Welt im Vergleich mit einer Frau? Jene haben wenigstens eine bestimmte Stunde, in welcher sie uns überraschen, bei Frauen hingegen kann man sich auf nichts verlassen.

— Nicht wahr, Sie sind nicht böse auf mich? — fragte Irma, ihm die Hand reichend, und in der Betonung ihrer Worte, im Ausdruck ihres Gesichts lag Etwas, dem selbst Adrian nicht widerstehen konnte.

— Wer könnte Ihnen zürnen, — erwiderte er mit Wärme — besonders in einem solchen Moment. Aber — —

— Ich habe es ihr genug gesagt, — fiel ihm Vámosy in's Wort — wenn in der Stadt Jemand ahnte, daß wir hier sind, so weis ich nicht, was daraus werden würde. Aber du kennst sie, wenn sie sich einmal etwas vorgenommen hat, so führt sie es aus. Kaum hatte sie gehört, daß ich auf mein kleines Gut reisen und mein Haus einrichten will, so hatte sie keine Ruhe mehr. Sie sagte, daß wir Männer uns auf häusliche Dinge nicht verstehen, daß sie ihre erste Kindheit in diesem Hause verlebt habe, und sich schon lange dahin sehne, kurz sie bewies mir die Nothwendigkeit mitzureisen so klar, und bat so schön, daß endlich sogar der alte Herr die Reise anrieth. Wenn es ihm recht ist, so sei es, — dachte ich mir — und so sind wir da. Irma hat nur ihre Kammerfrau mitgebracht. Deiner Dienerschaft kann man vertrauen, und in der Stadt ahnt Niemand, daß Káldorfalva in meiner Nachbarschaft liegt. Meine Güter sind nicht so groß, daß Viele von ihrer Lage einen reinen Begriff haben sollten. Schwätzereien sind nicht zu fürchten, und endlich ist das Ganze ein genialer Gedanke. Aber ich muß nach dem Gepäcke sehen und mit meinem Kutscher sprechen, daß er morgen bei Tagesanbruch bereit sei; ich werde gleich bei Euch sein.

Káldory und Irma standen, allein gelassen, eine Weile einander schweigend gegenüber; jener konnte trotz der Selbstbeherrschung, die er sonst besaß, seine Verlegenheit nicht verbergen.

— Du freust dich nicht über meine Ankunft, —

sprach Irma endlich traurig — und wenn du wüßtest, wie sehr ich mich nach dir gesehnt habe!

— Du konntest dich nicht mehr sehnen, als ich, — sprach Káldory mit dem innigsten Ton der Rührung, zu welchem er sich zu zwingen vermochte, — aber kann ich mich freuen, wenn du dich meinetwegen Dingen aussetzest, deren Folgen du nicht bedacht hast? Wilhelms Leichtsinn ist unverzeihlich.

— Beschuldige ihn nicht. Ich selbst bin an Allem Schuld; und du könntest mir wenigstens verzeihen, denn was ich gethan habe, geschah ja nur aus Liebe.

— Du bist ein Engel, Irma. Je mehr ich dich kennen lerne, desto tiefer fühle ich, daß ich deiner Liebe gar nicht werth bin; aber kann ich gegen dein Glück, deine Stellung, deine Ruhe gleichgiltig sein? Kann ich mich selbst in diesem Augenblick glücklich fühlen, wenn es mir einfällt, daß die glücklichen Augenblicke, welche ich dir zu verdanken habe, dir die Ruhe deines Lebens kosten? Die Welt — —

— Die Welt hat längst den Stab über mich gebrochen, sprach Irma, bitter lächelnd. — Sie hat mich schon damals verurtheilt, als ich dazu noch gar keinen Anlaß gab. Ich verachte ihr Urtheil. Wenn du mich liebst, und ich dich glücklich sehe, so wünsche ich mir nichts weiter.

— Und kannst du an meiner Liebe zweifeln? — sprach Káldory ihre Hand ergreifend.

— Es gibt solche Augenblicke, — entgegnete Irma traurig. Wenn du ruhig bleibst, während mich meine Gefühle hinreißen, wenn ich sehe, mit welcher Klugheit du verfährst, wie sehr du jeden Schritt, jedes Wort erwägst, wie viel du auf

das Urtheil der Welt hältst, — dann beginne ich zu zweifeln. Glaube nicht, daß ich, als ich zu dir reiste, die möglichen Folgen dieses Schrittes nicht bedacht habe. Wenn man etwas davon erfährt, so werden mich auch Diejenigen verurtheilen, die bisher rücksichtsvoller über mich geurtheilt haben; mein Mann, der mich mit so viel Nachsicht behandelt hat, wird mich verstoßen, und ich werde verbannt aus jedem Kreise, gemieden, und von Jedermann geschmäht dastehen. Das Alles weis ich recht wohl und siehe, ich schrecke vor diesem Gedanken nicht zurück. Wenn ich deinethalben Alles verloren habe, und von allen Banden der Gesellschaft losgelöst, ganz vereinsamt dastehe, werde ich nicht erst dann ganz dein eigen sein, von dir allein und deiner Liebe abhängen, mit deren Entziehung du mich vernichtest? Wenn du mich so liebst wie ich dich liebe, warum erschreckt dich der Gedanke, daß ich meine ganze Zukunft in deine Hand lege?

— Weil die Liebe uns Kraft genug gibt, jedes Opfer zu bringen, aber nicht genug dazu, jedes Opfer anzunehmen, — sagte Káldory aufgeregt. — Es gibt nichts auf der Welt, was ich nicht für dich zu thun bereit wäre. Verlange mein Leben, mein Vermögen, und es soll dir zur Verfügung sein, wenn dein Glück in Frage steht; aber ich wäre vor der Welt und mir selbst entehrt, — wenn ich deinen Ruf nicht höher schätzte als mein Glück, und nicht bereit wäre eher deiner Liebe zu entsagen, als deine Zukunft auf's Spiel zu setzen.

— Adrian! — sprach Irma voll Schreck über Káldory's mit Entschlossenheit ausgesprochenen Worte, und zugleich gerührt von den edlen Gefühlen, die ihr Geliebter ausdrückte.

— So ist es, meine Irma, — fuhr jener fort, dessen Verlegenheit immer mehr schwand. — Wie sehr ich dich auch liebe, wie sehr ich weis, daß ich ohne dich auf dieser Welt nicht glücklich sein kann, — so bin ich doch von unaussprechlichem Schmerz erfüllt, wenn ich bedenke, wie viel du für mein Glück aufgeopfert hast. Nicht aus Eitelkeit habe ich nach deiner Liebe gestrebt. Im ersten Augenblick unseres Begegnens fühlte ich mich zu dir mit unwiderstehlicher Macht hingezogen. Ich näherte mich dir ohne Hoffnung, und fühlte mich dennoch glücklicher. Daß ich dich sehen konnte, daß ich in dem Kreise, den ich früher verachtete, ein Wesen, wie du bist, gefunden habe, das selbst erfüllte meine Seele mit Wonne. Deine Liebe erschien mir als ein hohes Ziel, durch dessen Anblick alle meine edleren Fähigkeiten erwachten. Und als ich endlich zu ahnen begann, daß meine Gefühle erwiedert werden, als ich es hoffte, als ich mich endlich davon überzeugte, wie glücklich fühlte ich mich, für welchen reichen Schatz hielt ich das Leben, das mir früher so leer schien! Wenn ich in deinen Armen blos Wonne, nur die Befriedigung meiner Eitelkeit gesucht hätte, so hätte ich mich vollkommen glücklich gefühlt. Du bist so schön, Irma, so Viele schmachten nach deiner Liebe; aber ich wünschte dein Glück, ich wollte, daß dein freudenloses Leben durch meine Liebe reicher sei; und kann ich es wohl gleichgiltig mit ansehen, wenn du, die früher in den angenehmsten Verhältnissen lebte, deren Name über jedes böse Gerücht erhaben war, vor der selbst Diejenigen, welche deine Tugenden haßten, sich huldigend beugten, wenn du dieses Alles für mich aufopferst? Ich hätte

dich auf einen Altar erheben mögen, und kann ich es ertragen, daß Diejenigen, die dich nicht kennen, die nicht fähig sind, dein edles Herz zu verstehen, jetzt beinahe mit Bedauern von dir sprechen, und das blos darum, weil ich dich liebe, weil du mich glücklich gemacht hast?

Káldorh, den nach Art der guten Schauspieler seine eigenen Phrasen hinrissen, sprach dieses Alles nicht in der Absicht sie zu täuschen. Was seine Worte ausdrückten, das fühlte er in diesem Augenblick. Irma war tief gerührt.

— O ich kenne dein edles Herz — spach sie gefühlvoll. — Aber quäle dich nicht, an dem Allen bin ja nur ich Schuld. Manchmal mache ich mir selbst Vorwürfe. Mein Mann hat sich sein ganzes Leben hindurch gegen mich edelmüthig benommen, das Herz würde ihm brechen, wenn er unser Verhältniß erführe. Aber es ist umsonst, ich kann nicht heucheln, ich liebe dich zu sehr.

— Auch ich achte deinen Mann. Ich kenne keinen edelmüthigeren, liebenswürdigeren Greis. Selbst die Art, wie er sich gegen dich benimmt, macht ihn verehrungswürdig. Er faßt seine Stellung vollkommen richtig auf, macht keine Ansprüche, und ist dir auf die Freuden nicht neidisch, von deren Genuß sein Alter ihn ausgeschlossen hat; das Verhältniß, in welchem er zu dir steht, ist vielmehr das eines liebevollen Vaters. Aber verdient er deshalb nicht Schonung? Und wenn unser Verhältniß ihm bisher ein Geheimniß geblieben ist, oder wenn sein Vertrauen zu groß ist, als daß er den Gerüchten, die er über dich hört, Glauben schenkte: können wir hoffen, daß das immer so bleiben werde? Ich spreche gegen

mich selbst — fügte er hinzu, als er die Wirkung bemerkte, welche diese Worte auf Irma hervorbrachten — ein Anderer würde dir das gewiß nicht sagen. Aber meine Liebe ist nicht so, wie die Liebe Anderer.

— Wie gut, wie edelmüthig bist du — sprach Irma entzückt — wie uneigennützig.

— Du täuschest dich, Geliebte. Auch ich bin eigennützig, so eigennützig wie Andere, nur daß das Ich, für dessen Glück ich Alles aufopfere, sich nicht auf meine eigene Person beschränkt. Und das ist das Werk der Liebe. Es ist das ein Egoismus, der schonungsloser ist als jeder andere Egoismus, der jedes andere Gefühl ausschließt, jedes fremde Interesse beseitigt, Alles von sich stößt, an dem aber Zwei theilnehmen. Nur wenn unsere Wesen in Eins verschmolzen sind, wenn jede Scheidewand gefallen ist, wenn wir uns vollkommen Eins fühlen, wenn wir keinen besonderen Schmerz, kein besonderes Glück mehr kennen, dann lieben wir. Und so liebe ich dich. Nenne mich nicht uneigennützig. Dein Ruf ist mein Ruf, dein Frieden ist meine Ruhe, dein Glück mein Glück. Was du für ein Opfer hältst, das thue ich nur für mich.

— O wenn ich es aussprechen könnte, wie glücklich ich bin, — sprach Irma, und ihre Augen hingen mit unendlicher Liebe an dem Geliebten.

— Ach, daß du es wärst, — erwiederte Kálbory traurig — manchmal täusche ich mich selbst, und der Gedanke, daß ich dich glücklich mache, erfüllt meine Seele mit Entzücken; aber wenn ich es ruhig bei mir überlege, wenn ich an die angenehmen Verhältnisse denke, in welchen du früher ge-

ebt hast, an die Zufriedenheit, die, als wir uns zum ersten Mal sahen, auf deinem schönen Gesicht ausgedrückt war, wenn ich bedenke, daß ich dich aus diesen Verhältnissen gerissen, daß ich dein friedliches Dasein zerstört habe, indem ich dir für das Glück eines ganzen Lebens nichts als einzelne glückliche Augenblicke zu geben vermochte: dann erfüllt meine Seele ein unaussprechlicher Schmerz. Kann ich mir es wohl leugnen, daß du glücklicher wärest, wenn du mich nicht hättest kennen lernen, daß all meine Liebe für dich nur ein Fluch ist.

— Geliebter, wie kannst du so sprechen? — sagte Irma mit sanftem Vorwurf, — ist eine Stunde wie diese, nicht reicher an Freuden als jene Jahre, auf welche ich, glaube es mir, ohne Sehnsucht zurückblicke?

— Und wenn ich dich wenigstens in den Stunden, die wir zusammen verbringen können, vollkommen glücklich sähe! Aber es quälen mich Zweifel; du mißverstehst mich; ich vermag es nicht, dich glücklich zu machen. Dieser Gedanke taucht nicht heute zum ersten Mal in mir auf. Wie sehr ich auch dagegen ankämpfe, so wird die Ueberzeugung doch immer gebieterischer, daß ich zu deinem Glück nichts Besseres thun kann, als wenn ich mich entferne.

— Adrian! — rief Irma erschrocken — könntest du das thun?

— Wenn ich meinem Herzen folge, nein; — sprach jener gerührt — du kennst meine ganze Liebe, und kannst dir die Qual vorstellen, mit welcher diese Entsagung meine Seele erfüllen würde; aber ist es nicht meine Pflicht, wenn ich bedenke, daß ich deinem Glück im Wege stehe, daß meine Anwe-

senheit dir die Ruhe kostet, daß mein Glück um den Preis deiner ganzen Zukunft erkauft wird? Ist es nicht tausendmal besser, Allem zu entsagen? Ich werde leiden, aber werde ich nicht für dich leiden, welcher ich ohnedies alles Glück, das ich auf dieser Welt gefunden, zu verdanken habe?

— Und was wird aus mir, wenn du mich verlässest? — sprach Irma mit Leidenschaft, Adrian um den Hals sinkend. — Sei nicht grausam, ich weis doch, daß wir uns nicht trennen können; aber sprich dieses schreckliche Wort nie, nie wieder aus! — und das reizende Weib schluchzte, den Kopf auf Adrian's Schulter gelehnt.

Das Schicksal oder der Zufall, der oft über unser ganzes Leben entscheidet, übt einen solchen Einfluß auch auf unsere Reden aus. Zuweilen führt selbst den Klügsten, der jedes Wort erwägt, der Fluß der Rede gerade zu dem Punkt hin, welchen er vermeiden wollte, während ein Anderer ohne jeden bestimmten Vorsatz, ohne alle Berechnung, und nur den Eindrücken des Augenblicks, wie einem natürlichen Instinkt folgend, dorthin gelangt, wohin er gelangen wollte. — Das war bei Káldory der Fall. — Was er so lange gewünscht hatte, war jetzt erreicht. Er ermahnte Irma, in der Kundgebung ihrer Liebe vorsichtiger zu sein, und brachte zugleich die Möglichkeit einer Trennung zur Sprache, zu welcher er bisher noch keine Gelegenheit gefunden; und das Alles that er in einer Weise, daß er vor Irma's Augen noch höher dastand. Káldory sah deutlich die Vortheile ein, welche er dadurch gewann, und hatte sich schon seit langer Zeit nicht so zufrieden gefühlt, wie in diesem Augenblick. Er sah einen Ausweg

vor sich, seine Freiheit zurückzugewinnen; und ohne für die Zukunft besorgt zu sein, überließ er sich ganz dem Genuß des Augenblicks, und preßte die Geliebte mit Leidenschaft an seine Brust.

Irma war schön. Sie war eine jener Schönheiten, die weder in Marmor noch durch den Pinsel wiedergegeben werden können, weil nicht ihre Regelmäßigkeit, sondern der abwechselnde Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft, das Leben selbst es ist, worin die Macht ihrer Reize liegt. — Es gab Tage, an welchen Irma so aussah, daß man nicht begreifen konnte, wie sie auf beinahe alle Männer einen so mächtigen Eindruck ausüben könne. Auf den ersten Anblick fielen höchstens ihr Wuchs, ihr dunkles Haar und die dunkeln Augen auf, durch welche die Blässe ihrer Wangen noch mehr hervorgehoben wurde. Aber wenn das Gespräch sich unvermuthet einem Gegenstand zuwendete, der sie interessirte, wenn Jemand in's Zimmer trat, zu dem sie Sympathie fühlte, kurz, wenn unvermuthet ein Gegenstand oder ein Gedanke auftauchte, der ihr Herz berührte, so veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes plötzlich. Wie der See, in dessen Spiegel die grünenden Ufer und die fernen Sterne des Himmels sich zu einem Bilde vereinigen, und an dessen glatter Oberfläche selbst der leichteste Windhauch nicht spurlos dahingleitet: so war dieses Gesicht, es war schön, aber hauptsächlich durch das, was es wiedergab, was es ausdrückte. Es gibt Frauen, zu deren Beurtheilung man nur eines Auges bedarf, deren Züge den von der Wissenschaft festgestellten Linien des Schönheitsideals so sehr entsprechen, daß man ihre

Schönheit beinahe wissenschaftlich nachweisen kann; Irma gehörte zu denjenigen, deren Schönheit man nicht sehen, sondern fühlen muß, die aber gerade deshalb auf Jedermann einen größeren Eindruck machen. Wer ihr nur begegnete, der konnte kalt bleiben; aber Alle, die mit ihr sprachen, gestanden beinahe ohne Ausnahme, daß sie niemals eine interessantere Frau gesehen haben.

Die Sage von der Memnonssäule, welche von den Strahlen der Sonne berührt, Klänge hören ließ, fand hier ihren Gegensatz; kaum sprach Irma, so glitt es wie ein Lichtstrahl über ihre Wangen, und der Zuhörende stand vor der glänzenden Gestalt wie bezaubert. Um wie viel mehr war das der Fall, wenn dieses Gesicht von dem Ausdruck eines wärmeren Gefühls beseelt wurde, wenn das selige Lächeln der Liebe ihre reizenden Lippen umschwebte! O, das orientalische Sprichwort, man könne Zuleika's Schönheit nur mit Jussuf's Augen sehen, drückt eine große Wahrheit aus. Die ganze Schönheit des Weibes offenbart sich nur durch die Liebe. Wie der blühende Baum, den der Sturm schüttelt, seinen ganzen Umkreis weithin mit Blüthen überstreut, so kennt den reichen Schatz der Schönheit, welchen die Natur dem Weibe verliehen hat, nur derjenige genau, der sie in den Momenten der Leidenschaft gesehen hat.

Irma war nie liebevoller, glücklicher, leidenschaftlicher gewesen, als an diesem Tage; und Adrian, von seinen Gefühlen hingerissen, fühlte sich glücklich. Er vergaß seine Vorsätze, dachte nicht an die Zukunft, seine Seele war nur von der Wonne erfüllt, welche er in Irma's Armen fand;

und wenn er seine Gefühle in glühenden Worten ausdrückte, wenn er mit bebender Stimme das Versprechen der Liebe aber und abermal wiederholte, so war unter seinen Worten kein einziges, das in diesem Augenblick ein lügenhaftes Gefühl ausgedrückt hätte.

Irma fühlte sich vollkommen beruhigt. Der Zweifel, welchen der erste Empfang in ihr geweckt hatte, verschwand. Worin sie früher ein Zeichen der Kälte vermuthete, das überzeugte sie jetzt von Adrian's grenzenloser, jede Selbstsucht ausschließender Liebe, und Wonne erfüllte ihre Seele.

Der Abend verfloß unter heitern Gesprächen. Vámosy setzte Káldory mit gewohntem guten Humor von den Stadtneuigkeiten in Kenntniß, und gab der Bitte des letzteren, noch einen Tag bei ihm zuzubringen, ohne Schwierigkeit nach.

Den folgenden Tag brachte Vámosy fast ganz auf der Jagd zu, und erst gegen Abend kehrte er in außerordentlich guter Laune zum Diner zurück. Die räthselhaften Worte, mit welchen er den zu Hause gebliebenen zu verstehen gab, daß er sich nicht allein mit der Jagd unterhalten habe, überraschten die Zuhörer nicht. Káldory war seine Prahlereien gewohnt. Irma achtete kaum auf seine Worte, so sehr war sie mit ihrer eigenen Glückseligkeit beschäftigt.

Am dritten Tage reiste Irma mit ihrem Bruder ab.

— Fürchte meine Leidenschaftlichkeit nicht mehr; — sagte sie flüsternd zu Adrian, der sie die Treppe hinab begleitete — denn ich weis, wie sehr du mich liebst, ich werde vorsichtiger sein. Aber nicht wahr, Liebster, du wirst nicht

lange auf dich warten lassen? Sobald du deine Geschäfte beendigt hast, kommst du!

Adrian antwortete nur mit einem Händedruck; und als die Kutsche davonrollte, schaute er den sich Entfernenden lange nach.

VII. Kapitel.

Das Geschehene übte auf Káldory's Beschlüsse einen großen Einfluß aus. Im ersten Augenblick erweckte dieses Zusammentreffen seine Liebe auf's Neue. Nie hatte er Irma schöner, liebenswürdiger gefunden, als jetzt; warum sollte er also ein Verhältniß auflösen, durch welches er sich so glücklich fühlte? Werde ich wohl je ein Weib finden, das mich mehr liebt als Irma — ein Weib, das für mich zu jedem Opfer bereit ist, und dafür nichts verlangt, als daß ich ihr Opfer annehme und glücklich sei? — so dachte er bei sich — und wenn ich es auch wollte, steht es in meiner Macht, mich von ihr zu trennen? Ihr Bild hat auf mich einen tieferen Eindruck gemacht, als ich Anfangs dachte, und ich kann ihren Namen aus meinem Herzen nicht verlöschen, ohne daß auf der Tafel meiner Erinnerungen für ewig ein dunkler Fleck zurückbleibe. Und weßhalb sollte ich das thun, wer zwingt mich dazu? Der nüchterne Verstand; aber ist es verständig, das Glück, welches man besitzt, von sich zu weisen, den Becher der Wonne, ehe er bis zum letzten Tropfen geleert ist von

sich zu stoßen mit dem Bewußtsein, daß dasjenige, was man anstatt dessen vielleicht bekommt, wohl etwas Anderes, aber nicht süßer sein kann? — Das Fortbestehen meiner Familie? Das mag für meine Tante von großer Wichtigkeit sein, aber für mich ist es gleichgiltig. Die Káldory's haben lange genug gelebt, um sich auszuzeichnen, und sie können sich gegen ihren Abkömmling nicht beklagen, der endlich doch nur ihrem Beispiele folgt: das heißt, sich selbst lebt, und nach seiner eigenen Einsicht das Glück dort sucht, wo es sich ihm darbietet. Was kümmert es mich, wenn man mein Wappen umgekehrt auf meinem Sarg eingravirt? Minder schöne Frauen als Irma haben in der Welt schon größere Dinge umgekehrt, und meine ritterlichen Ahnen verzeihen es mir gewiß, wenn ich ein solches Weib einem Vorurtheil nicht aufopfern will.

Vámosy's Gut liegt in der Nähe von Káldorfalva, und so lange Irma sich da aufhielt, brachte Káldory alle seine Zeit mit ihr zu. Während einiger Tage nach ihrer Abreise, so lange nemlich der Eindruck dauerte, welchen ihr Erscheinen auf sein Herz gemacht hatte, ging er nicht nach Vérthalom. Allein sobald seine Ruhe zurückkehrte, erwachten auch seine Zweifel wieder, ja die Gründe, die ihn früher bestimmt hatten, schienen ihm nach dem Geschehenen noch stärker zu sein. — Konnte er sich auf Irma's Versprechen verlassen, nachdem er sich auf's Neue überzeugt hatte, daß sie sich in ihrer Leidenschaft durch keine Rücksicht zurückhalten lasse? Konnte er sich auch selbst trauen? Wie fest hatte er sich vorgenommen mit ihr zu brechen; wie gereizt war er gegen sie im ersten Augenblick, und wie kurze Zeit reichte hin, daß seine Vorsätze

Irma gegenüber wie der Schnee vor den warmen Strahlen der Sonne dahinschwanden? War er nicht auch hingerissen, fühlte er nicht auch, daß die Macht, welche dieses reizende Geschöpf auf ihn ausübt, viel größer sei, als er früher gedacht hatte? Dazu kam noch ein neuer Brief seiner Tante, in welchem sie schrieb, daß über Irma's Abreise in der Stadt seltsame Gerüchte circuliren, Gerüchte, denen sie selber zwar keinen Glauben schenke, da sie bei allem Leichtsinn der Betreffenden dennoch von ihr so was nicht voraussetzen wolle, die aber nichtsdestoweniger sehr unangenehm seien, besonders da der alte Dárday sich immer unwohl fühle und die Aerzte keine Hoffnung haben, daß er es bis zum nächsten Frühling aushalten werde.

Káldory ging wieder nach Vérthalom, und indem er seine längere Abwesenheit mit dringenden Geschäften entschuldigte, brachte er in der Gesellschaft der Ormosy's noch mehr Zeit zu als früher. — Von Tag zu Tag fühlte er sich in diesem Kreise behaglicher, und mit immer wachsendem Interesse sah er Margarete, deren liebenswürdige Eigenschaften wie auch ihre Schönheiten nie mehr hervortraten als in seiner Gesellschaft. Selbst der alte Pfarrer, obwohl er sich seit Káldory ins Haus kam daselbst an den Nachmittagen kürzere Zeit aufhielt, bemerkte die Veränderung, die mit ihr vorging.

Margarete liebte. Káldory, der noch zu gar nichts entschlossen war, vermied vorsichtig Alles, wodurch er sein wachsendes Interesse hätte verrathen können. Seine Worte waren immer an die Gräfin gerichtet; und so oft er dazu Gelegenheit fand, ließ er sich mit dem Pfarrer in lange Discussionen

ein. In seinem Benehmen gegen Margarete war nur Höflichkeit und höchstens jene Theilnahme und Zuvorkommenheit bemerkbar, die man schönen Damen nicht zu versagen pflegt. Aber wenn der Frühling naht, so bedarf es nur eines glänzenden Sonnenstrahls und das Veilchen, das unter der Winterdecke bereits geknospt hat, erschließt seinen Kelch unter der Berührung des Strahles, dessen Wärme keinem andern Wesen fühlbar ist. Und ist es zu verwundern, daß jedes Wort, welches Adrian sprach, ja schon seine Anwesenheit allein auf Margarete einen andern Einfluß ausübten als den, auf welchen er zählte? — wenn die Worte, die nicht an Margarete gerichtet waren, dennoch nur in ihrem Herzen ein Echo fanden, und wenn sie sich durch den glücklich fühlte, der sie nicht beglücken wollte? — Wenn für Blumen und Mädchen die rechte Zeit gekommen ist, so blühen jene und lieben diese.

Daß Margaretens Gefühle ihrer Mutter nicht ein Geheimniß bleiben konnten, ist natürlich. Ich weiß nicht, ob es ein Fluch oder ein Segen des weiblichen Geschlechts sei, aber so viel ist gewiß, daß ein großer Theil der Frauen die Qualen und Freuden, die Hoffnungen und Täuschungen der Liebe wenigstens zweimal durchfühlt: das erste Mal in ihrer Jugend, und später wenn ihre Töchter erwachsen sind. Die spätere Empfindung ist oft sogar noch stärker, leidenschaftlicher. Es scheint, daß die Natur die Frauen in größerem Maß mit jenem Organ beschenkt habe, welches die Phrenologen Combativität nennen, und welches die Menschen in Stand setzt, sich niemals vollständig besiegt zu fühlen. Der Mann zieht sich zurück, wenn er sein Glück mehrmals probirt und eine

gewisse Menge von Täuschungen erlebt hat; das Weib hingegen gibt in dem Kampf — natürlich meine ich nur den Kampf wider das Schicksal — nicht so leicht nach. Zehnmal zurückgeworfen, beginnt es den Sturm immer wieder auf's Neue, und wünscht wenigstens seinem Kinde das Glück zu sichern, um welches es selbst vergebens gekämpft hat. Denn, wenn es sich auch hundertmal getäuscht, wenn Derjenige, dem es sein ganzes Herz gegeben hat, dessen unwürdig war, so hält es sein Schicksal immer nur für ein ausnahmsweises. Gibt es wohl eine Erfahrung, die es überzeuge, daß die Liebe, welche es im Herzen getragen, das Glück, auf welches Anspruch zu haben es so sehr fühlt, nach welchem allein es sich gesehnt hat, auf dieser Welt nicht zu finden sei? Und Anna war einst durch ihre Liebe so glücklich gewesen. Was sie in ihrem Leben verlor, das wurde ihr nicht von lieben Händen geraubt. Wie der Baum, dessen Leben von keinem innern Wurm vernichtet wurde, und an welchem, wenn der Blitz in ihn eingeschlagen hat, die unversehrt gebliebenen Aeste fort grünen, so war ihr Herz. Nur die starke Hand des Schicksals hatte ihr Glück zerstört, und auf den Ruinen desselben blieb noch genug zurück, was zur Hoffnung ermunterte. Warum hätte sie nicht glauben sollen, daß ihre Tochter das finden und behalten werde, was ihr nur durch einen grausamen Zufall geraubt wurde?

Seitdem Káldory in's Haus kam, und sie die erwachende Neigung ihrer Tochter gewahrte, ging mit ihrem ganzen Leben eine Veränderung vor. Adrian schien ihr so liebenswürdig, sie hielt es für so gewiß, daß der junge Mann,

der so oft in's Haus kam, für Margaretens Reize nicht unempfindlich bleiben könne, daß sie über die Zukunft gar nicht in Zweifel war. War doch schon die Art ihres ersten Zusammentreffens so außerordentlich. Als ob eine höhere Hand Margareten gerade in dem Augenblick, in welchem sie der Hilfe bedurfte, den Mann zugeführt hätte, welcher das ganze Leben hindurch ihre Stütze sein wird. Wie glücklich fühlte sie sich durch diese Hoffnungen, wie viele und wie reizende Pläne entwarf sie für die Zukunft, indem sie in Gedanken das unendliche Glück, das ihre Tochter erwartet, und alle jene Kleinigkeiten zusammenfaßte, welche zum Comfort des lieben Paares nothwendig sind, und für die sie selber sorgen wird. Die Zukunft beschäftigte sie in jedem Augenblick, sie hatte keine Zeit an die Vergangenheit zu denken, — und dennoch erfüllten zuweilen neue Besorgnisse ihre Seele.

Wenn Kálbory einen Tag wegblieb oder später kam, wenn er sich mit Margareten weniger beschäftigte, wenn er nachdenklicher oder trauriger als gewöhnlich schien, wenn er mit Margareten einige Worte sprach, die sie nicht hörte, oder wenn ihre Tochter nach seinem Fortgehen schweigsamer war, mit welchen Schreckbildern quälte sie sich da! Margarete bemerkte dies Alles vielleicht gar nicht, und konnte nicht begreifen, warum sich ihre Mutter so sehr bemühe, ihr die Ursache von Adrians Verspäten oder einzelne seiner Worte zu erklären, in welchen sie selbst gar nichts Auffallendes fand. Aber ihre Mutter war voll Furcht, voll Ahnungen; wie Einer, der einen großen Schatz hütet, so zitterte sie vor jeder Möglichkeit.

O, das ganze Glück der Hoffnungen, alle Qual der Besorgnisse kennt nur das Mutterherz vollkommen.

Bei Anna wurde die Besorgniß von der Hoffnung überwogen, und wenn ihr etwas noch fortwährend Sorge machte, so war es der Umstand, daß ihr alter Freund ihre Freude nicht theilte. Der alte Pfarrer, der sonst eher ein Optimist war, und der, weil er die Menschen, wie er selbst sagte, von der bessern Seite hatte kennen lernen, von Jedem meistens günstig urtheilte, — konnte sich mit Káldory nicht befreunden. Möglich, daß die Veränderung, die seit dem Erscheinen desselben im Hause vor sich ging, auf dieses Urtheil nicht ohne Einfluß war. — In jedem von uns ist so viel Selbstsucht vorhanden, daß wir, wenn in einem Kreise, als dessen Mittelpunkt wir uns fühlten, und zu dessen Wohlbefinden wir uns für nothwendig hielten, ein Anderer unsere Stelle einnimmt, gegen unseren Nachfolger mindestens strenge werden. Aber der Pfarrer hatte Káldory schon früher mit einer gewissen Strenge angesehen und verbarg vor der Gräfin dieses Gefühl nicht.

Anna war auf ihren alten Freund zuweilen fast böse. Schwache Menschen ertragen es meist um so schwerer, wenn Andere von ihrer Meinung abweichen, je nöthiger ihnen die Billigung derselben ist, um in ihrer eigenen Ueberzeugung bestärkt zu werden. Aber Farkas war in seinen Ansichten unerschütterlich, was die Gräfin um so mehr beunruhigte, da Káldory, von der Persönlichkeit des Pfarrers angezogen, zu der Antipathie, welche dieser scheinbar gegen ihn hegte, gar keinen Anlaß gab.

Die Gräfin vermied nach ihrer Gewohnheit Alles, was dem Gespräch eine unangenehme Wendung hätte geben können, und erwähnte Káldorÿ gar nicht in Gegenwart des Pfarrers, aber um so mehr ängstigte sie sich innerlich. Sie hielt auf sein Urtheil so viel, und war seit langer Zeit so sehr gewohnt seinem Rath zu folgen, daß das Schweigen, zu welchem sie sich zwang, manchmal ihre ganze Freude verbitterte. Ist es nicht traurig, — dachte sie mehrmals bei sich — daß man kein neues Verhältniß anknüpfen kann, ohne daß die früheren Bande sich lockern, und daß selbst Diejenigen, auf welche wir in den schweren Tagen unseres Lebens zählen, nicht im Stande sind, unsere schönsten Hoffnungen zu theilen.

In solche Gedanken vertieft, saß sie eines Nachmittags auf der Veranda. Nicht weit von ihr hatte der Pfarrer auf seinem großen Lehnstuhl Platz genommen. Seitdem ihre Meinungen gerade in Bezug auf die wichtigen Angelegenheiten von einander abwichen, war die Ungezwungenheit, durch welche ihre Conversation früher so angenehm war, verschwunden; und die Freunde, die gerade davon, was ihnen am meisten am Herzen lag, nicht sprechen konnten oder nicht wollten, saßen oft halbe Stunden lang schweigend neben einander.

So war es auch jetzt. Endlich begann Farkas, der während dieser Zeit mehrmals Zeichen seiner Unruhe gegeben hatte, welche die in Träumereien versunkene Gräfin jedoch nicht wahrnahm, das Gespräch damit, daß er sich nach Margareten erkundigte.

— Sie ist mit Mariska spazieren gegangen, antwortete die Gräfin.

— Ich hoffe, sie werden nicht so weit gegangen sein, wie neulich. An dem Schrecken, welchen wir damals erlebten, haben wir ein Jahr lang genug.

— Wer hätte geglaubt, daß die Unüberlegtheit der Mädchen auf Margaretens ganze Zukunft einen solchen Einfluß ausüben könne?

— Ich finde in der Sache nichts Auffallendes; — sprach der Pfarrer — die meisten Menschen pflegen das, was auf ihre ganze Zukunft den größten Einfluß ausübt, ohne Ueberlegung zu thun, und selbst unter Denjenigen, die auf irgend einer Bahn ein Ziel erreichten, finden sich Viele, die den Weg dahin nur aus Leichtsinn einschlugen. Gebe Gott, daß Margarete zu diesen gehöre.

— Sie können Káldory nicht leiden.

— Ich fühle eben keine Neigung zu ihm.

— Sie sind gegen ihn ungerecht, und ich kann nicht begreifen, wie Sie an der Reinheit seiner Absichten zweifeln mögen, — sagte die Gräfin nicht ohne alle Aufregung.

— Ich zweifle nicht daran, daß Káldory mit der ernsten Absicht in's Haus kommt, um Margaretens Hand zu bitten; allein ob er sie glücklich machen werde, das ist eine andere Frage.

— Und warum nicht? welchen Grund haben Sie daran zu zweifeln? — fragte die Gräfin beinahe heftig. — Was ich von Káldory gesehen, was ich über ihn gehört habe,

das Alles spricht für ihn Ich habe wenige ausgezeichnetere junge Männer kennen gelernt.

— Das leugne auch ich nicht. Der Graf hat etwas gelernt, hat viel gesehen, ist ein angenehmer Gesellschafter, kurz ein Mann, gegen welchen, wenn man noch dazu ein großes Vermögen berücksichtigt, eine Mutter, die für ihr Kind einen Gatten sucht, nichts einzuwenden haben kann. Graf Káldory ist ein Mann, der den Mädchen gefällt, und mit welchem sich viele Mädchen vielleicht auch glücklich fühlen könnten — nur Margarete nicht.

— Und warum gerade sie nicht? Ich habe deutliche Beweise ihrer Neigung wahrgenommen; ich bin überzeugt, daß — sie ihn liebt.

— Auch ich glaube das, und eben aus diesem Grunde zweifle ich an ihrem Glück, falls sie seine Gemalin werden sollte. — Margarete ist nicht so wie andere. Theils weil sie, nachdem sie stets im Kreise von Menschen gelebt hat, welche sie wahrhaft liebten, die Welt nicht kennt, und die Zukunft nur vermittelst der Einbildungskraft sieht, theils in Folge ihrer edleren Natur — sind ihre Begriffe höher, ihre Gefühle tiefer, und daher auch ihre Ansprüche größer. Ein anderes Mädchen, welchem der Graf sich nähern würde, zöge seinen Namen, sein Vermögen, seinen Geist, kurz alle die Eigenschaften in Rechnung, welchen er seine ausgezeichnete Stellung verdankt, und käme noch das hinzu, daß sie ihn lieben könnte, so würde sie in dem Umstand, daß auch ihr Herz in ihre Wahl einstimmt, eine besondere Begünstigung des Schicksals sehen. Margarete wird einzig und allein ihrem Herzen folgen, sie

verlangt für ihre Liebe nur Liebe, aber eine vollständige, alles andere ausschließende, grenzenlose Liebe, wie die ihrige es ist, und eine solche wird sie bei dem Grafen nicht finden.

— Und warum nicht? — sprach die Gräfin aufgeregt. — Sie halten Káldory für einen herzlosen Menschen und fassen auch den Charakter meiner Tochter falsch auf. Margarete ist nicht so schwach und so sentimental, sie besitzt mehr Ehrgeiz, als sie glauben. Zu ihrem Glück ist es nach meiner Ueberzeugung nothwendiger, daß ihr Mann eine ausgezeichnete Stellung einnehme, als daß er ihre schwärmerische Liebe immer in gleicher Weise erwidere. Wir Frauen stimmen, sobald wir mit der Welt bekannt werden, unsere Anforderungen in dieser Beziehung sehr herab, und wir gewöhnen uns an den Gedanken, daß die Liebe des Mannes nur das Echo der unserigen sein kann, welches nur einen Theil dessen, was wir fühlen, zurückgibt.

— Ich stimme Euer Gnaden in dieser Ansicht bei. Margarete ist für den Ruhm nicht unempfindlich. Ein edleres weibliches Gemüth ist es niemals, und eine Frau begnügt sich zuweilen, wenn Derjenige, dem sie ihr Herz gegeben, auch ihre Gefühle nicht erwidert, doch so hoch steht, daß sie ihre Liebe zu ihm gerechtfertigt fühlen kann. Aber läßt es sich hoffen, daß Káldory Margaretens Ansprüchen in dieser Beziehung auch genügen könne? Ich halte ihn nicht für schlechter oder herzloser als Andere, nur daß die leichte Erregbarkeit der Gefühle, welche ich an ihm wahrnehme, bei einem Manne, der sonst ernst denkt, viel gefährlicher ist; auch meine ich, ein Mann, welcher wie er mehr Verstand besitzt als Andere, um

im Leben nicht auf Irrwege zu gerathen, auch mehr Herz besitzen müsse. Aber zeigt er sich nicht möglichst gleichgiltig gegen Alles, was ihn zur Auszeichnung führen könnte? spricht er vom Ruhme nicht fast mit Verachtung? und läßt es sich hoffen, daß die Wünsche, die im Jünglingsalter am mächtigsten sind, in seiner Seele jetzt erwachen werden, da er die männlichen Jahre erreicht hat? Und das ist es, was mir an dem Grafen am meisten mißfällt. Wenn ich sehe, daß ein junger Mann, der mit schönen Fähigkeiten ausgestattet und in einer Lage ist, in welcher er, um sich auszuzeichnen, nur des Willens dazu bedarf, vom Gedanken des Ruhmes kalt gelassen wird, so verliere ich alles Vertrauen zu ihm.

— Der Ehrgeiz macht aber einen Mann selten und seine Umgebung niemals glücklich.

— Das gebe ich zu, — entgegnete der Pfarrer — der Ehrgeiz an und für sich macht einen nicht glücklich, wie überhaupt Niemand all sein Glück aus einer und derselben Quelle schöpfen kann, aber der Gedanke des Ruhmes erhebt und spornt zu Thaten an: dieser ist es, der in gewissen Lagen und bei begabteren Individuen zum Glück nothwendig ist; und die Frauen verstehen ihr eigenes Interesse nicht, wenn sie in dem, was ihr Glück sichern würde, nur eine Nebenbuhlerschaft ihrer Liebe sehen. Wenn wir in den höheren Kreisen der Gesellschaft verhältnißmäßig so wenig wirklich glückliche Ehen finden, so ist der Grund hiervon gewiß nur in den Umständen zu suchen. — Während Derjenige, der sein tägliches Brot oder den Comfort des Lebens nur durch seine eigene Arbeit erwirbt, hierzu hauptsächlich von dem Gedanken an seine Fa-

milie angespornt wird: sehen jene, deren einzige Beschäftigung in der Unterhaltung besteht, in ihren Familien nur ein Hinderniß, durch welches sie ihren Freuden entzogen werden. Die Ruhe des Familienkreises, welcher nach ernster Arbeit so wohlthut, wird demjenigen, der sich in Genüssen ermüdet hat, langweilig; und Niemand beglückt den Kreis, in welchen er sich selbst nicht glücklich fühlt. Zu einer guten Ehe ist weit weniger erforderlich, als man gewöhnlich voraussetzt. — Es ist dazu nicht nöthig, daß die Gatten in Allem einer Meinung seien, daß ihr Charakter und ihre Fähigkeiten sich gleichen, sogar ein sehr mäßiger Grad von Liebe genügt; nur Eines ist unentbehrlich und zwar, daß der Mann eben so einen sichern Wirkungskreis habe, wie die Frau einen im Hause hat; und wem das Schicksal, wie Káldory, mit Allem beschenkt hat, um was Andere sich bemühen, kann der seinen Wirkungskreis sonst finden, wenn er sich nicht für das Wohl seiner Mitmenschen, für Auszeichnung und Ruhm begeistert? Wer eine solche Laufbahn betritt, der kann auf Gram und Bitterniß genug zählen; aber wenn er sein großes Ziel auch nicht erreichen konnte, so bleibt ihm der Trost: daß wir uns auf jedem Wege, der aufwärts führt, erheben. — Der Weg, welchen er eingeschlagen, hat ihn scheinbar von seinen Lieben entfernt, aber indem er höhere Zwecke anstrebt, gleicht er dem Bewohner des Thales, der zum Gipfel hinaufschreitend, von Zeit zu Zeit zurückblickt und den lieben Ort, von welchem er ausgegangen, niemals aus dem Auge verliert; gerade mitten unter den größten Schwierigkeiten sehnt man sich am meisten nach dem stillen Kreise, in welchem man

bald ausruhen wird. O das Herz, welches sich erhebt, entfernt sich nicht von seinen Lieben, und wenn es für höhere Zwecke zu glühen beginnt, so wird es gegen diejenigen nicht kühl, die es früher geliebt hat.

Die Gräfin hörte tiefgerührt zu. Aber was sollen wir thun? — sprach sie endlich unruhig. — Wenn meine Tochter Káldory liebt — wie ich es glaube — gibt es einen Grund oder nur einen Vorwand für mich, dagegen zu sein, und würde nicht jeder Widerstand ihre Liebe noch vermehren? Ich gebe zu, daß Sie in Allem Recht haben; aber wenn wir auch voraussehen, daß Margarete mit Káldory nicht glücklich sein wird, werde ich mein Kind dadurch glücklich machen, wenn ich ihr den einzigen Weg, auf welchem sie das Glück zu finden hoffte, verschließe? Ist es nicht bitterer als jede Täuschung, wenn man uns unsere Hoffnungen raubt, bevor wir die Erfüllung derselben versucht haben?

— Ew. Gnaden mißverstehen mich, — sagte Farkas, der als er die Wirkung bemerkte, welche seine Worte auf die Gräfin machten, zu bedauern anfing, daß er sie gesprochen hatte — ich sage eben nicht, daß Margarete mit Káldory nicht glücklich sein werde. Die Zukunft kennt nur Gott, denn er sieht in die Herzen. — Margarete hat für den Grafen Interesse; das ist auch nicht anders möglich, da sie kaum einen andern jungen Mann kennt; aber folgt daraus auch, daß sie ihn schon liebe? Mein Rath ist nur der, daß Ew. Gnaden, so wie Sie nichts gegen dieses Verhältniß unternehmen, auch nichts thun, um es zu befördern, und daß Sie mit dem Fräulein je früher

in die Stadt ziehen. Sie soll auch Andere sehen. Ich glaube nicht, daß kein wackerer Mann zu finden sei, als Káldory; wenn aber keiner da ist, und wenn Margarete, nachdem sie auch mit Andern bekannt geworden, nur ihn liebt, dann in Gottes Namen möge sie ihn nehmen. Die Liebe bringt Vieles in Ordnung. Selbst wenn ich mich in meinem Urtheil über den Grafen nicht getäuscht habe, so wird er nicht der erste Mann auf der Welt sein, der seine Frau glücklich macht, ohne daß er oder Andere wissen wodurch.

Sobald der alte Farkas bemerkte, daß das, wovon er die Gräfin mit vieler Mühe überzeugte, sie schmerze, brachte er — was er in ähnlichen Fällen auch sonst zu thun pflegte — Alles vor, was ihre Zweifel, die er selbst unterstützt hatte, lösen konnte; aber vergebens. Die Gräfin blieb unruhig und sagte mehrmals, sie werde sobald es möglich ist, mit Margareten eine kleine Reise machen, und den Winter jedenfalls in der Stadt zubringen, indeß habe ihrer Ansicht nach das Gefühl in Margaretens Herzen zu tief Wurzel gefaßt, als daß dieses Alles nütze; der greise Pfarrer aber verdammte seine Hitze im Disputiren, von welcher er hingerissen, ohne damit etwas zu nützen, die Ruhe der Gräfin zerstört hatte.

Jetzt kam Margarete aus dem Garten zurück, und etwas später langte Káldory an.

Die Gräfin heftete den Blick auf ihre Tochter und fühlte sich gleich beruhigt. So viel Glück, so viel Liebe war im Gesicht derselben ausgedrückt.

— Wir haben uns getäuscht, lieber Freund, — sprach

sie leise zu dem greisen Pfarrer, als dieser sich kurz nach der Ankunft des Grafen zum Fortgehen anschickte. — Margarete wird glücklich sein.

VIII. Kapitel.

In der Káldorfalver Mühle herrscht eine ungewöhnliche Bewegung. Die Räder drehen sich, der Bursche läuft auf der kleinen Treppe, welche zu den Steinen führt, auf und ab, und hat den ganzen Abend noch nicht Zeit gefunden, den Lehrjungen zu schopfbeuteln, welcher indeß die leeren Säcke aus einer Ecke der Mühle in die andere getragen hat, und sie jetzt wieder auf ihren früheren Platz zurückschleppt. Neben dem Mehlkasten steht Peter und beobachtet mit großer Aufmerksamkeit das herabfließende Mehl, welches er von Zeit zu Zeit in die Hand faßt, a s ob er auf jedes Körnchen besonders Acht gäbe. Mitten durch den Lärm der Räder hört man seine scharfe Stimme, mit welcher er die Befehle austheilt. Draußen steht eine ganze Reihe von Kunden, mit neidischen Augen einen mit sechs Ochsen bespannten Wagen ansehend, der sobald er anlangte, an der Mühle hielt, und schon seit zwei Stunden den Platz einnimmt, welcher der Reihe nach andern zukäme. Die Kunden murren, aber nur so still unter sich; mit dem Bauern Johann, wegen dessen sie warten müssen, bindet nicht so leicht Jemand im Dorfe an.

— Ich möchte wissen, die wievielte Pfeife der Béres

(Knecht) dort schon raucht, seit er auf den Säcken lungert, — sagte einer der Kunden verdrüßlich.

— Meinetwegen — erwiderte der Andere — mag er die wie vielte Pfeife immer rauchen; so lang das Korn des alten Fekete nicht abgeladen ist, kommt an keinen Andern die Reihe.

— Aber das sollte nicht so sein, — sprach der Frühere wieder mit einem Tone, als ob er sich nichts daraus machte, wenn ihn auch Andere hören. — Wer früher kommt, mahlt früher, so ist die Ordnung. Ich warte schon einen halben Tag; ich muß eben so gut wie Andere die Abgaben zahlen, und warum soll er ein Privilegium haben?

— Ja warum seid ihr nicht Johann Fekete? — entgegnete der Andere gleichmüthig — ich bin auch schon Vormittag gekommen, und muß deßhalb doch warten; und das ginge noch an, aber ich wette meinen Kopf darauf, daß das Korn des alten Fekete um einen halben Sack Mehl mehr gibt, als das unsere.

— Wie so?

— Das ist schon einmal so. Der Müller gibt ihm, und wenn er auch darüber krank werden sollte, sein Mehl bis zum letzten Körnchen heraus, und vergütet sich es doppelt wenn an uns die Reihe kommt. Wie es der Pfarrer am letzten Sonntag gepredigt hat: „Wer viel hat, dem hilft Gott, dem gibt auch der Müller viel.“

Während die Kunden über den Text der heiligen Schrift, welcher seit der Verkündigung des Evangeliums pünktlicher als andere erfüllt wird, auf diese Art ihre Betrachtungen

anstellten: wartete Derjenige, welcher zu allen diesen Klagen und Unruhen Anlaß gab, ohne zu achten, daß sein Vorrecht Jemanden ärgere, drinnen in der Mühle, bis seine Säcke abgeladen waren. Von Zeit zu Zeit kam der Müller zu ihm, und zeigte ihm eine Handvoll Mehl, schwörend, er habe nie ein weißeres gesehen, als das, welches sein vorjähriges Korn gibt; — bald wieder erschien die Müllerin, und fragte ihn, ob sie ihm nicht mit einem Glas Wein dienen könne; und der Lehrjunge konnte kaum erwarten, daß ihm die Pfeife ausgehe, damit er Gelegenheit habe, ihm eine Kohle aus der Küche zu bringen. Johann Fekete nahm aber all diese Höflichkeit gleichmüthig auf. Er war das schon lange gewohnt.

Wenn einmal die Aristokratie, das heißt, was man bisher so genannt hat, von der Erde verschwindet, — was nach der Behauptung eines alten Bekannten von mir nicht durch die Gewalt des Volkes, sondern nur dann geschehen wird, wenn der letzte wahrhafte Edelmann gestorben ist, und die Nachkommen derjenigen, welche auf dem Schlachtfeld gegen die Türken gekämpft haben, blos vor dem Schranken der Börse mit anderen orientalischen Völkern kämpfen werden, — wenn es, sage ich, mit der Aristokratie einmal vorbei sein wird, so wird sie in den Dörfern fortbestehen, und ein Mann wie Johann Fekete, der dreihundert Joch besitzt, wird von seinen Nachbarn immer als Erster betrachtet werden.

Der alte Fekete nahm in der ganzen Gegend eine privilegirte Stellung ein. Sein Großvater, der seinem Herrn in den Erbfolgekrieg gefolgt war, und dessen Leben in einer Schlacht rettete, welche die ungarischen Truppen in Schlesien

für ihre Königin mitfochten, wurde von dem Grafen zu Vértthalom mit dreihundert Joch Felder beschenkt. Dieser Besitz ging auf seinen einzigen Sohn und von diesem auf Johann über, und weil er mit ausgezeichnetem Fleiß gepflegt wurde, gelangte diese Familie zu einem bis dahin unter nichtadeligen Landleuten unerhörten Vermögen. Da die Fekete's auf einem Grund von adeliger Inscription wohnten, so genossen sie mit Ausnahme des Titels fast alle Privilegien des Adels, und selbst diese einzige Ausnahme fiel dem alten Johann schwer. Er ärgerte sich oft darüber, daß er, obwohl er nicht arm war, und obschon er keine Steuer zahlte, dennoch in Betreff seiner Person zu dem armen, Steuer zahlenden Volk gezählt wurde; aber er war zu stolz, um dieses Gefühl einzugestehen, und da er nicht ein wirklicher Edelmann sein konnte, so suchte er seinen Stolz darin, für den ersten unter den Bauern gehalten zu werden. Es fehlte zwar nicht an Leuten, die ihn fortwährend zuredeten, daß er seinen einzigen Sohn in die Schule schicken und zum Herrn erziehen solle; allein er erzog seinen Sohn, sei es, damit er nicht ein größerer Herr werde als er, oder weil er die Stellung, die er in der Welt einnahm, schon für wichtig und behäbig genug hielt, nur zu seinem Nachfolger, das heißt zu einem Bauern, der, wenn er auch nie mehr gelernt hat, als was man ihm in der Dorfschule beibrachte, dennoch weis, daß man auf sein Wort im Dorfe achtet, vor dem man öfter die Mütze abnimmt, als vor vielen Herren, und der, wenn er zuweilen bei schönem Wetter mit seinen Knechten selbst arbeitet, sich wenigstens sagen kann: daß im ganzen Komitat Niemand schönere achtzehn Ochsen hat.

Daß der alte Fekete, der von der Natur mit einer guten Dosis Selbstbewußtsein begabt wurde, obwohl er sehr oft wiederholte, er sei nur ein Bauer und sein Sohn werde auch nichts Anderes sein, trotzdem in seinen Gefühlen der größte Aristokrat war, und den Kopf um so höher trug, je tiefer sich Andere vor ihm bückten: das ist ebenso natürlich, wie daß der Vorrang, welchen er beanspruchte, ihm nicht versagt wurde. Nach dem französischen Sprichwort: noblesse oblige — verpflichtet der Adel, aber die Verpflichtung, oder um mich des lateinischen Ausdruckes zu bedienen, die Obligation adelt auch, und wir brauchen nicht erst nach Vérthalom zu gehen, um die Erfahrung zu machen, daß ein reicher Mann den Mangel an Ahnen nicht zu fühlen pflegt, und man ihn, so lange seine Kasse voll ist, nicht daran zu erinnern pflegt, daß seine Familiengruft noch leer steht.

Daß ein solcher Mann von dem Müller mit außerordentlichem Respekt empfangen wurde, ist so natürlich, wie daß die Müllerin den lieben Gast, der nachdem sein Getreide abgeladen war, sich zum Weggehen anschickte, durchaus nicht fortlassen wollte; viel auffallender ist es, daß der alte Fekete wider seine Gewohnheit sich so viel bitten ließ, und als er endlich nicht widerstehen konnte, sich so stillschweigend zu Tisch setzte, als ob er den rothen Wein und das schöne Weißbrot, das ihm vorgesetzt wurde, gar nicht sähe. In seinem ganzen Benehmen war eine seltsame Befangenheit wahrnehmbar, und der Müller konnte nicht begreifen, was seinem Nachbar fehle.

— Aber wo ist Vikta? — fragte der Müller sein Weib, da ihm kein anderer Gegenstand des Gesprächs mehr

zu Gebote stand, welches seinen Gast heute ohnehin nicht interessirte — seit wir aus der Mühle gekommeu sind, habe ich sie nicht gesehen.

— Ich habe sie überall gesucht, — sagte sein Weib mit einiger Befangenheit — aber ich finde sie nirgends.

— Dumme Rede! sie ist doch nicht aus dem Hause gegangen; wenn der Herr Gevatter da ist, so ginge sie nicht weg, selbst wenn man sie fortjagte. Es glaubt's Keiner, wie sehr das Mädchen den Gevatter Johann gern hat.

— Wie sollte sie ihn auch nicht gern haben, — sprach die Müllerin schmeichelnd — da wir im Hause immer nur vom Gevatter sprechen und sie vergangene Ostern von ihm ein so schönes Jahrmarktsgeschenk bekommen hat.

— Die hat vielleicht auch noch einen Andern gern, nicht nur den alten Gevatter Johann, — murmelte der alte Fekete.

— Sprecht doch nicht so was, Gevatter, — sagte die Müllerin bescheiden — aber heilig wahr ist es, daß das Mädchen seit einiger Zeit völlig umgewandelt ist. Als neulich die Herrschaft da war, und Andreas beinahe ertrank, weil er ein Tuch aus dem Wasser zog, von dem der Arme meinte, es gehöre der Komtesse, während es nur das Sacktuch der Marie Galambos war, — du lieber Himmel, da lachten wir herzlich; aber so was hat die Welt auch nicht erhört. — Indeß, wie gesagt, Vikta ist völlig umgewandelt.

— Hat sie sich seitdem so umgewandelt? — fragte Fekete in einem Ton, aus welchem die Müllerin nicht klar

entnehmen konnte, ob es ihm lieb oder nicht lieb sei, daß Vikta sich so sehr umgewandelt habe.

— Ich kann es nicht mit vollkommener Bestimmtheit sagen, ob diese Umwandlung mit ihr gerade an jenem Tage oder etwas später vorgegangen sei, — entgegnete die Frau — aber sie ging ungefähr um jene Zeit vor, und das Mädchen ist, wie gesagt, fast ausgewechselt.

— Man muß sie verheirathen, erwiderte der alte Fekete entschieden, und that hierauf einen großen Schluck.

Wenn wir wissen, daß die Müllerin von der Richtigkeit dieses moralischen Rathes seit Jahren überzeugt war, und daß sie ihre Tochter gerade dem Sohne Fekete's zur Frau geben wollte, der die außerordentliche Liebe und Ehre, mit welcher er in der Mühle aufgenommen wurde, größtentheils diesem längst gehegten Wunsch zu verdanken hatte: so werden wir die Wirkung, welche die letzten Worte hervorbrachten, natürlich finden. — Der Müller, welcher nicht wußte, was er in seiner Befriedigung sagen sollte, hustete nur; die Müllerin lächelte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit, wie sie nur ein Freier bei einer Frau sehen kann, die ein gewisses Alter überschritten hat. Als ob ihr ganzes Wesen Ja sagte.

— Man muß sie verheiraten, — wiederholte Fekete, das Glas niederstellend — es gibt keinen andern Ausweg. Was soll man mit den Kindern weiter thun, sobald mit ihnen eine solche Umwandlung vor sich gegangen ist? Mit der Saat geht es eben so. So lange sie noch grün ist, kann man kreuz und quer darüber gehen, kann man jäten und grasen; sobald sie aber zu blühen anfängt, bleibt nichts weiter zu thun

übrig, als daß man sie dem lieben Gott überlasse, und ihr ruhige, warme Tage wünsche. — Mir gehts mit meinem Sohn eben so. Gut denk' ich mir, — er soll heiraten.

Der Müller und sein Weib dachten, der Augenblick sei endlich da, auf den sie so lange gewartet hatten; jener lachte hell auf vor Freude, und diese machte, wo möglich noch freundlicher als sie es bisher gewesen, die Bemerkung: der Gevatter habe leicht reden, da er für seinen Sohn was immer für ein Mädchen auswählen könne, denn im ganzen Komitat sei Niemand, der sich nicht glücklich fühlte, dem Sohn des reichen Fekete seine Tochter zu geben; aber da, wo ein Mädchen im Hause ist, müsse man das Glück abwarten.

Fekete, dem es immer wohl that, wenn man seinen Vorrang anerkannte, lächelte. Die Frau Gevatterin kennt die Welt, sagte er gutgelaunt. — Wenn ich für meinen Sohn werben würde, so glaube ich selbst, daß ich nicht in vielen Häusern einen Korb bekäme

— Dem Gevatter einen Korb geben! — fiel ihm die Müllerin in's Wort, als ob sie schon vor dem Gedanken zurückschauderte — ich möchte den sehen, dem das einfallen könnte.

— Andreas ist ein sauberer Bursche, — fuhr jener fort — seine Mittel erlauben es ihm auch. Aber wenn die Gevatterin meint, daß ich für meinen Sohn nur zu wählen brauche, so ist sie sehr im Irrthum. — Mein Sohn hat auch ein Auge, und einen Willen dazu. Das haben wir von unserem Ahnen, der den preußischen Krieg mitgemacht hat. Die Fekete's sind alle hartköpfig: und wozu endlich soll ich in der Sache

Zwang anwenden! Wenn er mit der Zeit, nach meinem Tode ein gutes Haus, eine schöne Wirthschaft, Vieh und ein wenig Geld haben wird, und das Alles, ohne daß für einen Groschen Schulden daran haften, warum soll er nicht auch ein eigenes Weib haben, ganz sein eigen, weil er sie geliebt, sie gewählt hat, und Niemanden für's Werben einen Dank schuldig ist? Andreas ist ein gutes Kind, und wenn er einmal anstatt meiner die Wirthschaft führt, so wird er mich gewiß für das Alles segnen, was ich ihm hinterlassen werde; ich will nicht, daß er, wenn seine Ehe schlecht ausfallen sollte, so oft er auf sein Weib sieht, seinen Vater verfluche. Mein Vater hat es mit mir eben so gemacht, und die Sache ist gut ausgefallen. Sie soll nur ein gutes und ehrliches Mädchen sein, das Uebrige ist mir Alles Eins.

Die Müllerin, die als Frau in solchen Dingen mehr Takt besaß, wurde unruhiger; ihr Mann stimmte Fekete's Ansichten vollkommen bei, und fügte nur hinzu, daß Andreas ein nicht allein gutes und rechtschaffenes, sondern auch schönes Weib bekommen müsse; denn was würde das Jahr, wie gut und fruchtbar es auch sei, werth sein, wenn es im Frühling nicht Blumen brächte, aus welchen sich die Jugend einen Strauß binden kann?

— In dieser Beziehung habe ich nicht zu klagen, — sprach Fekete. — Andreas hat schon gewählt.

— Und wen? — fragte der Müller vertraulich.

Der alte Fekete, welcher den Wunsch der Müllerfamilie kannte, ja sogar einst auch getheilt hatte, und der wohl wußte, wie viel er selbst dazu beigetragen, jene Hoffnungen zu näh-

ren, die er jetzt zerstören mußte, kam durch diese Frage in einige Verlegenheit. Erst trank er ein Glas Wein aus, dann aß er ein Stück Brot dazu, und sagte endlich so leicht hingeworfen, es sei keine Andere, als die Marie Galambos.

Wenn der Blitz niedergeschlagen, oder der Bach einen andern Lauf genommen und die Räder der Mühle trocken gelassen hätte, so wäre der Müller nicht unangenehmer überrascht worden als durch diesen Namen.

— Was ihr nicht redet, Gevatter! — rief er erstaunt — das ist doch nur ein Spaß.

— Das hätte Keiner geglaubt, — sagte die Müllerin, deren Lächeln sich so schnell in eine saure Miene umwandelte, wie süße Milch gerinnt, in die man Essig gießt.

— Ob ihr's nun glaubt oder nicht, — sagte Fekete, der nur einen Widerspruch zu hören brauchte, um sich an seine dreihundert Joch Felder zu erinnern und dadurch sein verlorenes Gleichgewicht wieder zu gewinnen — ich bedarf dazu nicht erst des Glaubens Anderer, damit ich in meinem Hause thue, was ich für gut halte. Mariska ist ein gutes Mädchen, sie hat, was ihre Schönheit betrifft, in der ganzen Gegend nicht ihresgleichen, die Frau Galambos ist von Adel, und das Mädchen ist es auch.

— Sie kann sich leicht für eine Frau von Adel ausgeben, — sprach die Müllerin mit Verachtung — an einem fremden Ort kann das Jeder thun. Sie ist eine Bettlerin.

— Das ist meine Sache, — sagte Fekete, immer mehr in Hitze kommend. — Andreas hat genug, um sein Weib zu erhalten. Die Galambos ist eine respektable Per-

son, und Mariska ist der Comtesse ihr Alles. Wenn sie Schwestern wären, so könnten sie sich einander nicht mehr lieben.

— Die Comtesse kann lieben, wen sie will, und wenn meine Vikta im Hause gewesen wäre, so würde diese von ihr gewiß noch mehr geliebt werden. Der Herr Gevatter kann sich auch zur Schwiegertochter nehmen, wen er will; aber was den Adel betrifft, so wird sich das später schon herausstellen.

— Das wird sich schon herausstellen, — sprach Fekete, indem er mit stets wachsendem Zorn vom Tisch aufstand. — Ich glaube, unser Herr Pfarrer, der die Diplome alle gesehen, und mir selbst gesagt hat, daß Mariska aus einem guten, adeligen Hause ist, wird doch lesen können. Aber ich werde schon selbst nachschauen, und wer hält den Johann Fekete zum Narren! Ich möchte wissen, warum mein Sohn sich nicht ein Weib von Adel nehmen könnte, wenn er Lust hat.

— Wenn sie ihn nimmt, so kann er es meinetwegen gewiß thun, — sagte die Müllerin spitzig.

— Ich kann auch nichts dafür, wenn die Vikta ihm nicht gefällt, – sprach der alte Fekete. — Ich habe sie ihm zugedacht, aber er mag sie nicht; auch hat sich Vikta, wie die Frau Gevatterin sagt, sehr verändert. Ein Mädchen, das fortgeht wenn ich komme, und nicht einmal sagt: Lebt wohl Gevatter! ein solches Mädchen brauche ich auch nicht.

— Das ist die Sache des Herrn Gevatters, — sprach die Müllerin, wenn Andreas meine Vikta nicht mag, so kann sie auch ohne Andreas leben; sie hat ihn ohnedies nicht gern, und wenn sie ihn genommen hätte, so hätte sie es nur aus

Gehorsam gethan. Sie wird wohl noch einen bessern Mann bekommen.

— Viel Glück dazu.

— Wir wünschen auch dasselbe zu dem Edelfräulein, — sagte die Müllerin, als Fekete sehr erbos't fortging.

So wie er die Thüre hastig öffnete, trat ihm ein fremdes Weib entgegen. Nach ihrer zerlumpten Kleidung, und dem auf den ersten Blick überraschend unangenehmen Ausdruck ihres Gesichtes zu urtheilen, das mehr die Spuren eines unordentlichen Lebens, als des Elends an sich trug, schien sie eine Landstreicherin zu sein.

Was willst du da, was lauerst du hinter den Thüren? — fragte Johann zornig, als er die Thüre schnell aufreißend, der Fremden plötzlich gegenüber stand.

— Wozu sollte ich lauern? — sprach die Fremde, die an einen ähnlichen Empfang wahrscheinlich gewöhnt war, und vor der barschen Ansprache des Bauers nicht erschrak — ich möchte nur fragen, ob ich noch weit habe bis Vérthalom.

— Was hast du in Vérthalom zu thun? Im Dorfe duldet man keine fremden Bettler.

— Ich suche nur die Frau Galambos, die wie ich höre, im Kastell Beschließerin ist.

— Seid Ihr vielleicht eine alte Bekannte der Frau Galambos, — sprach die Müllerin, die indeß ebenfalls zur Thüre gekommen war und vor Freude, ihrem Gevatter etwas Unangenehmes sagen zu können, sogar vergaß, daß die Fremde in der Küche hätte stehlen können — Ihr fragt am rechten Ort nach, Herr Johann ist mit der Beschließerin gut bekannt.

— Nicht wahr, die Galambos hat ein junges Mädchen bei sich, das etwa sechzehn Jahre alt sein mag? — fragte die Fremde.

— Und was willst du, nichtsnutzige Landstreicherin von der Frau Galambos?

— Wer weis, sie ist vielleicht eine adelige Verwandte von ihr, sprach die Müllerin höhnisch, sich an Fekete's immer wachsendem Zorn weidend.

— Warum treibt Ihr mit mir euer Gespötte, — sprach die Fremde unterthänig — die edle Frau hat mir in früherer Zeit viel Gutes gethan, und wenn ich zu ihr gehe, so weis ich gewiß, daß sie mir auch jetzt in meiner Noth helfen wird. Das kleine Mädchen, welches bei ihr ist —

— Ihre Enkelin? — fiel die Müllerin ihr fragend in die Rede.

— Ja, ihre Enkelin — — ich habe in der Eile beinahe vergessen, daß es ihre Enkelin war; ich habe sie genug auf meinen Armen herumgetragen. Sie muß gewachsen, sie muß schön sein.

Der alte Johann, der mit der Fremden halb ausgesöhnt war, als sie die Galambos eine edle Frau nannte, wollte ihr schon den Antrag machen, daß sie in Vérthalom auch sein Haus aufsuche; aber auf die spöttische Bemerkung der Müllerin, er thäte am besten, wenn er die Fremde, da sie ohnedies zu der Galambos geht, auf seinem Wagen mitnähme, ärgerte er sich auf's Neue.

— Sie wird zu Fuß auch hin finden, — sagte er ärgerlich; und ohne von Jemandem aus der Mühle begleitet zu

werden, setzte er sich auf seinen Wagen, nahm dem Knecht die Peitsche aus der Hand, und schlug in seinem Aerger so mächtig auf die Ochsen los, daß der Knecht mit sammt den Säcken beinahe vom Wagen stürzte.

Die Fremde folgte seinem Wagen mit eiligen Schritten nach, auf ihrem unangenehmen Gesicht war eine seltsame Freude ausgedrückt.

Während der Müller in die Mühle ging, den Gesellen auszankte, den Kunden Scheltreden sagte und den Lehrjungen prügelte: ging die Müllerin in's Haus zurück, und fand da ihre Tochter.

— Wo läufst du herum? — fragte sie sie strenge.

Vikta entschuldigte sich damit, sie habe um schwarzen Zwirn gehen müssen, um sich den neuen Rock zu nähen.

— Das hättest du auch ein andermal thun können.

— Aber morgen ist Sonntag, und ich habe kein Kleid in die Kirche zu gehen.

Die Müllerin wollte ihre Tochter im ersten Augenblick ausschelten. Aber als sie dieselbe vor sich sah, verging ihr der Zorn. Vikta war fast laufend nach Hause gekommen. Ihr gewölbter Busen hob sich im schnellen Athmen, die Farbe der Rose ist nicht so schön, wie die, welche an ihren erglühten Wangen leuchtete, und die Art, wie sie vor ihrer Mutter die Augen niederschlug, verlieh ihrem ganzen Ausdruck einen besondern Reiz. Vikta's Schönheit war ihrer Mutter niemals mehr aufgefallen, als in diesem Augenblick. — Und die mag der nichtsnutzige Bauer nicht, — dachte sie bei sich, und ihr Zorn wandte sich wieder gegen Fekete.

— Zürnt nicht, liebe Mutter, — sprach Vikta, die bittenden Augen zu ihrer Mutter erhebend — ich eilte, so viel ich nur konnte. Ich habe nicht gedacht, daß der Vetter Johann heute so zeitlich fortgeht.

— Was Vetter Johann! — sagte ihre Mutter ärgerlich — er ist ein Bauernlümmel, und sein Sohn auch. Ich freue mich ordentlich, daß du nicht zu Hause warst. Wenn du wem immer von ihnen begegnest, so schaue ihn nicht einmal an. Ich werde für dich einen hundertmal bessern Mann finden. Er soll mit seinem Sohn bleiben wo er ist, der aufgeblasene Bauer.

IX. Kapitel.

Während dieser Ereignisse in der Mühle finden wir Káldory nicht weit von dort am Mühlbache. Unter den Briefen, welche er des Morgens erhalten hatte, war einer von der Dárday, und dieser versetzte ihn in die größte Aufregung.

Irma schrieb, seit sie in Káldorfalva gewesen war, mit jeder Post einen, zuweilen auch zwei Briefe. Dem Anschein nach verflossen ihre Tage, seit sie sich von Adrian getrennt hatte, traurig.

Ihren Mann hatte sie kränker gefunden, als da sie ihn verließ. Sie widmete sich ausschließlich seiner Pflege, und that dies mit um so größerem Eifer, je schuldiger sie sich gegen ihn fühlte; und da die Welt den Genuß, welchen bessere

Menschen, besonders Frauen darin finden, wenn sie sich für Andere aufopfern können, nicht aufzufassen fähig ist, so sprachen Alle mit Bedauern über sie; aber Irma machte sich im Innern oft Vorwürfe darüber, daß sie sich während dieser Zeit so glücklich fühlte. Sie achtete ihren Mann, sie fühlte Dank, ja Liebe zu demjenigen, der ihr ganzes Leben hindurch sie väterlich behüthet hat, und auch jetzt für ihre Zukunft besorgt war. Allein so oft der Kranke ihrer zu seiner Pflege nicht bedurfte, dachte Irma, ihren Gedanken freien Lauf lassend, an Adrian, und an die gluthvollen Worte, die sie während ihres letzten Beisammenseins von ihm gehört hatte, — und ihr Herz jauchzte auf vor Freude. Fühlte sie sich doch geliebt, und wie düster auch ihre gegenwärtige Lage war, eine wie schwere Aufgabe das Schicksal ihr auch gestellt hatte: ein Weib läßt den Muth nicht sinken, wenn sich, wie das Gold zwischen Gestein, die Liebe durch ihr hartes Leben zieht. Die Briefe, die sie Anfangs an Káldory schrieb, sprachen nur von ihrer Liebe; aber später machten einzelne Worte, die sie von den Besuchern ihres Mannes hörte, und noch mehr Káldory's eigene Briefe, die immer höflicher und klüger wurden, Irma wieder unruhig. In ihre Briefe mengten sich einzelne Klagen und Zweifel, für welche sie auf der andern Seite um Vergebung bat, deren Grundlosigkeit sie sich selbst bewies, aber die, was aus jeder ihrer Zeilen hervorleuchtete, ihr Gemüth stets trauriger, und diese Korrespondenz für Adrian immer unangenehmer machten.

Der Brief, welchen er heute erhalten hatte, übertraf in dieser Beziehung alle früheren. Irma trat mit bitteren Kla-

gen auf. Sie berührte das Verhältniß, in welchem Káldorh zu Ormosy's stand; sie erwähnte einzelne Details, aus welchen hervorging, daß sie von Allem, was in Káldorfalva geschah, in Kenntniß gesetzt sei. Sie machte ihm Vorwürfe wegen seiner Untreue; sie sagte, sie nehme keine Entschuldigung an, und werde sich, da er sie so oft getäuscht habe, durch Worte nicht mehr beruhigen lassen; sie wolle selbst das Verhältniß abbrechen, dem sie das Glück ihres Lebens aufgeopfert hatte, das ihr aber nur peinlich sein könne, da sie weis, daß es Adrian lästig geworden sei. Nach dem Allem schloß sie den Brief mit der Bitte, er möge sie nur mit einigen Zeilen beruhigen, wenn nicht aus einem andern Grunde, so doch wenigstens aus Mitleid für Diejenige, die ihm Alles geopfert hat und ohne seine Liebe nicht leben kann.

Adrian war, indem er diesen Brief las, heftig aufgeregt. Woher kann Irma dieses Alles wissen, und was soll er ihr darauf antworten? — Der Brief erheischte eine klare, entschiedene Antwort, und er selbst hatte sich noch für gar nichts entschieden. Das Verhältniß, in welchem er zu Ormosys stand, war während dieser zwei Monate noch freundschaftlicher geworden; kaum verging ein Tag, an welchem er nicht bei ihnen gewesen wäre, und manchmal blieb er bis spät am Abend in ihrem Kreise; aber das Alles ließ sich durch die Nachbarschaft und den Umstand erklären, daß Meilen weit in der Runde Niemand wohnte, mit dem er hätte umgehen können; und er hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, aus welchem man auf eine ernstere Absicht schließen könnte.

Aber wenn er auch nicht entschlossen war, das Verhält-

niß, in welchem er zu Margarete stand, unauflöslich zu machen, so entschloß er sich doch noch weniger dazu, es für immer aufzulösen; und wurde das nicht von ihm verlangt, und zwar blos darum, daß sein Verhältniß, in welchem er zu Irma stand, unauflöslich werde, daß er sein ganzes Leben hindurch an diejenige gefesselt sei, die er eigentlich schon lange nicht mehr liebte?'

Irma's ganzer Brief schien ihm so unzart, — was ungelegen kommt, wird gewöhnlich dafür gehalten. — Als ob ein Weib, wenn es fordernd auftritt, die Weiblichkeit verlöre, selbst in den Augen derjenigen, welche darin, wenn der Mann als stärkerer das Weib als schwächeres betrügt, nichts sehen, was mit der männlichen Würde in Widerspruch steht; und Adrian folgte seiner Aufregung, indem er sich an die Antwort machte. Doch als er das, was er in der ersten Hitze geschrieben hatte, überlas, da erröthete er vor sich selbst; er schleuderte die Feder fort, nahm ein Gewehr auf die Schulter und ging in den Wald.

Wenn je ein Wild in der Nähe des Jägers sicher herumgehen konnte, so war dies jetzt gewiß der Fall. In Gedanken vertieft, nahm Adrian es vielleicht gar nicht wahr, wenn ihm Rehe in den Weg kamen. Er ärgerte sich über sich selbst, noch mehr aber über Irma. Warum sucht er das Glück seines ganzen Lebens darin, was zwar eine große, aber nur kurze Freude gewähren kann? Warum pflückte er die Blume, die eben, wenn man sich in deren Besitz sicher glaubt, am schnellsten verwelkt? Konnte ich wissen, daß sie die Sache so nehmen werde, und bin ich Schuld an ihren Täuschungen, wenn

sie alle Reden und Versprechungen wörtlich nimmt, die Jeder in konventionellem Sinne anwendet? Ist die Liebe nicht der April des Lebens, in welchem Jedermann im Voraus weis, daß man ihn auf's Eis führen werde, und daß eben das Hauptvergnügen im Täuschen und Getäuschtwerden bestehe?

Adrian war viel zu klug, um zu seiner eigenen Rechtfertigung über solche Raisonnements in Verlegenheit zu sein, aber er war auch viel zu ernster Natur, um sich dadurch beruhigt zu fühlen. Um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, mußte er an Irma's Liebe zweifeln; und warum sollte er das nicht, er, der in seinem Leben so viel erfahren hatte! Wer kann ihm dafür bürgen, daß Irma's Liebe keine Täuschung, nicht eine künstlich einstudierte Rolle sei, die sie blos spielt, um ihn bleibend zu fesseln? Es fiel ihm ein, was ihm seine Tante geschrieben hatte. Darday's Krankheit wird von Tag zu Tag schwieriger; warum sollte sein möglicher Tod, von dessen baldigem Eintreten schon die ganze Welt spricht, nicht auch seiner Gattin in den Sinn kommen? und — — — Bin ich ein Schuljunge oder ein Mensch, den seine lächerliche Eitelkeit verrückt gemacht hat, daß ich es sogleich glauben soll, wenn man mir sagt, daß man ohne mich nicht leben könne? Je mehr er über diesen Gegenstand nachdachte, desto erbitterter wurde er gegen Irma, desto entschlossener war er, das Verhältniß, dessen fernere Fortsetzung ihn sogar vor seinen eigenen Augen lächerlich machen würde, aufzulösen.

Unter solchen Gedanken gelangte er beinahe bis zum Saum des Waldes, in die Nähe des Baches, der die Mühle trieb und ihm hier den Weg versperrte. Er wollte schon um-

kehren, als er eine städtisch gekleidete Gestalt bemerkte, die sich dem andern Ufer des Baches eilends näherte, und in welcher er sogleich Vámosy erkannte. Er zog sich hinter einen Baum zurück und wartete.

Vámosy setzte seinen Weg eilig fort, bis er zu seinem Pferd gelangte, das bei einer Krümmung des Baches an den Baum gebunden war. Er warf sich darauf und galoppirte davon.

Káldory schaute ihm lange nach. — Also durch den erfährt Irma jeden meiner Schritte? — sagte er mit größter Erbitterung — sie umgibt mich mit Spionen, besticht meine Dienstleute, damit sie, wenn ich meiner Sklaverei überdrüssig, ihre Fesseln zerbrechen will, mich zeitlich daran verhindern könne, wo möglich durch ihre Bitten, und wenn nicht, — dadurch, daß sie die Ormosy durch Lügen erschreckt! Wozu läßt sich eine Frau durch eine solche Liebe nicht hinreißen, was erscheint ihr nicht Alles unschuldig, natürlich! Macht sie doch die Leidenschaft zu Allem fähig.

Würde er über die Sache ruhig nachgedacht haben, so hätte er daraus, daß Vámosy nach Káldorfalva kam und ihn nicht besuchte, wie auffallend es auch war, auf Alles nur nicht auf Spionage schließen müssen. Wilhelm, der wegen seines Leichtsinns fast berühmt wurde, war unter allen Menschen zum Spioniren am wenigsten geeignet; und wenn es auch seine Absicht gewesen wäre, über Káldory Erkundigungen einzuziehen, so würde er sie weit eher erreicht haben, wenn er ihn besucht hätte. Ferner kannte seine Tante das Verhältniß, in welchem er zu Ormosy's stand, und sie hatte ihre zahlrei-

chen Freundinnen, wie von Allem, was ihr auf dem Herzen lag, so auch davon in Kenntniß gesetzt; es war daher kein Spion nöthig, damit Irma das, wovon die halbe Stadt sprach, ebenfalls höre. Aber Káldory überlegte nicht ruhig, noch wollte er ruhig überlegen. Er bedurfte eines Grundes, um auf Irma böse sein zu können, und er fand ihn in dem geheimnißvollen Erscheinen Vámosy's.

Ich kann es nicht länger ertragen. Ich muß dem Ganzen ein Ende machen, — sagte er für sich, und machte sich, das Gewehr wieder auf die Schulter nehmend, auf den Weg nach Vérthalom.

Der Vérthalmer Park erstreckt sich beinahe bis zum Bach. Dem Fußsteig gegenüber, in dessen Nähe Káldory mit Margareten zum ersten Mal zusammentraf, und der seitdem wieder hergestellt wurde, führte eine Thüre in den Garten. — Seitdem Káldory Ormosy's beinahe täglich besuchte, war er diesen Weg öfters gegangen. Er schlug ihn auch heute ein. Der Garten wurde von dem Walde, der gleich an dem jenseitigen Ufer des Baches seinen Anfang nahm, nur durch eine Wiese getrennt. Als Káldory hieher gelangte, und hinter den hohen Baumwipfeln des Gartens das Dach des Kastells vor seinen Augen auftauchte, blieb er stehen.

So eben war er noch entschlossen, jetzt schwankte er wieder. Er wollte mit Irma brechen, und begann einzusehen, daß er bei der Leidenschaftlichkeit dieses Weibes keinen andern Ausweg hatte, als den Rath seiner Tante zu befolgen. Er liebte Margarete, oder war wenigstens überzeugt, daß er keine schönere, klügere, und in jeder Beziehung für ihn passen-

dere Frau, als sie, finden könnte; — aber ist das Mittel, durch welches er sich von Irma befreien will, nicht ärger als das Übel, gegen welches es angewendet wird? — muß er sich denn, um aus seiner gegenwärtigen unangenehmen Lage zu entkommen, für sein ganzes Leben fesseln? Für das ganze Leben! — aber bindet er sich auch für sein ganzes Leben, wenn er heirathet? Im Leben, wie beim Spiel, hängt die Größe der Gefahr vom Einsatz ab. Wer sein ganzes Vermögen auf eine Karte setzt; die Frau, die, wenn sie sich einmal getäuscht hat, ihr Alles verliert; der Mann, welcher thöricht genug ist, das, was nur zur Verschönerung des Lebens gehört, für die Grundlage seiner ganzen Zukunft zu halten: diese Alle können im entscheidenden Moment zittern; — aber warum sollte er schwanken und sich vor Täuschungen fürchten, da er doch so wenig hofft! — Nie hat sich ein junger Mann vor dem Rubikon des Lebens, den zu überschreiten für Viele nichts ist als der Anfang eines langen Krieges, ruhiger gefühlt als er. Cäsar war seines Sieges nicht gewisser, und durch den Panzer, welchen er an der Brust trägt, dringen die Dolchstiche, die seiner vielleicht warten, nicht so leicht. — Margarete ist aus guter Familie, reich, ihre Mutter ist eine seelengute Frau, die keine Unmöglichkeiten verlangen wird; und ich liebe das Mädchen, wenigstens so viel ich zu lieben im Stande bin; und wenn das nach Margaretens gegenwärtigen Begriffen auch nicht genügt, so ist sie doch viel zu klug, um nicht mit der Zeit nüchtern zu werden. Wahrhaftig, es ist für mich kein Grund vorhanden, so sehr besorgt zu sein. Und nach diesen Gedanken, mit welchen er seine kurzen Erwägungen beschloß,

ging Káldory mit entschlossenen Schritten über die Brücke und schlug den Weg durch den Garten nach dem Kastell ein.

Die Sonne näherte sich dem Untergang. Der Rasenplatz, der das Haus von dieser Seite begrenzte, stand beinahe ganz im Schatten, nur auf einen Theil davon drangen die Strahlen der Sonne, auf die Blumenbeete jenes sanfte abendliche Licht ergießend, das weit reizender ist, als die strahlende Helle des Mittags. — In der Nähe des Hauses saß Margarete auf einer Bank und las.

Sie bemerkte Káldory's Herannahen nicht, und dieser konnte, eine Weile stehen bleibend, das reizende Bild, das er vor sich hatte, ruhig anschauen. So schön, so stille war Alles ringsherum, so sehr in Harmonie mit Margareten, die ihrer Schönheit nicht bewußt mit gesenktem Kopf zwischen den Blumen saß, wie eine Königin des Volkes, das sich rings um sie verneigte. — Als hätte er sich in einem Zauberkreise befunden, wohin die Stürme der Natur und des Lebens noch nicht gedrungen sind, wo die Blumen nur nach langer ungestörter Blüthe ihre Blätter verlieren, und die Freuden des Herzens nur schwinden, nachdem es sie vollkommen ausgenossen hat.

Endlich schaute Margarete auf das leise Geräusch, das vielleicht ein zwischen den Zweigen fliegender Vogel verursachte, auf und erblickte Káldory; dieser aber sagte, indem er sich näherte, er habe es sich, da er während der Jagd beinahe bis zum Garten gelangte, nicht versagen können, auf einen Augenblick vorzusprechen und sich über das Befinden seiner Nachbarn zu erkundigen.

— Meine arme Mutter hat wieder Kopfschmerzen, — sagte Margarete, nachdem sie Káldory's Gruß erwiedert hatte, — ihre Migraine ist heute stärker als sonst, sie hat sogar mich aus ihrem Zimmer fortgeschickt. Wenn sie nur schlafen könnte!

Darin, daß die Gräfin, die von jeher an Kopfschmerzen litt, sich auch heute unwohl fühlte, war nichts Auffallendes, und dennoch wirkte diese Nachricht auf Káldory ganz besonders. Das Gefühl unserer Schwäche ist uns so sehr angeboren, daß selbst das stärkere Gemüth in den wichtigeren Momenten des Lebens sich nach einer höheren Macht umsieht, und sich ruhiger fühlt, wenn es, in den gewöhnlichsten Umständen einen Fingerzeig seines Geschicks suchend, sich glauben machen kann, daß es in seinen Entschlüssen nicht seinem freien Willen allein folgte. Und Káldory, der übrigens nicht vorurtheilsvoll war, sah darin, daß er Margarete gerade heute ohne ihre Mutter fand und mit ihr allein sprechen konnte, einen Fingerzeig des Schicksals, der ihn in seinen Vorsätzen bestärkte. — Er sprach weniger als sonst; und Margarete schien, als ob sie seine Gedanken ahnte, befangener als sie in Káldory's Gesellschaft zu sein pflegte.

Sie sprachen von gleichgiltigen Gegenständen; aber in ihrer Konversation war heute ein gewisser Zwang bemerkbar, ihr Gespräch ermattete bald, sie mochten es auf was immer lenken; endlich saßen sie ganz schweigsam neben einander.

— Sie sind heute nicht bei guter Laune, — sprach Margarete endlich nach längerem Schweigen.

— Und woraus schließen Sie das?

— Ich habe Sie noch nie so schweigsam gefunden.

— Die Gesprächigkeit ist nicht immer ein Zeichen der guten Laune.

— Daraus folgt also nur, daß Sie auch sonst schlechter Laune waren.

— Und welchen Grund könnte ich dazu haben?

— Was weiß ich? Vielleicht langweilen Sie sich in unserer Gegend. Ist es nicht natürlich wenn Sie, der sein ganzes Leben in großen Städten zugebracht hat, und den seine Bekannten ohne Zweifel zurückrufen, sich in dieser Einsamkeit unzufrieden fühlen?

— Glauben Sie wirklich, daß ein anderer Ort für mich eine größere Anziehungskraft haben könnte, als dieser, wo ich Sie täglich sehen kann?

Adrian gehörte nicht zu Denjenigen, welche die Damen mit geschmacklosen Complimenten langweilen; seine Conversation war einfach und natürlich. Wer ihn mit Margareten sah, konnte ihn eher für den Freund derselben, als für einen Hofmacher halten. Die unerwarteten Worte, noch mehr aber der Ton, mit welchem er sie aussprach, machten auf das Mädchen einen tiefen Eindruck. Wie wenn am Horizont, während unser Blick an den wechselnden Farben der Dämmerungen hängt, sich die ersten Strahlen der Sonne ergießen nnd wir überrascht von dem Anblick, den wir längst erwartet, dessen Herannahen wir gefühlt haben, vor so viel Glanz die Augen niederschlagen: so fühlte sich Margarete in diesem Augenblick. Sie war darauf vorbereitet, sie wußte, daß er kommen werde, und dennoch vermochte sie die Wonne kaum zu

ertragen. Stumm senkte sie die Augen, und nur ihr Erröthen und das wonnige Lächeln, das ihre Lippen umschwebte, verkündeten ihre Gefühle.

— Margarete! — sagte Adrian mit vor innerer Aufregung bebender Stimme, — können Sie mich lieben?

Sage Niemand, daß das Gefühl, mit welchem er die Hand des Mädchens ergriff, nur ein erheucheltes, daß unter den glühenden Worten, mit welchen er seine Liebe gestand, ein einziges gewesen sei, von dessen Wahrheit er nicht überzeugt gewesen wäre. Wenn wir am Gipfel eines dunkeln Felsens die glänzenden Strahlen der Sonne erblicken, wenn von der harten Wand desselben eine liebliche Stimme zu uns herübertönt, so ist das, was wir sehen und hören, keine Täuschung; nur äußere Wirkungen brachten dieselben hervor, aber der Ton, der Glanz sind deshalb nicht weniger wahr, und so ist das Gefühl: bei manchen Menschen ist es vorübergehend, weil es nicht aus dem Innern kommt, aber in dem Augenblick, in welchem es zum Ausdruck kommt, ist es rein und wahr.

Adrian war in diesem Augenblick von seiner Liebe selbst überzeugt. Es schien ihm, als ob der kalte Spott, mit welchem er bisher von der Liebe gesprochen, und der Egoismus, der seinem Thun die Richtung gegeben hatte, nur ein aus Eitelkeit angenommener Schein gewesen, und als ob er erst in diesem Augenblick vollkommen wahr wäre. Kommt nicht jedes Wort, das er ausspricht, aus seinem Innern? fühlt er nicht seine Brust sich durch das Geständniß seiner Liebe erweitern, als ob sie von einer großen Last befreit würde? ist er nicht glücklich, vollkommen glücklich, da Margarete mit leiser und

dennoch entschlossener Stimme sagte, daß sie seine Liebe erwiedere, und da er, von seinen Gefühlen hingerissen, das reizende Mädchen in seine Arme drückt?

O Adrian liebte Margarete in diesem Augenblick, er liebte sie heiß! So wie er damals nicht log, als er Irma zum letzten Mal an seine glühende Brust drückte, so sprachen seine Lippen auch jetzt seine wirklichen Gefühle aus. Wer kennt die Räthsel des Herzens, wer kann sagen, daß Denjenigen, in welchem wir uns später täuschten, vorher nicht sein eigenes Herz bethört habe?

Sie sprachen lange miteinander. Die Sonne ging unter. Die Vögel hörten auf zu zwitschern, und am Himmelsgewölbe traten einzelne Sterne hervor, ohne daß die Beiden es bemerkten. — Möge Niemand erwarten, daß ich ihr Gespräch beschreibe. — Adrians Worte drangen Margareten wie reizende Musik in die Seele, wie eine Musik, die wir nicht wiederholen können, aber deren Eindruck wir behalten, wie den des Sonnenstrahls, von dem nur die Wärme zurückbleibt. Sie waren glücklich.

— Und wissen Sie, Adrian, — sprach Margarete vertraulich, — ich habe das Alles voraus gesehen. Schon, als wir uns zum ersten Male begegneten, sagte mir eine innere Stimme, daß dieser Augenblick über meine ganze Zukunft entschied. Manchmal machte ich mir fast Vorwürfe. Wie könnten Sie mich lieben, Sie, der so Viele gesehen hat, so Viele, die gewiß ausgezeichneter sind als ich? — wozu täusche ich mich mit Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen können? Sie schienen so ruhig, so gleichgiltig; aber wie sehr ich gegen

meine Hoffnungen ankämpfte, wie oft ich auch weinte, und wenn Sie Abends fortgingen mit der Ueberzeugung in mein Zimmer zurückkehrte, daß die Gespräche meiner Mutter und des Pfarrers Sie mehr interessiren, als die meinigen: so kehrte mir mitten unter meinen Thränen und trotz meiner Schlüsse doch immer der Gedanke zurück, daß Sie mich dennoch lieben werden. O ich bin sehr glücklich.

Adrian war tief gerührt. Gibt es wohl einen Mann, der das Glück, welches ein Weib durch ihn empfindet, kalt ansehen könnte? Auch er fühlte sich glücklich; allein sobald die Augenblicke des ersten Entzückens vorüber waren, mischten sich in seine Wonne einzelne bittere Empfindungen. Die völlig reine Freude kann nur ein reines Herz empfinden. — Kann er die Hoffnungen erfüllen, mit welchen dieses Mädchen zu ihm aufblickt; kann er ihr den reichen Schatz an Liebe, den sie ihm ganz gibt, zurückerstatten, — er, der sein Herz so arm fühlt?

— O könnte ich Sie so glücklich machen, wie Sie es verdienen, wie ich es möchte! — sagte er, und sein Gesicht nahm beinahe einen traurigen Ausdruck an.

— Wie können Sie daran zweifeln?

— Sehen Sie, Margarete, — sagte Adrian, und in seinen Worten war ein tiefes Gefühl ausgedrückt — wenn ich Ihnen in das blaue Auge sehe, das mit so viel Vertrauen zu mir aufblickt, wenn ich an den glücklichen Kreis denke, aus welchem ich Sie reiße, so überkommt mich eine quälende Ungewißheit. Werde ich Sie glücklich machen?

— Und lieben Sie mich denn nicht? — fragte Margarete erstaunt.

— Wenn ich je geliebt habe, wenn dieses Herz fähig ist zu lieben, so liebe ich Sie, — sagte Adrian traurig — aber werde ich Sie glücklich machen können? Sie halten mich für ruhig, zufrieden, haben Sie mich doch nur in solchen Augenblicken gesehen, in welchen ich mich durch ihre Nähe glücklich fühlte, aber ich bin es nicht. Aeußerlich scheint meine Lage beneidenswerth, auch war mein Leben frei von größeren Schicksalsschlägen, welche den Menschen als Gegenstand ihres Bedauerns, oder mindestens ihrer Gespräche dienen; allein wenn sie meine Vergangenheit kennen würden, jene einzelnen Vorfälle, an die wir uns kaum erinnern, die wir wegen ihrer Geringfügigkeit kaum bemerkten, die aber wie Tropfen, die unaufhörlich auf eine Stelle fallen, selbst in dem stärksten Herzen allmälig tiefe Spuren zurücklassen, — alle die Wolken, die während die Sonne am schönsten strahlt, allmälig auftauchen und endlich unsern ganzen Horizont verfinstern: dann würden Sie einsehen, weshalb ich zweifle. Ich bin nicht so glücklich, wie Sie denken; wer weiß, ob ich selbst durch Ihre Liebe es je werden kann; und nur wer sich selbst vollkommen glücklich fühlt, kann vollkommen glücklich machen.

Margarete hörte diese Worte mit tiefer Rührung an und fühlte sich wo möglich noch glücklicher, sie liebte Adrian noch mehr, als vorher. Ist doch, so wie die Strahlen der Sonne an dunkler Stelle wärmer sind, die Liebe des Weibes stärker, wo sie Kummer findet. Fürchten Sie das nicht, — sagte sie gerührt. — Wenn Sie Kummer hatten,

können Sie mir ihn nicht mittheilen, können wir die Last, die auf Ihrem Herzen liegt, nicht mitsammen tragen? — und wenn sich Ihr Gemüth zuweilen verfinstert, werde ich mir nicht sagen können, daß Sie ohne mich noch trauriger wären? Und Sie werden nicht traurig bleiben, glauben Sie das. Wie trübe auch Ihre Erinnerungen sein mögen, ich will nicht, ich dulde es nicht, daß Sie traurig seien; so sehr erfülle ich Alles mit meiner Glückseligkeit, daß neben ihr kein anderes Gefühl Platz findet. Sie kennen mich nicht; ich bin ein eigenwilliges, verzogenes Mädchen, endlich werden auch Sie nachgeben, wenn ich fest will, daß Sie glücklich werden.

Auf ihrem Gesicht war so viel Vertrauen, eine so unbeschreibliche Glückseligkeit ausgedrückt. Adrian drückte hingerissen das reizende Mädchen in seine Arme.

— Nicht wahr, Sie werden glücklich sein, vollkommen glücklich, schon mir zu Liebe, — stammelte sie, indem sie, sich der glühenden Umarmung hingebend, zu ihrem Geliebten aufblickte.

— Wie sollte ich es nicht sein, wenn Sie mich lieben, — sagte Adrian, auf die schönen Lippen den ersten glühenden Kuß der Liebe drückend.

— Jetzt gehen wir zu meiner Mutter, — sagte Margarete, indem sie, Adrian's Hand drückend, sich sanft seinen Armen entwand — gehen wir zu ihr, und bitten wir um ihren Segen.

Hand in Hand, und ruhig gingen sie in das Haus, — warum sollten sie auch eilen, da sie ihr Ziel bereits erreicht hatten; und Margarete hatte sich niemals in ihrem Leben

ruhiger gefühlt als in diesem Augenblick. Sie gingen schweigend, — was könnten sie sich einander sagen; das Glück, von welchem ihre Herzen erfüllt waren, konnte doch durch die Sprache nicht geschildert werden.

Margarete ging selbst zu ihrer Mutter hinein, nach einigen Augenblicken kam sie heraus, und führte Adrian, dessen Hand erfassend, mit freudestrahlendem Gesicht hinein.

Die Gräfin stand von dem Divan auf, auf welchem sie den ganzen Nachmittag zugebracht hatte, und ging ihnen entgegen. — Sie wollte sprechen, allein ihre Aufregung ließ es nicht zu, und als Adrian zu sprechen anfing, fiel sie ihm weinend um den Hals. O machen Sie sie glücklich, — sagte sie. — Sie ist mein einziges Kind, mein Alles, und ich vertraue sie Ihnen an — Thränen erstickten ihr die Stimme. Die unaussprechliche Wonne, das bittere Leid, welches das Herz der Mutter plötzlich erfüllt, wenn sie ihr Kind glücklich sieht, und es ihr einfällt, daß dieses Glück das geliebte Kind von ihr trennen werde, — wenn sie, nachdem sie die Aufgabe ihres Lebens erfüllt hat, bedenkt und zugleich fühlt, daß das Glück ihres Kindes nun von einem Andern abhängen werde, — wenn sie sieht, daß sie sich in dem Augenblick, in welchem ihre, Jahre lang gehegten Hoffnungen in Erfüllung gingen, von dem Gegenstand ihrer mütterlichen Wonne trennen muß: — o die ganze Seligkeit und alle Qualen der höchsten und reinsten Liebe, in einen kurzen Augenblick zusammengedrängt, wie nur eine Mutter sie empfinden kann, wer vermöchte es, sie zu beschreiben?!

Káldory blieb bis zum späten Abend. Nachdem er fort-

gegangen war, sprachen die Gräfin und ihre Tochter noch lange miteinander, und es war schon Mitternacht, als Margarete sich in ihr Zimmer begab.

— Du noch hier! — sagte sie überrascht, als ihr Mariska entgegenkam.

— Ich konnte mich nicht niederlegen, ohne es Ihnen früher zu sagen. Andreas liebt mich.

— Hat er mit dir gesprochen?

— O und in wie lieben herzinnigen Worten hat er mir Alles gesagt; weinen möchte ich vor Freude, wenn ich daran denke. Und auch sein Vater hat nichts dagegen, morgen in der Frühe kommt er zu meiner Großmutter und wirbt um mich.

— Habe ich es nicht immer gesagt? — sprach Margarete, welche im Gefühl ihres eigenen Glückes die Freude ihrer Freundin doppelt fühlte.

— Ich habe es nie geglaubt. Der alte Fekete ist ein sehr reicher Mann, und scheint so stolz; und wir sind arm. Als wir noch Kinder waren, und Andreas sich immer um mich herumtrieb, da hörte ich es oft, daß wir noch ein Paar werden; und damals habe ich es selbst geglaubt. Aber seitdem wir erwachsen sind, hat sich Andreas so sehr verändert. Er sprach kaum mit mir; als ob er mir ausweichen wollte. — Manchmal that es mir weh. Oft fiel es mir ein, daß er, wenn ich auch arm bin, doch nicht so mit mir umzugehen brauchte; aber umsonst, ich passe nicht für ihn, — dachte ich bei mir, — vielleicht bemerkt er es, daß ich ihn noch so liebe wie früher, und will mich nicht zum Besten haben. Gott segne ihn auch dafür. — Kürzlich, als er mir mein Tuch brachte, kam

ich völlig in Verwirrung. Er hatte es doch so oft auf meinem Kopf gesehen, wie konnte ihm einfallen, daß es dem Fräulein gehöre? Es war ein einfaches baumwollenes Tuch, wie es die Komtesse niemals trägt. Aber wenn er wußte, daß es mein Tuch ist, warum ging er durch den angeschwollenen Bach, in welchem er beinahe ertrunken wäre? Die ganze Nacht schlief ich keinen einzigen Augenblick, immer zerbrach ich mir darüber den Kopf. — Am andern Tag trafen wir uns. Andreas war böse, er machte mir Vorwürfe; er sagte, wenn mir etwas passirt wäre, so hätte es meine Großmutter nicht überleben können. Selbst der hochwürdige Herr gab mir keinen härteren Verweis, als wir nach Hause kamen; und ich wußte, daß ich an dem Allen nicht schuld war, und seine Vorwürfe thaten mir so weh, daß ich, nachdem er fortgegangen war, vielleicht eine Stunde lang weinte; aber böse war ich doch nicht auf ihn. — Seitdem sind wir öfter zusammengekommen, und manchmal habe ich selbst gedacht, es sei das nicht nur so zufällig geschehen. — Er sprach wenig, nur einmal sagte er, er werde mir am nächsten Markt ein neues Kopftuch kaufen, und dann werde er mich um dasjenige, welches er aus dem Bach gezogen hat, bitten und es ewig aufbewahren; aber es kam mir immer vor, als ob ihm etwas auf dem Herzen liege, was er mir sagen wollte: vielleicht, daß er die Vikta heirathet, wovon im ganzen Dorf gesprochen wurde. Heute endlich hat er mir Alles gesagt. Daß er mich immer geliebt habe und daß er in seinem ganzen Leben keine Andere geheirathet hätte, weil ihm auf der Welt keine besser gefällt als ich, nur daß sein Vater dagegen war. Er hatte sich sogar

schon vorgenommen, Soldat zu werden, aber sein Vater wollte immer, daß er die Vikta nehme, und wie hätte er seinen Vater auf seine alten Tage verlassen können! Ich kann auch nicht Alles so wiedererzählen, wie er es gesagt hat. Endlich brachte der hochwürdige Herr Alles in Ordnung; und jetzt will es auch der alte Fekete, daß er mich nehme, und morgen kommt er selbst, um mich zu werben. Gott allein weiß es, wie ich so viel Glück verdient habe.

— Und wer verdiente es, wenn nicht du?

— Und wenn Sie erst gehört hätten, was er mir gesagt hat! Daß ich in seinem Hause kein so bequemes Leben führen werde, wie das, an welches ich im Kastell gewöhnt wurde, denn der alte Herr ist heftig, und mit den Knechten hat man viel auszustehen, aber ich brauchte mich deshalb nicht zu fürchten, und wenn es mir auch schwer fällt, so müsse ich es ihm zu Liebe ertragen; Gott weiß es, daß ich mich glücklich fühlen würde, wenn ich selbst in der schlechtesten Hütte wohnen, und mit Hacken und Graben mein tägliches Brot verdienen müßte, wenn er mich nur liebt.

— O du wirst sehr glücklich sein, so glücklich, wie ich selbst, — sagte Margarete, die Hand ihrer Freundin ergreifend — weißt du, daß auch ich Braut bin?

— Sie, Margarete?

Margarete erzählte in Kürze das Vorgefallene.

— Und an einem Tag beide, an einem und demselben Tag. O das ist schön! — rief Mariska vor Freuden in die Hände klatschend.

— Und an einem Tag werden wir auch unsere Hoch-

zeit feiern, — sprach Margarete entzückt. — Gott selbst wollte es, daß unser ganzes Glück ein gemeinschaftliches sei. Und freudetrunken fielen die Mädchen einander in die Arme.

Die Nacht verfloß ihnen unter Gesprächen. Sie erzählten sich die Vorfälle der eben verflossenen Stunden auf's Neue, und immer fielen ihnen neue Details ein, die sie vorher zu erwähnen vergessen hatten; sie sprachen von der Vergangenheit, deren wichtigste Ereignisse ihnen jetzt so kindisch erschienen, und von der glücklichen Zukunft.

— Jetzt gehe ich, sagte Mariska endlich, als sie bemerkte, daß die Kerzen beinahe ganz zu Ende gebrannt waren. — Der Himmel fängt schon an sich zu röthen. Meine Großmutter wird gleich erwachen; und was würde die Gräfin sagen, wenn sie erführe, daß wir uns die ganze Nacht nicht niedergelegt haben.

— Ich könnte nicht schlafen, — sprach Margarete aufgeregt — verlaß mich nicht, wer weiß ohnehin, wie weit uns unsere Geschicke von einander trennen werden.

Margaretens Seele trübte sich auf einen Augenblick. Es fiel ihr ein, daß sie von dem Kreise, in welchem sie so viel Liebe genossen, scheiden müsse, und seufzte auf.

— Und wenn wir uns auch trennen müssen, und ich in die glänzende Welt, in welcher Sie leben werden, nicht eintreten kann, bleiben unsere Herzen nicht dennoch vereint, werde ich nicht wissen, daß meine Margarete glücklich ist?

— Du hast Recht, wir bleiben vereint, und gleicherweise glücklich. O mein Gott, wie schön ist das Leben!

Margarete drückte ihre Freundin noch einmal glühend an ihre Brust.

So schieden sie von einander.

Der Garten stand schon hell da, die nahende Sonne überzog den ganzen Himmel mit Purpur. Aber diese Farbe war nicht so reizend, wie diejenige, mit welcher Freude und Liebe die Wangen der Mädchen färbten. — Flammt das Morgenroth eines heitern Tages auf ihren Wangen, oder sind es die letzten Strahlen desselben, nach welchen nur finstere Stunden erfolgen, wer weiß es? Aber der Augenblick war dennoch schön, so schön, wie man ihn nur einmal im Leben findet.

X. Kapitel.

Der ebenerdige Theil des Kastells enthielt außer dem Saal, der auf die Veranda ging, und von welchem eine Schneckenstiege direkt in das Zimmer der Gräfin führte, auch noch die Küche, die Kammern, und die Gesindestuben. Hier wohnte auch die Frau Galambos.

Die Wohnung ist an und für sich sehr bescheiden. Das weite, gewölbte Zimmer, dessen einziges auf die Flur gehendes Fenster durch ein starkes Eisengitter geschützt wird, ist besonders an trüben Tagen sehr dunkel; und an den reinen Wänden, die man jährlich vor Ostern neu zu weißen pflegt, befindet sich außer einigen schwarz eingerahmten Heiligenbildern kein

anderer Schmuck. Die numerirten braunen Kästen, welche zwei Wände der Stube einnehmen, und in denen die Frau Galambos die Leinwäsche der Herrschaft aufbewahrt; der große eichene Tisch, auf welche sie die Wäsche an Waschtagen legt; die mit schwarzem Leder überzogenen Stühle, der mit dem Hause zugleich erbaute alterthümliche Thonofen machen das Zimmer noch finsterer; und dennoch macht dies Alles auf den Eintretenden einen angenehmen Eindruck. In dem Zimmer ist nichts, was blos als Zierrath diente; aber die einfachen Fenstervorhänge sind in ihrer Reinlichkeit so weiß, als ob sie nur deshalb aufgehängt worden wären, um in dem Zimmer Helle zu verbreiten, nicht um diese davon auszuschließen; die blamige Bettdecke, das glänzende messingene Kreuz, das über dem Bett der alten Galambos hängt, die wenigen Blumentöpfe, welche Mariska in's Fenster gestellt hat, verleihen dem ganzen Zimmer ein besonders heiteres Aussehen. Das Ganze schien nicht überladen, und dennoch sah Jeder, der hier umherblickte, ein, daß in dieser Stube nichts mehr Platz hätte, ja daß man die Möbel, wenn man sie auf's Neue aufstellen wollte, nur in der jetzigen Ordnung aufstellen könnte. — Alles stand auf dem Platze, auf welchem allein es stehen konnte, und dennoch wäre, — wenn man von der ganzen Einrichtung nur ein Stück wegnehme, zum Beispiel den hohen Schrank, dessen neue Laden zum großen Erstaunen der Mägde und Bäuerinnen auf ein Umdrehen des Schlüssels sich öffnen und schließen, und in welchem die Frau Galambos die Gewürze aufbewahrt, der kleine Theil der Wand zwischen dem Ofen und der Thüre schon leer erschienen.

Hier finden wir die Frau Galambos.

Sonst, wenn sie an Sonntagen aus der Kirche kam, setzte sie sich an das kleine Tischchen am Fenster und las im Legendenbuche; nur wenn der Koch oder eine der Mägde in die Stube kam, blickte sie von ihrem Buch auf, nahm ruhig einen der Schlüssel, die vor ihrem Tisch an in die Wand geschlagenen Nägeln hingen, gab das heraus, was eben benöthigt wurde, und las, sobald sie das Geschäft beendet hatte, wieder weiter. Heute finden wir sie in außerordentlicher Thätigkeit. Das Buch in Groß-Quart liegt ungeöffnet auf dem Tisch, so wie Marie es schon am Morgen bereitgelegt hatte, und wenn Frau Galambos nicht die schwarze Spitzenhaube aufhätte, die sie nur an Feiertagen trug, so würde Niemand glauben, daß heute Sonntag ist. Sie trippelt geschäftig in ihrer Stube umher, wischt mit einem reinen Tuch den Tisch ab, glättet die Bettdecken auf's Neue, bringt die Kaffeeschaalen und Prunkbecher, die auf dem Kasten rings um die Uhr stehen, in eine noch schönere Ordnung, kurz, man sieht an Allem, daß sie einen Gast erwartet, und zwar einen solchen, dessen Empfang für sie von außerordentlicher Wichtigkeit ist. An jeder ihrer Bewegungen sieht man ihre Aufregung; und obwohl sie sich schon den Siebzig nähert, bemerkt sie es doch heute zum ersten Mal, daß sie zu zittern anfängt. Allein diese Aufregung wurde durch Freude verursacht. Ihr sanftes Gesicht, das sonst ruhige Zufriedenheit ausdrückte, strahlt heute von Glückseligkeit. Sie fühlte sich so glücklich, sie könnte weinen vor Freude, und weil sie keine Thränen hat, so

lächelt sie nur. Hat doch Gott sie über alle ihre Hoffnungen gesegnet.

Eine Andere in ihrer Lage wäre bei einem Rückblick auf die Vergangenheit vielleicht in Klagen gegen das Schicksal ausgebrochen, das sie selbst in ihrem bescheidenen Kreise nicht mit den Bitternissen des Lebens verschont hat. Sie hatte ihren Mann frühzeitig verloren. Ein wenig später starb ihre Tochter, die sie an einen Kastner in Oberungarn verheirathet hatte, und die mit ihrem Manne zugleich von der Cholera hingerafft wurde; und als sie von dort, wo sie eben auf Besuch war, nach Hause reiste, starb ihr auf dem Wege an derselben Krankheit auch noch das kleine Mädchen, das ihre sterbende Tochter ihrer Fürsorge überlassen hatte. Sie fühlte diese Schläge tief, die Erinnerung an so viel Verlust erpreßte ihren Augen einige Thränen, aber das Alles ließ sie nicht das Gute vergessen, das sie in ihrem Leben genossen hatte; und es schien ihr, daß das Glück dessen sie sich an der Seite ihres Mannes so viele Jahre hindurch erfreut, die unermeßliche Mutterfreude, die sie in ihrer Tochter gefunden, die Wonne, mit welcher sie ihr Enkelchen zum ersten Mal an ihr Herz gedrückt, und so lange es lebte, gepflegt hatte, den Schmerz, welchen sie über ihren Verlust empfand, weit überwogen. Und hatte sie nicht Gottes besondere Fürsorge auch darin erfahren, daß sie, so oft sie ein besonderes Unglück betraf, immer etwas fand, wodurch sie getröstet werden konnte: — Als ihr Mann starb, wurde ihre Tochter Braut; als sie ihre Tochter verlor, mußte sie für das kleine Kind sorgen, und als auch dieses starb, legte ihr Gott wie durch ein Wunder die kleine

Mariska in die Arme. Und wie angenehm verflossen ihr die Tage! Sie gehörte zu denjenigen, welche Gott — wie der alte Pfarrer oft sagte — nur deßhalb erschuf, damit sie die Verwirrung, welche Andere auf der Welt verursachen, wieder in Ordnung bringen. Ihre gegenwärtige Umgebung war dazu gemacht, dieser Neigung zu entsprechen. Die Haushaltung nahm alle ihre Zeit und Fähigkeiten in Anspruch, aber nicht mehr, als sie zu leisten im Stande war; und die unaufhörliche Thätigkeit ermüdete sie so wenig, daß sie manchmal gar nicht begreifen konnte, weßhalb man ihr das zum Verdienst anrechne, was sie so leicht zu Stande bringt, und was an ihrer Stelle Jeder eben so leicht thun könnte.

Ich bin doch ein glückliches Weib, — dachte sie bei sich — wer hätte gedacht, daß ich auf meine alten Tage noch so glücklich sein werde. Was ich nur wünsche, geht in Erfüllung. Und meine arme Mariska! wie viel Freude wartet ihrer. Andreas ist ein so guter Mensch, sie haben sich einander so gern, und was sie für eine große Wirthschaft haben wird. — Sie versank in Phantasien. Sie sah bereits ihre geliebte Enkelin in Fekete's großem Hause, in dem geräumigen Hof, in der großen Vorrathskammer, auf Alles bedacht und Alles in Ordnung haltend, so wie sie es von ihr gelernt hat. Die Wirthschaft wuchs, Alles gedieh unter ihrer Fürsorge; und der alte Johann, das Gesinde, die gegenwärtigen und künftigen Bewohner des Hauses gruppiren sich befriedigt um Mariska, und Alle fühlen, daß sie diesen Wohlstand ihr verdanken. — Was für schöne Tage warten auf das liebe Kind, gerade solche, wie die alte Frau Galambos sie zum wahren

Glück für nothwendig erachtete. Tage voll Arbeit und Liebe. Nie sah ein Dichter die Zukunft in seiner Phantasie schöner; ist doch jedes Herz, das zu lieben weis, ein Dichter.

Ein starkes Klopfen erweckte sie aus ihren Träumen, und als sie sich nach der Thüre umwandte, trat anstatt des alten Fekete ein fremdes Bettelweib in die Stube.

In der Erscheinung derselben war nichts Ueberraschendes. — Die Almosen vertheilte die Galambos im Hause, und daher schien es natürlich, daß die fremde Bettlerin sich ebenfalls an sie wandte. Sie ging ruhig zu ihrem Tisch und öffnete schon die Lade, als die Fremde, ihre Absicht wahrnehmend, sie mit der Erklärung überraschte, daß sie nicht gekommen sei, um Almosen zu empfangen.

— Bemühen Sie sich meinethalben nicht, gnädige Frau. Ich bin nicht betteln gekommen. Geben Sie die paar Kreuzer oder Groschen einem Andern, ich bin nicht deshalb hier.

— Wenn ich Ihnen mit etwas Anderem helfen kann' so thue ich auch das gern, — sagte Frau Galambos, welcher das ganze Ansuchen der Fremden mißfiel.

— Ich bitte um nichts, — sprach die Fremde wieder — ich suche nur, was mein ist, und was Niemand auf der Welt mir versagen kann.

— Und was wäre das? — fragte Frau Galambos erstaunt.

— Kennen Sie mich also nicht mehr? — fuhr die Alte spöttisch fort. — Du lieber Gott, ich vertraue ihr meinen Schatz an, ich bewahre ihr Bild unaufhörlich in meiner Erinnerung, ich durchschweife das halbe Land, bis ich ihr au

die Spur komme, und da ich sie endlich finde, kennt sie mich nicht mehr. Es ist umsonst, so geht es in der Welt, wem es gut geht, der vergißt bald; und ich habe mich auch ein wenig verändert. Sorgen und Elend nehmen einen stark her.

Als Frau Galambos das kupferige Gesicht der Fremden, das die untrüglichen Spuren der Trunksucht an sich trug, besser anschaute, und an dem Branntweingeruch, der sich seit ihrem Eintreten in der Stube verbreitet hatte, merkte, daß sie dem gewohnten Genuß heute in reichlichem Maß zugesprochen habe, war sie überzeugt, daß die Fremde betrunken sei.

— Wenn sie mit mir zu reden hat, so komme sie ein anderes Mal, — sagte sie ruhig — ich habe zu thun, und sie ist nicht in der Verfassung, nüchtern sprechen zu können.

— Glauben Sie ich sei betrunken! — sprach Jene mit Verachtung. — Vielleicht von dem einen Schluck, den ich nach der Kirche genommen habe? Das war mir auch ein schöner Branntwein. Es ist eine wahre Schande, daß man in einem herrschaftlichen Wirthshaus so was ausschenkt. Ich bin nicht betrunken, meine liebe Frau Galambos, ich wüßte nicht von was. Aber sobald ich Jemanden haben werde, der auf meine alten Tage so für mich sorgt, wie jetzt für Sie, dann wird es auch mir wieder besser gehen.

— Was will sie denn eigentlich von mir? — fragte Frau Galambos, die ohne den Grund davon zu wissen, plötzlich unruhig wurde.

— Das werde ich zu seiner Zeit schon sagen, — sprach Jene. — Aber wenn Sie sich durchaus nicht an mich erinnern wollen, so fällt Ihnen vielleicht doch noch die Zeit ein,

als die Cholera im Lande war, und Sie mit einem kleinen Kinde in Oberungarn reisten?

Frau Galambos erblaßte.

— Aha! — fuhr die frühere spöttisch fort — daran erinnern Sie sich schon, wie es scheint. Sie haben also auch das nicht vergessen, daß als Ihr Kutscher seine Pferde nicht weit von einem großen Dorfe an der Hernád tränkte, eine Frau von meiner Gestalt hin kam. Sie war jünger, und nicht so zerlumpt, wie ich jetzt: aber seitdem ist eine lange Zeit verflossen. Erinnern Sie sich, daß jene Frau damals ebenfalls ein kleines Kind bei sich hatte?

— Und dann? — fragte Frau Galambos am ganzen Leibe zitternd.

— Und dann setzte jene Frau sich nieder, und weil Sie und der Kutscher gut aßen, und das Kind, das heißt Ihr Kind, mit Milch gut nährten, so begehrte auch die Frau einen Bissen Brot und für ihr Kind einen Tropfen Milch. Und dann ließen sie sich in ein Gespräch ein. Frau Galambos sagte, daß das Kind, welches sie auf den Armen hatte, ihre Enkelin, daß die Eltern des Kindes an der Cholera gestorben seien, und daß sie es jetzt selbst erziehen werde. — Ich sagte darauf, wenn nur Jemand auch für mein Kind sorgen möchte, denn ich selbst könne es in der schlechten Zeit nicht erhalten. Die Frau Galambos sah hierauf das Kind an, und sagte, es habe schöne Augen, und es wäre Schade darum; als ich sah, wie Sie es in den Arm nahmen und liebkosten, sagte ich, daß ich mein Kind vom Herzen gern hergebe, falls Sie es zu sich nehmen und aufziehen wollten.

— Das ist nicht wahr, — sprach Frau Galambos heftig. — Sie hat gesagt, daß das Kind nicht ihr gehöre, sondern daß sie es auf der Straße neben der gestorbenen Mutter gefunden habe.

— Jetzt sehe ich schon, daß Sie sich an Alles noch besser erinnern als ich; — sagte die Bettlerin spöttisch. — Kann sein, daß ich gesagt habe, das Kind gehöre nicht mir. Dieses eine Mal habe ich gelogen. Vielleicht habe ich es gethan, um Mitleid zu erregen.

— Jetzt lügst du! Das Kind war rechtschaffener Leute Kind. An dem Polster und den Windeln merkte man, daß für das Kind Sorge getragen wurde.

— Ich bin selbst damals nicht so zerlumpt einhergegangen, — sagte die Andere ohne verlegen zu sein — und endlich verwendet Jeder gern etwas auf sein Kind. So viel ist jedenfalls gewiß, daß das Kind nicht der Frau Galambos gehört hat, und daß ich es gebracht habe. Damals fiel es mir schwer, mich davon zu trennen, auch später ist es mir oft in den Sinn gekommen, aber ich dachte, es werde es besser haben, als es bei mir möglich wäre, und daß ich später mehr Nutzen davon haben werde, wenn es gut erzogen sein wird, und deshalb habe ich mich bis jetzt nicht gemeldet. Endlich aber sah ich ein, daß ich allein mich nicht mehr fortbringen könne. Auf meine alten Tage werde ich Jemanden brauchen, der für mich sorgt. Ich suchte daher meinen alten Paß hervor, auf welchem ich Namen und Wohnung der Frau Galambos aufgeschrieben hatte.

— Und was will sie von mir?

— Was ich will? Meine Tochter will ich. Ich habe

sie hergegeben, damit man sie erziehe, jetzt ist sie erzogen, und ich nehme sie wieder fort.

Die beiden Frauen standen, einen Augenblick schweigend, sich gegenüber. Auf dem Gesicht der Frau Galambos malte sich Entsetzen; die Fremde folgte jeder ihrer Bewegungen ruhig und mit anscheinender Zufriedenheit.

— Und wer hat ihr gesagt, daß das kleine Mädchen, welches sie, wie sie sagt, mir anvertraut hat, noch bei mir ist? — sagte Frau Galambos nach einer kurzen Pause.

— Ich habe sie gerade im Hof gesehen, — entgegnete die Andere gut gelaunt — und ich kann sagen, daß ich schon lange kein schöneres Mädchen gesehen habe. Die wird ihre arme Mutter schon erhalten können.

— Das ist nicht das Waisenmädchen, das ich angenommen habe, sondern meine eigene Enkelin, das Kind meiner eigenen Tochter.

— Wer es glaubt — — —

— Aber wenn ich es sage.

– Und wenn ich etwas Anderes sage?

— Und wie wird sie das beweisen können? — fragte Frau Galambos heftig. — Wenn ich auch zugebe, daß ich, als ich vor sechzehn Jahren von Oberungarn nach Hause reiste, ein Waisenkind annahm, wie wird sie es beweisen, daß sie diejenige Frau sei, welche mir das Kind übergeben hat? Ich kenne sie nicht, ich erinnere mich an keine Aehnlichkeit. Und wenn ich sage, daß jenes Kind einige Tage, nachdem ich es aufgenommen, gestorben, und daß Mariska wirklich meine Enkelin ist, was ich auch durch ihren Taufschein beweisen

kann, — wer wird dann einer hergelaufenen Landstreicherin mehr Glauben schenken, als mir? Gerade heute erwarten wir den gnädigen Herrn Stuhlrichter im Dorf, ich habe schon gestern sein Zimmer hergerichtet. Er ist mir gut und gnädig, und sobald er kommt, frage ich ihn.

Frau Galambos trat vielleicht nie in ihrem Leben so energisch auf, und als sie die Verlegenheit merkte, mit welcher die Fremde, besonders bei Erwähnung des Stuhlrichters, in der Stube umherschaute, fühlte sie sich beinahe beruhigt.

— Ich weis wohl, daß es armen Leuten schwer wird gegen Solche etwas zu beweisen, welchen der Stuhlrichter ein guter Freund ist, — sagte die Fremde endlich bitter — es ist auch möglich, daß man mich mit Schimpf und Schande aus dem Dorf jagt. Aber es gibt, Gott sei Dank, noch größere Herren im Lande, als der Stuhlrichter ist; ich gehe mit meiner Sache nach Pest, und wenn es nöthig ist, nach Wien. Wenn ich auch eine elende Bettlerin bin, so lasse ich mir mein Kind dennoch nicht wegnehmen.

— Aber wie wirst du beweisen, daß es dein Kind sei?

— Wie? — wenn es nicht anders möglich ist, so schwöre ich darauf.

Trotz ihrer Aufregung entging der Eindruck, welchen diese Worte auf Frau Galambos machten, dennoch nicht der Aufmerksamkeit der Fremden.

— Wenn die Sache vor den Richter kommt, und ich ruhe nicht eher — fuhr sie entschlossen fort — und ich sage dort, daß das Kind mein ist, und Sie, Frau Galambos,

sagen, es sei Ihre Enkelin, so beeidigt man uns, da kein Zeuge vorhanden ist, von dem der Richter die Wahrheit erfahren könnte, auf das Krucifix. Ich kenne die ganze Ceremonie, ich habe sie schon mehrmals mitgemacht. Wir werden schon sehen, ob Sie es wagen zu beschwören, daß das Kind, welches ich für das meinige halte, wirklich Ihre Enkelin sei.

Frau Galambos erblaßte. Die Fremde heftete ihre dunkeln Augen mit Siegesfreude auf sie. — Nicht wahr, — sprach sie mit Verachtung — Sie wagen es nicht, das zu thun? Sie wissen, daß es ein falscher Eid wäre und daß Gott diejenigen, die falsch schwören, bestraft, und wenn auch ein noch so schönes Kreuz über ihrem Bett hängt und sie aus noch so dicken Büchern zu beten pflegen. Aber eine arme Frau ihrer einzigen Stütze berauben, eine Mutter um ihr Kind betrügen, ist ja eine gottesfürchtige christliche Handlung.

Frau Galambos zitterte wie Espenlaub. Wie sehr sie auch ihre Mariska liebte, wie sehr sie auch vor dem sie bedrohenden Unglück zurückschauderte, so konnte sie sich zu dem einzigen Ausweg, den sie jetzt vor sich sah, dennoch nicht entschließen. — Sie kann nicht sagen, daß das Kind, welches sie mir anvertraut hat, ihr gehört habe, — sprach sie mit ängstlichem Tone.

— Ich schwöre meinetwegen gleich darauf.

— Es ist aber nicht wahr.

— Das ist meine Sache. Ich schwöre einmal. Wer schwört, dem glaubt man. Wer es nicht wagt zu schwören, der hat gelogen.

— Aber bedenke sie nur, — sprach Frau Galam-

bos mit bittendem Tone — will sie denn das arme Mädchen für ewig unglücklich machen, gerade jetzt, da das Kind ein so schönes Glück machen könnte?

— Ich weis es, mit dem Sohn des reichen Bauern. Wie heißt er nur? — ja, Fekete. Er ist kotzengrob, aber er hat viel Geld. Desto besser. Ich habe nichts wider die Heirath, ich werde schon bei ihnen wohnen.

— Aber der alte Fekete würde nie in die Heirath einwilligen, wenn er es erführe.

— Daß es meine Tochter ist? Das ist seine Sache. Wenn er in die Heirath nicht einwilligt, so nehme ich das Mädchen mit mir. Fürchten Sie nichts, ich werde das Mädchen schon erhalten. Wir werden nicht Hunger leiden, weder sie noch ich; mit einem so schönen Mädchen kann man überall sein Auskommen finden.

— Mein Gott! mein Gott! erbarme dich unser! — sagte Frau Galambos mit gefaltenen Händen.

— Wenn man noch mit einem ein rechtschaffenes Wort spräche, — fuhr die Frühere fort — wenn man sagte: es ist wahr, daß das Mädchen dein ist, aber da ich sie erzogen habe und sie sehr liebe, und da sie sicherlich lieber bei mir bliebe, so überlasse sie mir, ich aber gebe dir, damit du auf deinen alten Tagen nicht Noth leidest, so und so viel hundert, oder tausend Gulden. Wenn man mit mir so spräche, dann könnte man sich's überlegen. Aber man zankt einem nur aus, droht mit dem Stuhlrichter — — —

— Also was willst du von mir, — unterbrach die Sprechende Frau Galambos, die beim Schimmer dieser

neuen Hoffnung vergaß, daß sie durch die übergroße Bereitwilligkeit die Forderungen ihrer Gegnerin nur steigerte. Allein ehe diese noch antworten konnte, wurde geklopft, und der alte Fekete trat in's Zimmer.

Der alte Bauer trat in einem mit großen silbernen Knöpfen versehenen, dunkelblauen Dolmány (ungarische Jacke), aus dessen Tasche sein rothes Sacktuch heraushing, mit einer ganz neuen Kucsma (Mütze), und besonderer Feierlichkeit ein. Mehr noch als die Wirkung, welche sein Erscheinen auf Frau Galambos machte, fiel die Veränderung auf, welche in der ganzen Haltung der Fremden in diesem Augenblick vor sich ging.

— Ich werde draußen warten, bis die gnädige Frau ihre Geschäfte beendigt hat, — sagte sie mit der größten Unterthänigkeit.

— Hast du also die Frau Galambos gefunden? — sprach Fekete mit großer Herablassung, als er in der Fremden die Bettlerin erkannte, die er bei der Mühle gesehen hatte

— Gott sei Dank! — sprach die Landstreicherin -- die gnädige Frau hat mich sogleich erkannt, und wird jetzt meine Bitte eben so großmüthig erfüllen, wie sie es schon einmal gethan hat. Ich habe auch keine größere Wohlthäterin auf der Welt.

— Ich habe mit der gnädigen Frau etwas zu reden, du kannst hinausgehen. Wenn du deine Geschäfte da abgemacht hast, so kannst du auch zu mir kommen. Frage nur nach Fekete's Haus, jedes Kind wird es dir zeigen, ich gebe dir schon eine kleine Wegzehrung.

Wenn die Rede, in welcher der alte Bauer, nachdem die Fremde das Zimmer verlassen hatte, der Frau Galambos seinen Wunsch vortrug, weniger blumenreich gewesen wäre; wenn er anstatt der ungeheueren Perioden, deren einige erst am fernen Ende einigen Sinn bekamen, während ihm bei andern der Athem ausging, ohne daß sich dafür ein Sinn einstellte, und in welchen er altem Herkommen gemäß für seinen Sohn um Mariska warb, die einfachsten Worte gebraucht hätte: so würde die gute Frau Galambos in ihrer Aufregung seinen Worten wahrscheinlich eben so wenig haben folgen können, wie jetzt. Daß der alte Fekete die Landstreicherin kannte und sie zu sich einlud, das erregte im Herzen der Frau Galambos neue Besorgnisse, während die erheuchelte Demuth, mit welcher jene sich vor Fekete benahm, sie in der Hoffnung bestärkte, daß sie den geliebten Pflegling von der drohenden Gefahr durch Geldopfer werde erretten können. Die etwas lange Rede des Herrn Fekete hatte die gute Seite, daß Frau Galambos, da sie den Sinn derselben ohnedies schon wußte, sich indeß ein wenig sammeln konnte.

— Wir fühlen uns sehr geehrt, — entgegnete sie gerührt — und ich hätte gewiß niemals hoffen können, daß das arme Mädchen ein solches Glück machen werde. Aber Marie ist eine Waise, was sie von mir zu erwarten hat, ist so wenig — —

— Darum kümmere ich mich nicht, — unterbrach Fekete die Sprechende. — Mein Sohn hat genug, um sein Weib zu ernähren, und auch noch mehr, wenn es nöthig ist. Wir Fekete's haben niemals auf's Vermögen gesehen. Mein

Sohn will eine schöne Frau, und eine solche, die er lieben könne, und mir ist es Recht, wenn sie nur gut und rechtschaffen ist. Mein Weib hat gar nichts mitgebracht, und doch habe ich es nie bereut, daß ich sie genommen habe. — Eine gute Frau ist wie die liebe Sonne: sie bringt nichts, und doch gedeiht Alles unter ihr. Sie soll nur gut und rechtschaffen sein.

— Ich sag' es nicht weil ich sie erzogen habe, aber ein rechtschaffeneres und besseres Mädchen, als meine Mariska, könnte man auf der ganzen weiten Welt nicht finden.

— Auch muß sie aus einem rechtschaffenen Hause sein, — fuhr der Frühere fort. — Ich halte darauf sehr viel. Daran, daß meine Schwiegertochter ein adeliges Mädchen sei, hätte ich mich nicht gebunden. Weder meine Mutter noch mein Weib waren vom Adel, aber ich will dessen gewiß sein, daß sie rechtschaffener Leute Kind ist. Ich will ihren Stammbaum kennen. Man sagt, der Apfel fällt nicht weit vom Baum. Das ist nicht wahr. Ich habe selbst schon genug Kinder gesehen, welchen es gewiß Niemand angesehen hätte, was für Eltern sie gehabt haben; aber wenn einmal die Frucht selbst Wurzel treibt, dann erkennt man ihre Abstammung, denn es ist gewiß, daß der Baum, der daraus entsteht, sich von demjenigen nicht unterscheiden wird, auf welchem die Frucht selbst gewachsen ist. Glauben Sie mir, liebe Frau Galambos, Alles hängt von der Abstammung ab. Wenn sie auch noch so viel Vermögen mitbrächte, so gäbe ich es nicht darum, daß ich ihre Großmutter kenne.

Wie schmeichelhaft auch diese Aeußerung für die Frau Galambos war, so hatte sich die arme Frau vielleicht doch

nie in ihrem Leben in größerer Verlegenheit befunden. Eine gebildetere Person hätte sich, besonders da es sich um eine Heirath handelte, der Nothwendigkeit, in welcher sie sich befand, die Wahrheit zu verschweigen, wahrscheinlich leicht gefügt; aber die ehrliche Frau war so was nicht gewohnt, und jetzt, da ihr Herz und ihr Gewissen zum ersten Mal in Konflikt geriethen, wußte sie nicht, was sie thun sollte. Zu ihrem Glück war der alte Fekete viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als daß er die Verlegenheit, in welcher er die Frau Galambos sah, etwas Anderem als der Freude zugeschrieben hätte, welche sein Antrag in ihr erregte.

— Und warum sollte ich's leugnen, — fügte er nach kurzer Pause hinzu — es ist mir auch das lieb, daß sie ein adeliges Mädchen ist; man kann nicht wissen, ob einem nicht auch der Adel einmal von Nutzen sein kann. Nicht wahr, es ist doch gewiß, daß Mariska ein adeliges Mädchen ist? Der Hochwürdige Herr hat mir gesagt, daß ihr Vater ein Mann von echtem Adel war.

— Mein Schwiegersohn war von Adel, — entgegnete die Frau Galambos — er war aus guter Familie, und ein Bruder von ihm hat dem Komitat lange als Geschworner gedient. Seine Schriften befinden sich noch bei mir, auch der Ring mit dem Wappen, mit welchem er seine Briefe siegelte.

— Und könnte man diese Schriften im Fall der Noth, wenn zum Beispiel Jemand an ihrem Adel zweifelte, auch vorzeigen?

— Wie denn nicht, sie sind ja alle bei mir. — Und hier-

mit nahm die Frau Galambos ein Bündel Schriften aus dem Kasten, und übergab sie Fekete.

Der Bauer ging zum Fenster, öffnete das Bündel, und begann die Schriften mit großer Aufmerksamkeit zu lesen. Ein Theil derselben war lateinisch, und auch die übrigen hätte ein Gelehrter besser verstanden, als Herr Fekete. Aber die Worte „nobilis Galambos“ und „nobilis Szabó,“ welche in diesen mit dem Komitatssiegel versehenen Schriften oft vorkamen, waren verständlich, und Mariska's Taufschein, in welchem ihr Vater und ihre Mutter als adelig bezeichnet waren, war schon an und für sich Beweis genug.

— Es ist ein alter, unzweifelhafter Adel, — murmelte Fekete für sich, indem er die Schriften zusammenband und wieder der Frau Galambos übergab. — Und jener verfluchte Müller glaubt es nicht. Meinetwegen mögen sie sich blau ärgern; wir werden es ihnen schon beweisen. Mariska wird meine Schwiegertochter, und wer es nicht glaubt, daß sie von Adel ist, mit dem werde ich schon sprechen.

Fekete fing, nachdem er die Schriften durchgesehen hatte, an, mit guter Laune von der Zukunft zu sprechen. Mit stolzem Selbstbewußtsein sprach er von seinem Vermögen und von den Veränderungen, welche er im Haushalt treffen werde, sobald sein Sohn eine Frau haben wird. Der Alte war vielleicht nie in seinem Leben mittheilsamer gewesen; und die Frau Galambos fühlte sich in seiner Gesellschaft so glücklich, daß sie die Gefahr, welche alle diese Hoffnungen vernichten konnte, beinahe vergaß.

Endlich bat Fekete, der sich schon längst zum Weggehen

angeschickt hatte, aber während des Abschiednehmens immer einen neuen Gegenstand fand und sich wieder in ein Gespräch einließ, die Frau Galambos, sie möge mit Mariska, die jetzt eben bei Margareten war, Nachmittags zu ihm kommen, — und jetzt ging er wirklich fort.

Gleich nach ihm trat das fremde Weib wieder ein.

— Der alte Narr, — sagte sie mit größter Verachtung — es wird kurios sein, wenn er erfahren wird, daß diejenige, die er zu seiner Schwiegertochter erwählt hat, meine Tochter ist.

— Wenn sie gehorcht hat, und die Denkungsart des Alten kennt, so hoffe ich, sie werde das arme Mädchen nicht unglücklich machen. Sie sagt doch, daß Mariska ihr Kind sei; gibt es eine Mutter auf der Welt, die ihr Kind aus freiem Willen unglücklich machen würde?

Frau Galambos konnte wie Jemand, der aus einem glücklichen Traum zur traurigen Wirklichkeit erwacht, im ersten Augenblick ihr Unglück kaum in seiner ganzen Größe erfassen, und sprach diese Worte mit Vertrauen; aber der kalte Spott, der die Lippen der Fremden umspielte, vernichtete die Hoffnungen, die in ihr aufkeimten.

— Und wenn sie wirklich mein Kind nicht ist, — sprach sie, ihre Augen auf Frau Galambos heftend, — Sie sagen doch selbst, Sie glauben nicht, daß sie mein Kind sei; und ich besitze keinen Taufschein, durch den ich es beweisen könnte.

— Was hat sie dann für ein Recht auf das Kind?

— Gar keines; es geht mich auch nichts an; aber da der alte Bauer auf die Abstammung hält und für seinen

Sohn ein adeliges Mädchen sucht, so kann ich ihm sagen, daß Niemand auf der Welt die Abstammung derjenigen kennt, die er erwählt hat, denn ich habe sie aus Erbarmen von der Landstraße aufgelesen.

— Das kann sie nicht thun, — sagte Frau Galambos nach einer kurzen Pause schaudernd.

— Und warum nicht? — fragte jene mit kaltem Hohn — das Mädchen ist nicht mein Kind, was geht mich also ihr Glück an?

— Aber was hat ihr die arme Unschuld gethan, daß sie sie mit Fleiß unglücklich machen will?

— Die Elende hat mir nichts gethan; ich bin in Noth, und Noth bricht Eisen. Wenn ich zum alten Fekete gehe und ihm sage, daß ich ihm von der Braut seines Sohnes ein Geheimniß mittheilen könne, das für ihn von großer Wichtigkeit ist, daß ich aber für mein Geheimniß so und so viel von ihm verlange, was er mir jedoch erst dann auszahlen muß, wenn ich vor Gericht beweise, daß ich die Wahrheit sage: so stehe ich gut dafür, daß es dem Alten um's Geld nicht leid sein wird.

— Was der alte Fekete geben würde, das gebe auch ich.

— Das ist ein vernünftiges Wort, — sprach die Fremde gutgelaunt — leider aber wissen wir nicht, wie viel der alte Fekete geben würde; er würde viel, jedenfalls sehr viel geben. Er soll sehr reich sein.

— Wie viel verlangst du?

— Was weis ich! — je mehr, desto besser. Sagen die Frau Beschließerin selbst, wie viel Sie geben.

— Ich gebe fünfzig Gulden.

— Fünfzig Gulden! — rief die Landstreicherin voll Heftigkeit — während die ganze Zukunft des Mädchens von meinem Geheimniß abhängt! Glauben Sie, ich sei verrückt?

— Ich gebe also hundert, — sagte Frau Galambos — es fällt mir zwar schwer, aber für das arme Mädchen will ich auch das thun.

— Schämen Sie sich nicht? So sind die reichen Leute. Wenn sie einen Kreuzer hergeben, so wollen sie die ewige Seligkeit dafür, und noch dazu tausendmal so viel auf dieser Welt. So werden wir nicht einig im Handel. Lieber probire ich mein Glück gleich beim alten Fekete.

— So gebe ich denn hundert und fünfzig, — zweihundert, — zweihundert und fünfzig — —

Die Fremde schüttelte verachtungsvoll den Kopf.

— Ich gebe dreihundert, — sagte Frau Galambos endlich verzweifelt — und ich schwöre beim lebendigen Gott, daß ich nicht mehr Geld habe.

— Zu Hause haben Sie wohl keines mehr; aber Sie können sich leicht noch Geld verschaffen.

— Wie könnte ich das?

— Wenn ich hier Beschließerin wäre, so würde ich es Ihnen schon zeigen. Aber es ist nicht meine Sorge, wie Sie sich es verschaffen, mir gilt es gleich. Geben Sie mir fünfhundert Gulden, und ich schweige; wo nicht, so gehe ich zum alten Fekete.

Die Frau Galambos bat, sie flehte mit gefaltenen Händen, und sagte Alles, was nach ihrer Meinung auf die

Frau Eindruck machen konnte. Machte doch die Summe, welche diese von ihr verlangte, ihr ganzes Ersparniß aus, das sie für Mariska Jahre hindurch hellerweise zusammengebracht hatte. Die Fremde war unerbittlich. Wenn sie das Geld ohnedies für Mariska zusammengespart hat, so könne sie es für das Mädchen nicht nützlicher verwenden, als wenn sie dadurch das Geheimniß erkauft. Eine Andere an ihrer Stelle hätte gewiß mehr verlangt, und sie verdiene eher Dank, als Vorwürfe. Endlich einigten sie sich dahin, daß Frau Galambos dreihundert Gulden gleich, und zweihundert am Tag der Hochzeit bezahle.

Frau Galambos zählte schon mit schwerem Herzen das Geld auf den Tisch auf, und schon langte die Fremde mit vor Freude und Gier zitternden Händen darnach, als es jener einfiel, daß sie für die Zukunft gar keine Garantie habe.

— Aber wenn ich jetzt die dreihundert Gulden auszahle, und später die zweihundert, wer bürgt mir dafür, daß sie mich nicht mit neuen Forderungen belästigen werde? — sagte Frau Galambos zweifelnd.

— Was für Bürgschaft können Sie verlangen, — sprach die Andere ungeduldig — wenn ich es einmal verspreche, und wenn es nöthig ist — auch beschwöre!

— Aber kann ich zu dir Vertrauen haben?

— Wenn Sie kein Vertrauen haben, so kann ich nicht helfen, — sagte die Fremde mit erheucheltem Gleichmuth — ich gehe zum alten Fekete, und ich wette, daß er zu mir Vertrauen haben wird.

— Bleibe! — rief Frau Galambos.

— Was nützt das viele Gerede. Wenn Sie mir, nachdem wir einmal ausgemacht haben, daß ich die zweihundert Gulden erst nach der Trauung bekomme, doch nicht trauen, so kann ich nicht helfen. Als ob es dem Mädchen etwas schaden könnte, wenn man nach der Trauung erfährt, daß sie nicht Ihre Enkelin ist, — oder als ob ich für mein Geheimniß, wenn ich es erst dann entdecke, von dem alten Bauern etwas Anderes als Schläge zu erwarten hätte! Aber wenn Ihnen um Ihr Geld leid ist, so liegt mir auch nichts daran. Ich gebe die ganze Sache beim Komitat an, und wenn Sie dann noch zu beschwören wagen, daß meine Aussage eine Lüge, und daß Mariska Ihre Enkelin sei, so gewinnen Sie den Prozeß gewiß, und behalten Ihr Geld; es wird sich nur noch darum handeln, ob der Herr Fekete von dem Mädchen dann noch etwas wissen wolle.

— Nehme sie das Geld, und schweige sie, — sagte Frau Galambos seufzend.

— Und Gott segne Sie für Ihre Güte, — sprach die Andere spöttisch, indem sie das Geld in ihr Tuch einband. — Jetzt gehe ich zum alten Fekete; aber fürchten Sie sich nicht, — fuhr sie vertraulich fort — ich sage ihm kein Wort, der alte Narr mag denken, daß sein Sohn ein Edelfräulein heirathe.

Nachdem die Fremde fort war, stellte Frau Galambos traurig die leere Chatouille, in welcher sie das Geld bisher aufbewahrt hatte, in die Lade zurück, und setzte sich an ihren Tisch. Sie war so niedergeschlagen,. daß sie, als Mariska später hereinkam, und ihr vor Freude über den Besuch, den

der alte Fekete ihr gemacht hatte, um den Hals fiel, sich gar nicht recht freuen konnte.

— Der liebe Gott ist gut, und er wird dich vor jedem Uebel bewahren, — sagte sie, das liebe Kind an ihre Brust drückend. — Ich kann dir nichts mehr geben, als meinen Segen.

XI. Kapitel.

Wenn wir die Zahl derjenigen, welche nach dem Rath der Alten nach Selbstkenntniß strebend, weiser wurden, mit der Zahl derjenigen vergleichen, die auf diesem Wege das Vertrauen zu sich selbst und zu Anderen, und die Fähigkeit glücklich zu sein verloren haben, so werden wir die Zahl der letzteren gewiß größer finden. Vertrauen ist der Talisman, ohne welchen Niemand auf der Welt groß oder glücklich werden kann; vor Allem aber ist Selbstvertrauen nöthig, denn selbst unter den günstigsten Umständen hat noch Niemand das erreicht, wozu er sich selbst für unfähig gehalten hat.

In Káldory fehlte das Vertrauen.

So lange er bei Margareten war, fühlte er sich unter dem Einfluß dieser anmuthigen Persönlichkeit glücklich; aber sobald er zu Hause, in der Stube einsam auf und abgehend, seine Lage überdachte, tauchten Zweifel in ihm auf.

Er hatte diesen Schritt nach langer Ueberlegung gethan. Irma's Brief, und der Umstand, daß er mit Vámosy zusam-

mentraf, übten höchstens den Einfluß auf ihn aus, daß er das, wozu er bereits entschlossen war, gerade an jenem Tage that; und dennoch begann er es zu bedauern, als es ihm einfiel, daß er nicht mehr zurücktreten könne.

Den gewöhnlichen Rücksichten der Welt gemäß hätte er nicht besser wählen können. Margarete war schön, reich, aus einer großen Familie, kurz eine Persönlichkeit, auf deren Gewinn selbst Káldory stolz sein konnte; und da er in einem Kreise lebte, in welchem die Eitelkeit selbst auf die Liebe einen entscheidenden Einfluß ausübt: so that der Gedanke, daß man ihn beneiden werde, sobald er seine junge Gattin in die große W lt einführen wird, seinem Herzen wohl. Dasselbe konnte man auch von Margaretens Wahl sagen. Káldory ist reich, besitzt einen großen Namen, und wird zu den schönsten und ausgezeichnetsten jungen Männern gezählt; die ganze Welt wird von dieser Partie, sobald sie offenkundig wird, gewiß nichts Anderes sagen, als daß das Paar gut zu einander passe.

Aber wie kann ich sie lieben, wie sie mich liebt, wie sie sich in diesem Augenblick geliebt glaubt? dachte Káldory bei sich. — Wenn er sie in der großen Welt kennen gelernt hätte, wenn er voraussetzen könnte, daß sein Vermögen und seine Stellung auf Margaretens Entschluß von Einfluß gewesen seien, so wäre an diesem Zweifel nichts Betrübendes gewesen. Ein wohl erzogenes Mädchen weis solche Täuschungen zu ertragen, und kann das Glück, welches sie sich unter einem Strohdach vorgestellt hat, wenn sie daran auf einem comfortablen Sopha in einem geschmackvoll eingerichteten Zimmer denkt, mit viel Philosophie entbehren. In gewissen Kreisen hat die

Liebe an sogenannten verliebten Ehen so viel Antheil, daß wenn die Liebe endlich völlig verschwindet, die Hauptsachen doch zurückbleiben, und die Erfahrung lehrt, daß gerade solche Ehen die besten sind. Die Eigenschaften, welche das Herz besiegen, schwinden langsam dahin; jene aber, wegen deren das Mädchen, blos ihrem Verstand folgend, sich entschloß ihre Hand wegzugeben, erhalten in ihren Augen immer mehr Werth, und die mit der Zeit ohnedies schwächer werdenden Fesseln der Liebe werden durch die prosaischeren, aber von Jahr zu Jahr stärker werdenden Bande der Gewohnheit ersetzt. Doch Káldory kannte Margarete, er wußte, daß sie etwas Anderes haben müsse, und der Gedanke, daß er das, was das liebenswürdige Mädchen zu ihrem Glück bedürfe, ihr nicht geben könne, erfüllte seine Seele oft mit Schmerz. Gerade weil er gegen Margarete nicht gleichgiltig war, weil er sie liebte, wenigstens mehr als alle, die er bisher hatte kennen lernen: grämte er sich.

Warum haben wir uns nicht früher gefunden, — dachte er bei sich erbittert — als ich einer Liebe, wie ich sie bei Margareten gefunden habe, noch zu vertrauen, sie noch zu erwidern im Stande war; die höchste Glückseligkeit des Lebens, diejenige, die wir durch unsere edleren Empfindungen genießen, gewährt der Himmel dem Menschen nur als Lohn. Wer ihrer unwürdig geworden, der ist auch nicht mehr fähig eine solche Glückseligkeit zu genießen.

Káldory überdachte sein Leben. Er klagte sich nicht an, hatte er doch nichts gethan, was Andere in seiner Lage nicht ebenfalls gethan hätten; sein Fehler bestand höchstens darin,

daß er sich dem Strome ohne Kampf überließ; er klagte sein Schicksal nicht an, hatte es ihn doch kein besonderes Unglück fühlen lassen, und wenn er zu Klagen Ursache hatte, so konnten diese höchstens darin bestehen, daß er sich in einer Lage, welche Tausende für beneidenswerth halten, nicht befriedigt fühlte. Und dennoch erfüllte unendliche Bitterkeit sein Herz bei dem Gedanken, daß er, nachdem er das größte Glück auf Erden, die ganze Liebe eines weiblichen Herzens gefunden hatte, ohne Hoffnung in die Zukunft blickte; und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr war er überzeugt, daß er Margareta nicht glücklich machen könne.

Vielleicht täuschte er sich. Nie hatte Jemand einen tieferen Eindruck auf sein Herz gemacht, als Margarete; nie in seinem Leben war er mehr hingerissen, als da er zu ihr von seiner Liebe sprach; wenn er an diese Augenblicke zurückdachte, und die von Liebe begeisterten Züge des reizenden Mädchens in seiner Phantasie auftauchten, so fühlte er sein Herz auf's Neue pochen: allein kaum überließ er sich diesen glücklicheren Empfindungen, so tauchten seine Zweifel und die Klage wieder auf, daß er sich durch die Eindrücke des Augenblicks zu etwas habe hinreißen lassen, was gut zu machen nicht in seiner Macht stand.

Und was werden seine Bekannten sagen, wenn sie hören werden, daß er, der sein ganzes Leben hindurch von der Ehe mit Spott sprach, sich endlich selbst unter dieses Joch begeben hat; mit welcher Schadenfreude werden sie die Witze wiederholen, die er unter ähnlichen Umständen auf Andere gemacht hat? Von ganzem Herzen verachtete er diejenigen, an deren

Urtheil er jetzt dachte, und doch konnte er nicht gleichgiltig dagegen sein. — Wunderbar, und dennoch wahr. — Es gibt Leute, die so tief stehen, daß die öffentliche Meinung auf sie gar keine Wirkung ausübt, aber kaum findet sich ein Mensch, der sich über die öffentliche Meinung erheben könnte, und der trotz aller Verachtung, mit welcher er von der großen Menge spricht, vollkommen gleichgiltig bliebe, wenn sie sich gegen ihn wendet. — Wenn uns auch das Urtheil derselben nicht schmerzt, so ärgern wir uns wenigstens, besonders wenn es uns einfällt, daß die Stimmen, die sich anklagend gegen uns erheben, nicht alle ungerecht sind, und daß unser Verfahren mindestens eine Seite hat, die wir vor uns selbst nicht ganz rechtfertigen können.

Was wird Irma, was werden alle diejenigen sagen, welche dieses Verhältniß bisher getadelt haben, und die jetzt, nachdem es aufgelöst wurde, über Kálborŋ's Herzlosigkeit mit eben so heiligem Schauder die Hände zusammenschlagen werden, wie sie sich früher darüber grämten, daß er ihre vernünftigen Rathschläge nicht annahm und nur seiner Leidenschaft folgte. Er war Niemanden über seine Handlungen Rechenschaft schuldig; uud so wie er früher die Theilnahme, welche die Frommen für seine irdischen und ewigen Güter an den Tag legten, in Irmas Armen verachtete, so konnte er jetzt in Margaretens Besitz ihre Billigung entbehren; aber sagte ihm nicht eine innere Stimme, daß in diesem einen Umstand die gegen ihn erhobene Klage nicht grundlos sein werde, — und daß er sich in Bezug auf Irma nicht so benommen habe, wie er es seiner Ueberzeugung gemäß hätte thun sollen?

Er liebte Irma nicht mehr. Das Gefühl, welches ihn an diese Frau gekettet hatte, hat vielleicht niemals den Namen Liebe verdient, und jedenfalls drängte Margarete das Bild seiner früheren Geliebten völlig in den Hintergrund. Er war auch ihr gegenüber durch kein gegebenes Wort gebunden; sprach er doch, als er mit Irma das letzte Mal beisammen war, die Möglichkeit aus, daß er sich von ihr für immer trennen werde. Irma konnte nicht mit Forderungen auftreten, ja sie brauchte nur wenig gesunden Verstand zu besitzen, um die Auflösung des Verhältnisses vorher zu wissen; hat sie doch in ihren Kreisen genug ähnliche Verhältnisse gesehen, die wie der Sonnenstrahl die Oberfläche des Baches, das Leben des Weibes eine Weile mit Glanz erfüllen, und wenn sie dahingeschwunden sind, nicht einmal ein Bischen Wärme zurücklassen. Aber Káldory fühlte sich durch alle diese Klügeleien nicht beruhigt.

Er kannte Irma, und die unendliche Liebe, mit welcher dieses Weib an ihm hing. Nicht Leichtsinn, sondern Leidenschaft hatte sie in seine Arme geführt; ist es daher zu hoffen, daß Irma die Trennung ruhig ertragen, daß sie, die ihrer Liebe ihren Ruf, ihre Stellung, Pflichten und Seelenruhe aufgeopfert hat, Adrians Treulosigkeit jetzt mit kluger Ruhe hinnehmen werde, wie es Andere thun würden? Haben doch Andere nicht so geliebt, wie sie; zwischen jenen Verhältnissen, deren Grund viel Eitelkeit und einige Sentimentalität ausmachen, und zwischen der Leidenschaft, welche sie an Adrian fesselt, gibt es keinen Vergleich. Andere wären auf diesen Schlag vorbereitet gewesen; ist doch die Unbeständigkeit der Männer seit Jahrtausenden bei den Frauen eben so zum

Sprichwort geworden, wie die der Frauen bei den Männern; und diese Erfahrung, die Niemanden zurückschreckt, dient Millionen Menschen als Trost; aber Irma sah in Adrian keinen gewöhnlichen Mann. Der, dem sie ihr ganzes Herz gegeben hat, steht als ein höheres Wesen vor ihr, ausgestattet mit all' jenen Vollkommenheiten, welche nur die Liebe in einem Menschen für möglich hält. — Was bei einem Andern wahrscheinlich sein mochte, das war bei Adrian nach Irma's Ueberzeugung unmöglich. Was Anderen nur einige Stunden hindurch weh gethan hätte, das macht Irma für ewig unglücklich.

Káldory wußte dies, und diese Gedanken erfüllten seine Seelem Bitterkeit. Er nahm Irma's Brief, über welchen er noch gestern aufgebracht war, wieder vor, um darin etwas zu finden, wodurch er sich vor seinen eigenen Augen rechtfertigen konnte; aber in diesen Zeilen war nur grenzenlose Liebe ausgedrückt. Die ganze Welt konnte über diese Frau den Stab brechen, die in ihrer Leidenschaft alle Bande zerriß, nur er nicht. Hatte sie doch nur ein Verbrechen begangen: daß sie zu sehr liebte; und kann er ihr darüber Vorwürfe machen?

Ich habe mich gegen sie schlecht benommen. Irma kann mir nie vergeben, aber kann ich dafür? konnte ich wissen, daß sie die Sache so nehmen werde und daß man sich in dem Kreise, in welchem ich ihr begegnete, davor hüten müsse, daß man nicht mehr Liebe als nöthig ist finde? Die Frage ist nur, was ich jetzt zu thun habe. Ich kann nicht mehr zurücktreten.

Káldory überdachte, im Zimmer auf und abgehend, seine Lage noch einmal. Die Hauptsache ist, daß das Verhält-

niß, in welchem er zu Irma gestanden hat, vor Margareten und deren Mutter geheim bleibe, und daß jede unangenehme Szene, welche bei Irma's Leidenschaftlichkeit zu befürchten war, vermieden werde; und zu diesem Zweck hielt er es für das Gerathenste, ihr selbst zu schreiben, ehe sie die Sache durch Andere erführe. Hierzu entschloß er sich.

Ein großer französischer Schriftsteller sagt: der Styl ist der Mensch, und das kann wahr sein, besonders wenn von großen Schriftstellern die Rede ist. Wen der Himmel zum Schriftsteller geschaffen hat, — denn es gibt auch Solche, die das Metier nach eigenem Gutdünken ergriffen haben — der behält, wenn er auch nach den Vorbildern großer Meister arbeitet, seine Eigenheiten bei, und wirkt gerade durch diese, die er selbst vielleicht für Fehler hält, am meisten; denn nur was den Stempel einer stark ausgeprägten Individualität an sich trägt, wirkt allgemein, und nur was aus der Seele kommt, dringt in die Seele. Wessen Styl so beschaffen ist, wer dadurch nur seine Gedanken und seine Empfindungen ausdrückt, dessen Styl kann schön, dessen Schreibweise leicht sein. Aber es gibt Situationen, in welchen der Styl nicht von unserer Individualität, sondern von unsern Umständen abhängt, und nur wer sich je in solcher Lage befunden hat, weis es, welch eine schrecklich schwere Sache das Schreiben ist. In sämmtlicher Kunstprosa der Welt gibt es kein einziges Blatt, das mehr Kopfzerbrechen gekostet hat, als manche einfache Briefe, welchen Niemand die daran verwendete Mühe ansieht, und die nicht für das Publikum, sondern für solche Personen geschrieben wurden, die nicht einmal über die Rechtschreibung ganz

klare Ansichten haben; und Káldory hatte sich, seitdem er in seinem Leben das erste Mal die Feder ergriffen, niemals in solcher Bedrängniß befunden wie jetzt.

Zehnmal setzte er die Feder an, und zehnmal zerriß er, was er geschrieben hatte, bis er endlich nach großer Mühe und Plage folgenden Brief zu Stande brachte:

„Liebe Irma!

Erlauben Sie, daß ich Sie noch einmal so nenne! und wenn auch diese Zeilen die letzten sein sollten, die ich an Sie richte, und wenn Sie sich auch, nachdem Sie dieselben zu Ende gelesen, mit Haß von mir abwenden, so erlauben Sie mir dennoch die Liebe noch einmal auszusprechen, die ich für Sie fühle, und mein ganzes Leben hindurch fühlen werde. — Die Ueberzeugung, daß mein Glück sich mit Ihrer Ruhe und Ihrem Glück nicht vereinbaren läßt, bewegt mich dazu, Ihnen zu entsagen, aber die Liebe, der ich mein Glück verdankte, vermag ich nicht aus meiner Seele zu reißen. Wir können von einander scheiden, aber mein Herz kann sich nicht ändern, und nie wird es Jemanden auf dieser Welt wahrhaft lieben.

Aber wozu schreibe ich das? Sie glauben meinen Worten nicht mehr, Sie nehmen keine Entschuldigung an, Sie wollen die Bande zerreißen, die Ihnen von nun an nur peinlich geworden sind. So sei denn, was sein muß. Ich würde Ihre Vorwürfe verdienen, wenn ich etwas Anderes, als Ihre Ruhe vor Augen hätte, und in meinem Schmerz vergäße, daß die Opfer, welche Sie meinem Glück gebracht ha-

ben, und welche eine Fortdauer desselben Ihnen noch kosten würde, zu groß sind, als daß ich sie annehmen könnte!

Sie haben Recht, meine Irma! es ist besser, wenn wir uns trennen. Wenn Sie anderen Frauen glichen, wenn Sie heucheln, Ihre Gefühle verbergen, oder Ihren Gefühlen nachgebend Ihre Pflichten vergessen könnten, wenn ich Sie weniger kennen, oder weniger lieben, und die unaufhörlichen Kämpfe, die Sie unglücklich machen, nicht sehen würde, — oder wenn ich nur mein eigenes Glück vor Augen behielte: so würde ich Sie bitten, Ihren Entschluß zu ändern, und Sie würden meiner Bitte vielleicht nachgeben. Aber ich kenne Sie, und kenne mich selbst, und ich sehe ein, daß es für uns Beide besser ist, wenn Ihr Wille erfüllt wird, und wir uns von nun an fremd werden; aber müssen wir uns voll Zorn von einander trennen, müssen wir durch ungerechte Vorwürfe das verbittern, was, wenn wir es auch verloren haben, stets die schönste Erinnerung unseres Lebens bleiben wird?

Vielleicht habe ich Ihre Vorwürfe verdient. Warum näherte ich mich Ihnen, warum strebte ich nach Ihrer Liebe, warum opferte ich Ihre Ruhe meinem eigenen Glück auf? Ich fühlte das schon längst, und Niemand kann in dieser Beziehung ein härteres Urtheil über mich fällen, als ich selbst. Aber verdiene ich deshalb, daß Sie an meiner Liebe zweifeln, an meiner Liebe, die, was die Vergangenheit betrifft, meine einzige Entschuldigung ist, und mich in Ihrem Kreis auch damals noch zurückhielt, als ich die Folgen des Bleibens schon einsah?!

O ich habe Alles vorausgesehen. Längst habe ich be-

merkt, daß meine Liebe Sie nicht mehr glücklich macht, ich erkannte meine Pflicht, und ich war entschlossen; aber ist es ein so unverzeihliches Verbrechen, daß ich, als wir uns zum letzten Mal sahen, und ich Ihnen meinen Vorsatz mittheilte, worauf Sie meinem Entschluß widersprachen, nicht die Kraft fühlte, denselben auszuführen, — daß ich berauscht von Glückseligkeit an Alles vergaß, selbst daran, was ich Ihnen schuldig bin?

Doch lassen wir das. Sie trauen meinen Worten nicht, und es ist vielleicht besser, wenn Sie den Gerüchten, durch welche ich verleumdet werde, mehr glauben als mir; die Zeit wird ohnedies alle Verleumdungen auf ihr Nichts zurückführen.

Das Verhältniß, in welchem ich bisher zu Ormosy's gestanden habe, war ein rein freundschaftliches, ein solches, wie es auf dem Lande zwischen Nachbarn, die meilenweit keine andere Gesellschaft finden, nothwendigerweise entsteht, und dieses Verhältniß wäre so auch weitergeblieben. Margarete Ormosy ist ein schönes und liebenswürdiges Mädchen; ich fühlte Neigung zu ihr, aber ich habe sie nie für mehr als eine angenehme Bekanntschaft gehalten. Ich war von jeder andern Absicht so weit entfernt, daß ich, als ich ihre Neigung zu mir erwachen sah, seltener hinkam und entschlossen war die Gegend zu meiden. — Ihr Brief veranlaßte mich, meinen Entschluß zu ändern.

Meine Verwandten wünschten schon längst, daß ich heirate; ich weiß, daß ich meine Tante, die mit mütterlicher Liebe an mir hängt, dadurch glücklich machen kann; warum sollte ich diesen Wunsch nicht jetzt erfüllen, da nichts mehr vor-

handen ist, was mich zurückhalten kann? Ist mir doch ohnedies Alles gleichgiltig. So glücklich, wie ich es einst war, kann ich ohnedies nicht mehr sein. Das Herz, welches Sie von sich stossen, kann ich keiner Andern geben, ich kann nicht lieben, wie ich einst geliebt habe; und indem ich meinen Verstand folge, kann ich außer Margareten keine bessere Wahl treffen. — Staunen Sie daher nicht, wenn sich in der Stadt ein neues Gerücht verbreitet, und dieses zur Wahrheit wird. Ich bin entschlossen. Vielleicht noch heute, vielleicht morgen, werde ich für ewig gebunden sein, je früher, desto besser. Wer weiß, ob ich mich später entschließen könnte; und für Ihre Ruhe ist es am besten, wenn sich zwischen uns eine unübersteigliche Scheidewand erhebt.

Ich sage nicht: vergessen Sie mich! das ist doch unmöglich; ich sage nicht: vergeben Sie mir! das kann ich ja jetzt nicht erwarten; aber wenn die Zeit einmal kommt, in welcher wir an die gegenwärtigen peinlichen Augenblicke ruhiger zurückdenken können, dann werden Sie vielleicht die Größe des Opfers begreifen, welches ich bringe, indem ich von Ihnen Abschied nehme.

O Irma! lassen Sie mich das hoffen. Mein Schicksal wollte es, daß ich gerade derjenigen, die ich auf dieser Welt geliebt habe, durch meine Annäherung nur Schmerz verursachen konnte; o verdammen Sie mich nicht, hassen Sie mich nicht, ich habe Sie doch so unendlich geliebt." — —

Nachdem Káldory seinen Brief mit großer Mühe beendet, und in's Reine geschrieben hatte, — man möchte es nicht glauben, wie viele Briefe, in welchen die schwärmerischsten

Gefühle und die glühendste Leidenschaft ausgedrückt sind, mit großer Mühe in's Reine geschrieben werden — fühlte er sich ruhiger. Er durchlas seine Zeilen, und die klangvollen Perioden wirkten beruhigend auf ihn. Wenn er auch nicht mit sich selbst zufrieden war, so war er es doch wenigstens mit seinem Briefe, indem er glaubte, derselbe werde auf Irma gewiß die erwünschte Wirkung ausüben, — und endlich verlangte er ja nicht mehr. — Wenn es bei andern Gedichten, wie Byron behauptet, am schwersten ist einen guten Anfang zu finden, so ist bei der Liebe, diesem schönsten Gedicht unseres Lebens, welches beinahe Jeder versucht, und das so selten gelingt, ein gutes Ende gewiß das Schwerste; und wenn die meisten Menschen zum Beschluß die Ehe anwenden, so liegt die Ursache davon darin, daß sie nach aller Mühe kein anderes Ende ausfindig machen konnten. Káldory schien es, daß er seine schwere Aufgabe gelöst habe. Wie andere Schriftsteller, die, indem sie ihre Werke unter dem Eindruck gewisser Empfindungen verfassen, der Umstände nicht gedenken, unter welchen man sie liest, und von welchen ihre Wirkung abhängt; so maß Káldory, anstatt sich in Irma's Lage hineinzudenken, die Wirkung, welche sein Brief auf sie machen werde, nach seinen eigenen Gefühlen; und war es möglich mehr Liebe, war es möglich so viel edle Gefühle mit wärmeren Worten auszusprechen, als er es in seinem Briefe gethan hat?

Die Trennung wird Irma weh thun, — aber ist der Bruch nicht eigentlich von ihr ausgegangen? Káldory's Brief war nur die Antwort darauf, was sie geschrieben hatte; der Entschluß, welchen seine Zeilen ausdrückten, war nur die

Erfüllung des von Irma deutlich ausgesprochenen Wunsches. Und das Ganze konnte Irma nicht unvorbereitet treffen. Als sie sich zum letzten Male begegneten, in demselben Zimmer, in welchem er jetzt seinen Brief geschrieben, hatte er ihr dasselbe fast mit den gleichen Worten gesagt. Freilich hat Irma, als sie Káldory schrieb, sie wolle sich von ihm trennen, es nicht für wahrscheinlich gehalten, daß er diese Worte ernstlich nehmen werde; freilich auch hat Káldory bei Gelegenheit ihres letzten Zusammentreffens von der Möglichkeit der Trennung nicht eben in einem Ton gesprochen, der geeignet war, Irma auf die neu erfolgten Ereignisse vorzubereiten: aber endlich war es doch, wenn sie es ruhig überlegten, für beide am besten, sich zu trennen, und die Art, mit welcher Káldory seinen Entschluß ausführte, konnte nicht zarter sein.

Nur Eines war in seinem Brief, was Irma verletzen konnte: die Nachricht, daß er heiraten werde. Káldory wußte wohl, daß die Frauen nichts schwerer verzeihen, als ein solches Verbrechen; aber konnte sie sich am Ende auch dagegen beklagen? Sprach er es nicht in den wärmsten Worten aus, daß sich sein Herz nicht geändert habe, daß er Irma noch immer liebe, und daß er in Margareten eine Scheidewand errichten wolle, die ihn gegen seine eigene Leidenschaft schütze? Erschien nicht auch diese Heirat als ein neues Opfer, das er seiner früheren Liebe brachte?

Je mehr er über den Gegenstand nachdachte, um so mehr söhnte er sich mit sich aus, und endlich siegelte und schickte er den Brief mit dem Gefühle ab, von welchem das Herz voll ist, wenn man eine unangenehme Sache überstanden hat.

XII. Kapitel.

Nach dem Vorgefallenen verbrachte Káldory den größten Theil seiner Zeit zu Vérthalom, und fühlte sich glücklich, wenn Irma's Andenken ihn nicht beunruhigte, besonders da von ihr anstatt einer Antwort bloß ein gedruckter Partezettel anlangte, in welchem sie den Tod ihres Mannes meldete. Er fühlte, daß er von dieser Frau, die er gerade in dem Augenblick verläßt, in welchem die Scheidewand fiel, die zwischen ihm und ihrem Besitz bestanden hat, nur Haß und Verachtung verdiene; kann er hoffen, daß diese leidenschaftliche Frau die tödtliche Beleidigung ruhig ertragen, und nicht Alles aufbieten werde, um das neue Verhältniß, in welches er zu Margareten gekommen war, wenigstens zu verbittern! Steht dies nicht in ihrer Macht? Wenn sie seine Briefe, besonders den letzten, Margareten oder der Mutter derselben mittheilt, was werden diese sagen? Bei Anderen hätten solche Entdeckungen keine großen Folgen. Bei einem Freier wie Káldory legen die Frauen unter ähnlichen Umständen größtentheils viel Philosophie an den Tag, und sie kümmern sich nicht viel darum, wenn sich in die Süßigkeit der Honigwochen auch ein wenig Wachs mengt, das zur Aufklärung der Stellungen dienen könnte. Aber Káldory wußte, daß Margarete uud deren Mutter anders dachten. — Er beklagte es bitter, daß er Irma durch seinen Brief aus Gutherzigkeit und Zartgefühl eine Waffe in die Hand gegeben habe, von deren Gebrauch sie jetzt, nachdem ihr Mann gestorben war, nur durch ihren

Stolz zurückgehalten werden konnte, das heißt, durch etwas, womit eine Frau nur ihrer Liebe, nicht aber ihrem Haß widerstehen kann.

Káldory fühlte sich, obwohl ihm Margareten von Tag zu Tag lieber wurde, von allen diesen Gedanken gepeinigt, nicht glücklich, aber er wußte seine Gefühle zu beherrschen, und wenn er zuweilen ernster und nachdenklicher war, als es zu seiner Lage paßte, so nahm ihm das Niemand übel; hat er doch in seinem Leben viel gelitten, dachte Margarete und sie liebte ihn um dieser Traurigkeit willen noch mehr. Sie fühlte sich so glücklich, so stark durch ihre Liebe, daß sie nicht glauben konnte, die traurigen Eindrücke, welche das Leben in Adrians Erinnerung zurückgelassen hat, würden selbst ihrer Liebe Widerstand leisten können. Konnte sie wissen, daß wir in dem Kampfe gegen die Vergangenheit unserer Liebe nicht siegen können?

In Vérthalom ging äußerlich keine Veränderung vor. Die Tage verfloßen ruhig wie sonst, und die außerordentliche Thätigkeit, welche durch die nothwendigen Vorbereitungen der Gräfin hervorgebracht wurde, störte nicht die Ruhe des Hauses; und in wie neuer Gestalt erschien dennoch das Leben jedem einzelnen Bewohner desselben!

Margaretens Unruhe verschwand. Ihr Herz glich der Magnetnadel, welche, nachdem sie ihre Richtung einmal aufgefunden hat, trotz den Stürmen, die das Schiff umherschleudern, dennoch sicher nach einem Punkt hinzeigt. Ihre Zweifel schwanden; sie fühlte, daß sie ihre Richtung nicht erwählt, sondern gefunden habe, und daß sich diese nicht mehr

ändern könne; und gerade diese Ueberzeugung war es, die sie so glücklich machte. Sie, deren Seele früher von unbestimmten Wünschen beunruhigt wurde, die sich mißverstanden glaubte, die selbst die Liebe ihrer Mutter nicht befriedigte, weil diese Liebe dem nicht entsprach, wovon sie träumte, weil sie nicht so grenzenlos, so ausschließlich war, wie sie sich vorgestellt hatte: sie besaß jetzt Alles, wonach ihre Seele sich gesehnt hatte. Sie wußte, was sie wünschen, was sie von der Zukunft erwarten könne. Der große Wirkungskreis, welchen sie gesucht, der Ruhm, von dem sie geträumt, die Liebe, welche sie geahnt hatte, Alles, was zum Glück ihres Herzens nothwendig war, fand sie in Adrian, und sie verlangt vom Leben nichts weiter. Margarete war in diesen Tagen so heiter, sie schien so grenzenlos glücklich, daß selbst ihre Mutter, die sonst bei der geringsten Gelegenheit besorgnißvoll in die Zukunft blickte, sich jetzt ganz beruhigt fühlte.

Nicht minder glücklich war auch Mariska, nur daß das Gefühl ihres Glückes auf sie anders einwirkte. Das liebe Mädchen, das sonst das Haus und den Garten mit ihrem Gesang erfüllte, und Jedermann durch ihre unschuldigen Schelm ereien erheiterte, war auf einmal schweigsamer und ernster geworden. Wenn Margarete mit voller Zuversicht in die Zukunft blickte, und keinen Augenblick daran zweifelte, daß sie Adrian glücklich machen werde: so wurde das Herz ihrer sanfteren Freundin oft vom Zagen der Unsicherheit heimgesucht. Konnte sie doch nicht begreifen, durch was sie so viel Glück verdient habe; sie konnte sich nicht denken, wie sie das Glück werde vergelten können, das sie Andreas zu verdanken hat.

Wird sie dem alten Herrn Alles nach Wunsch machen können, wird sie den großen Haushalt, das zahlreiche Gesinde und alle die Arbeit, die ihrer wartet, richtig zu versehen im Stande sein? Als ob die beiden Freundinnen die Rollen vertauscht hätten. Margarete fühlte sich, seitdem sie das Ziel, von welchem sie früher nur geträumt hatte, vor sich sah, von der peinlichen Ungewißheit, in welcher sie bisher gelebt hatte, plötzlich befreit: Mariska erschrack vor dem Glück und den Pflichten, welche in dem neuen Kreise ihrer warteten, und die zu erfüllen sie sich nicht genug Kraft zutraute.

Beide fühlten, daß sie an der Schwelle eines neuen Lebens stehen; Mariska blickte niedergeschlagen, Margarete mit muthiger Entschlossenheit in die Zukunft; und dennoch fühlten sich beide glücklicher, als sie es bisher gewesen waren. Wie die Sonne, welche einen Theil der Landschaft mit Glanz erfüllt, während auf der andern Seite früher nicht geahnte Schatten entstehen, so ist auch die Liebe: hier tauchen unter ihrer Wirkung unerwarteter Weise Wonne und Hoffnung auf, dort Kummer und Besorgniß; Alles ändert sich, doch Alles wird schöner.

Zu Vérthalom fühlte sich im Verlauf dieser Tage Jedermann befriedigt. Selbst die alte Frau Galambos söhnte sich — wie sehr es ihr auch um das Geld leid war, das sie mit vieler Mühe für Mariska zusammengespart, und welches die Landstreicherin von ihr erpreßt hatte, — mit ihrem Schicksal aus, wenn sie das Glück des lieben Mädchens sah, und an die Zukunft dachte; auch der alte Farkas gab sich mit dem Geschehenen zufrieden.

Er würdigte Káldory's hervorragende Eigenschaften in vollem Maße, ja diese eben waren der Grund, weshalb er an Margaretens Zukunft manchmal mit Besorgniß dachte. Nach seiner Ansicht fällt Jedem, der ohne allen Zweck lebt, der keine Last auf sich nehmen will, besonders wenn er mit glänzenderen Eigenschaften ausgestattet ist, das Leben endlich zur Last; und wenn wir mit der inneren Geschichte der in der großen Welt vorhandenen schlechten Ehen bekannt wären, so würde sich herausstellen, daß sich Mann und Frau oft nur deshalb unglücklich gemacht haben, weil sie nichts Ande es zu thun hatten. — Er dachte über diesen Gegenstand oft nach, und kümmerte sich viel, allein Mathias Farkas gehörte nicht zu jenen Menschen, die einer Schwierigkeit oder einer Gefahr gegenüber sich ruhig ergeben. So wie in der finstersten Nacht noch immer Licht genug da ist, daß wir, wenn wir eine Zeit lang hinausschauen, einzelne Gegenstände wenigstens in ihren dunkeln Umrissen sehen: so kannte er keine vollkommen hoffnungslose Situation; er schaute so lange, und strengte seine Augen so anhaltend an, bis sein Umkreis wieder heller erschien. Das war auch jetzt der Fall. Der praktische Mann, der nie in seinem Leben ohne Arbeit zu bleiben im Stande war, konnte Káldory's Blasirtheit nicht begreifen, und gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß jene nur ein Uebergangs-Zustand, eine Art von Krankheit sei, die einst vergehen wird. — Man muß ihn aus seiner gegenwärtigen Unbeschäftigtheit herausreißen, man muß ihn auf eine seiner würdige Laufbahn leiten, und Alles wird gut gehn. Bisher hatte er sich von Allem, was er im Leben vorfand, abgestoßen gefühlt; aber

hat doch auch der Magnet einen abstoßenden Pol, fühlt sich doch auch dieser nicht durch Alles angezogen; Káldory's Uebel besteht nur darin, daß er sich dem Leben von einer verfehlten Seite her genähert hat, daß er nicht mit solchen Gegenständen in Berührung kam, zu welchen er seiner Natur gemäß Neigung besitzt. — Ein solcher Mensch bedarf eines größeren Wirkungskreises. Sein ernsteres Gemüth kann sich nur auf dem Felde der öffentlichen Angelegenheiten befriedigt fühlen; und Margarete ist ganz die Person dazu, ihn auf diese Bahn leiten zu können.

Sobald der greise Pfarrer die Sache von dieser Seite betrachtete, hörten seine Zweifel auf, und die Gräfin, welche bisher nur das beunruhigte, daß ihr alter Freund ihre Freude nicht theilte, nahm mit nicht geringer Ueberraschung wahr, daß er, auf dessen Urtheil sie bisher am meisten gehalten hatte, die Heirat, der er sich so oft widersetzt hatte, jetzt kaum erwarten konnte.

Zu Vérthalom verflossen daher die Tage in glücklicher Eintracht, ohne Ereignisse zwar, aber voll Hoffnungen und Glückseligkeit. Weder die Lage, noch die Gefühle von irgend Jemanden im Hause änderten sich, nur daß sich in dem ganzen Kreise, wie da wo die Sonne lange hinscheint, unter dem Einfluß der fortwährenden Glückseligkeit immer mehr Wärme verbreitete; und so kam der Tag heran, an welchem Margaretens und Mariska's Hochzeit anberaumt war.

Aus der Stadt erschienen nur Káldory's Tante und ein Paar Freunde von ihm, so wie einige Verwandte der Familie Ormosy. Die kirchliche Ceremonie fand einfach und

ohne Pomp in der Vérthalmer Kirche statt; nur die Blumen, mit welchen der Pfarrer seine Kirche ausgeschmückt hatte, die Freudenthränen, die in so Vieler Augen glänzten, die Befriedigung, die auf jedem Gesicht strahlte, verschönerten die Feier.

Mathias Farkas sprach seinen Segen über die Paare, und eben richtete er an dieselben mit von Rührung bebender Stimme eine kurze Belehrung, als Elisabeth Káldory in der Kirche umherschauend, zwischen dem Volke eine in tiefe Trauer gehüllte Frauengestalt bemerkte.

Die Ueberraschung und die Unruhe, welche ihr Gesicht hierüber ausdrückte, entging der Aufmerksamkeit Káldory's nicht. Indem er nach dem Grund forschte, wandte auch er seinen Blick auf die Zuschauer, und er erblickte dort Irma.

Nur eine Sekunde trafen sich ihre Blicke, aber diese eine Sekunde genügte, daß Káldory die Gefühle, welche Irma's Brust in diesem Augenblick durchtobten, verstand, — und er senkte seinen Blick zu Boden.

Niemand bemerkte diese Verlegenheit, allein die Pein, welche in diesem Augenblick seine Seele erfüllte, vermag auch Niemand zu beschreiben.

— Gott segne die gnädige junge Frau! Gott segne dich, Mariska! — diese Worte wurden von allen Seiten gehört, als das Hochzeitgeleite die Kirche verließ. Káldory hörte nichts. Als er vor dem Platz vorüberging, auf welchem Irma saß, wandte sich sein Blick abermals unwillkührlich dahin, und sein Auge begegnete wieder dem finstern Blick, in welchem so viel Schmerz und Haß ausgedrückt war.

Káldorþ wollte mit seiner jungen Gattin eine längere Reise unternehmen. Noch am Hochzeitstage sollten sie abreisen. Margarete und ihre Mutter, die sich zum ersten Mal in ihrem Leben von einander trennen sollten, waren mit diesem Gedanken so sehr beschäftigt, daß sie die Veränderung, die mit Adrian vorgegangen war, gar nicht bemerkten; ihm selbst aber dienten die zur Reise nöthigen Vorbereitungen als Vorwand, sich aus dem Kreise der Glückwünschenden auf kurze Zeit in sein Zimmer zurückzuziehen, und da die Herrschaft über sich selbst wieder zu gewinnen.

Als er reisefertig in den Saal trat, war er äußerlich ruhig; und wenn auch die gute Laune, zu welcher er sich nöthigte, erzwungen schien, so ahnte doch nur seine Tante, was er in dieser kurzen Stunde leiden mußte, bis er sich endlich mit seiner schönen Gattin in den Wagen setzte und abreiste.

Kurz nach den Neuverehelichten setzten sich auch die Uebrigen in die Wagen, und reisten ab. Die Anwesenheit derselben, welche die Gräfin nöthigte, sich im Augenblick des Abschied's Zwang anzuthun, übte auf sie vielleicht eine wohlthätige Wirkung aus. Man erträgt die Schmerzen leichter, wenn man sich denselben nicht ganz hingibt, und der Zwang, dessen Last man nie schwerer fühlt, als gerade in solchen Augenblicken, erhält das Gleichgewicht der Seele aufrecht. — Nachdem Alles fort war, ging die allein zurückgebliebene Mutter in Margaretens Zimmer hinauf und brach in Thränen aus.

So fand sie der greise Pfarrer. Auch er war tief gerührt, er begriff diese Schmerzen, und wußte, daß der Kum-

mer, gleich einem vom Sommergewitter angeschwollenen Strom weniger verwüstend wirkt, wenn man ihm freien Lauf läßt. Schweigend stand er eine Weile vor dem Stuhl der Gräfin; später ging er zum Fenster, öffnete es und schaute in den Garten. Von ferne her ertönten heitere Musik und Freudengejauchze, mit welchem die Hochzeitsgäste Fekete's Hof erfüllten.

— Wie glücklich sind sie, — sprach die Gräfin nach längerem Schweigen, während dessen die Augen des Pfarrers an ihr hingen, — sie können das Glück ihrer Kinder sehen, sie können daran theilnehmen, aber ich — — Ist die Lage einer Frau nicht unglücklich, die nur eine Tochter hat? Wann und wie werde ich Margarete wiedersehen?

— Auf jeden Fall glücklich, — sprach Farkas mit erzwungener guter Laune — und ich glaube, bald. Ich gebe ihnen nicht ein Paar Monate Zeit, und es wird außer der Sehnsucht, welche Margarete gewiß nach Ihnen hat, auch noch andere Gründe geben, welche dieses schöne Paar, das jetzt flügge geworden, in sein trautes Nest zurückführen. — — Aber kommen Sie, Ew. Gnaden, — fügte er hinzu, als er die gute Wirkung bemerkte, welche seine Worte auf die Gräfin machten — kommen Sie zur Hochzeit. Der alte Fekete freut sich nur halb, so lange Ew. Gnaden sein Haus nicht beehrt haben, und so auch die Uebrigen.

Sie gingen fort. — Auf den untersten Stufen begegneten sie der Frau Galambos, die in Begleitung eines fremden zerlumpten Weibes oben aus ihrer Stube kam.

— Das hätte ich auch nicht gedacht, daß wir die Frau

Galambos hier treffen werden; — sprach Farkas gutgelaunt — was sagen die Tänzer?

— Das taugt nicht für mich, — sagte Frau Galambos seufzend. — Wenn ich mich nicht schämte, so würde ich mich in einen Winkel setzen, und bis in die Nacht hinein weinen.

— Was fehlt Ihnen, liebe Frau Galambos? — fragte die Gräfin — Sie sind ganz blaß.

— Ich bin auch ein wenig alterirt, und — Gott weiß es, ich habe diese Heirat so sehr gewünscht, und jetzt, da sie vollzogen ist und ich meine leere Stube sehe, fällt es mir so schwer, daß ich es gar nicht sagen kann.

Der Pfarrer wollte auch sie trösten.

— Der hochwürdige Herr versteht das Alles nicht, — sagte Jene — es ist gewiß eine traurige Sache, wir mögen sie wie immer nehmen. Man erzieht seine Tochter, sorgt Jahre lang für sie, bewahrt sie vor jedem Uebel, und wenn sie erwachsen ist, nimmt sich sie ein Anderer, und Niemand weiß, wie es ausfallen wird.

— Wenn ich noch einmal fünfhundert Gulden bekommen könnte, so gäbe ich es nicht darum, daß ich kein Kind habe, — sprach die Landstreicherin, als sie beim Thor stehen bleibend, den sich Entfernenden nachschaute, die mit einander sprechend, sich nach Fekete's Haus begaben — ein Kind kostet nur Geld und macht Sorgen.

Ende des ersten Bandes.

Eötvös, József,

Die Schwestern Roman

Bd.: 1

Pest 1858